J. Gaudenz von Salis-Seewis.

Von

Adolf Frey.



Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1889.



[illegible]

[illegible]

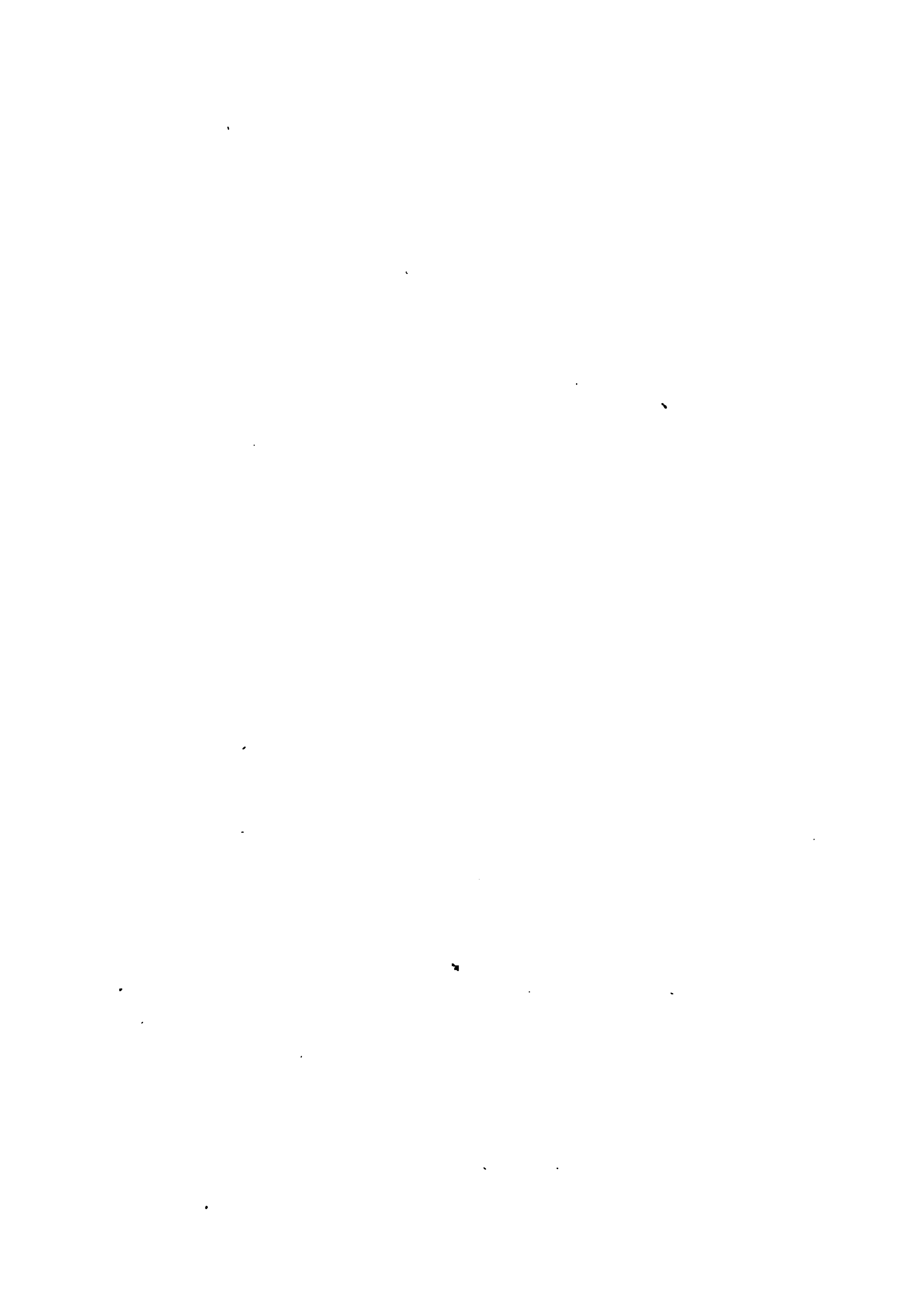
A. Z[illegible] — [illegible]

[illegible]

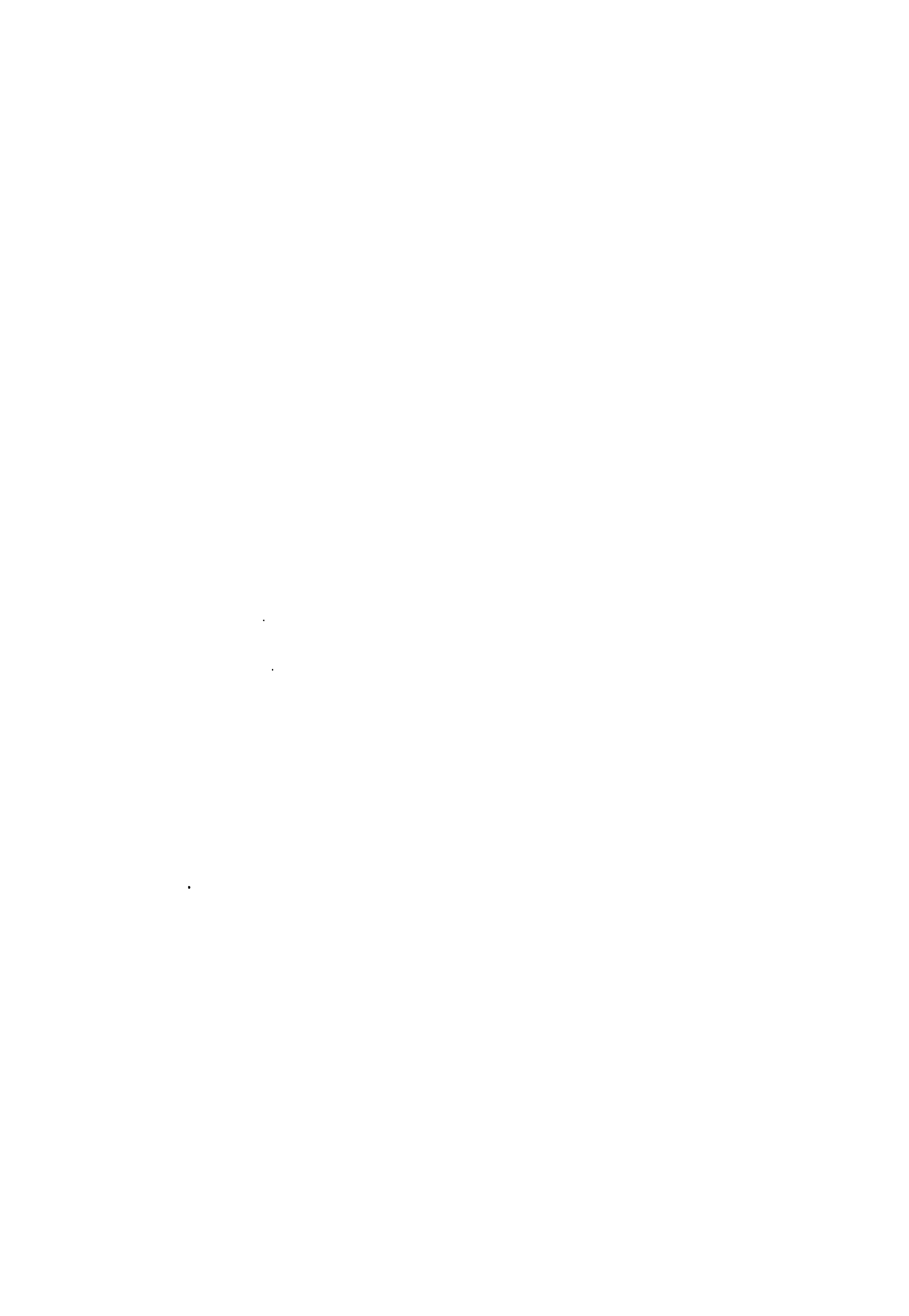


Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.









J. Gaudenz von Salis-Seewis.

Von

Adolf Frey.

Mit Salis' Bildnis und einer Ansicht des
Familiensitzes Bothmar.



Frauenfeld.
Verlag von J. Huber.
1889.

J. Hubers Buchdruckerei.

Vorwort.

Die Grenzscheide zweier Jahrhunderte geht gerade durch die Mitte des Lebens, das die nachstehenden Blätter zu schildern versuchen. Das achtzehnte Säculum zeigt den Kriegsmann im Dienst der Fremde und der Heimat und den Sänger der zarten Lieder, die seinen Namen der Nachwelt überlieferten; die andere Hälfte weist jene Stille und Einförmigkeit, die dem Dasein eines Schweizers in kantonalen Ämtern eigen zu sein pflegt.

Ein vom vierzehnten bis über das dreißigste Jahr hinaus — allerdings oft lückenhaft — geführtes Tagebuch bietet eine Fülle von Notizen, die aber in ihrer Dürftigkeit selten ein Bild der Ereignisse oder Zustände festhalten, sondern lediglich dem Schreiber als Wegweiser dienten, die Pfade der Erinnerung leichter beschreiten zu können. Von Salis' Briefen sind, etliche zwanzig an den Jugendfreund Bansi und diejenigen an die Braut abgerechnet, die meisten verloren oder nicht mehr aufzufinden, so namentlich die sicherlich aufschlußreichsten, die an den Vater; und die an ihn selbst gerichteten, die weit über ein halbes Tausend betragen, gewähren dem Biographen nicht so viel Material, daß er überall jene Fülle und Rundung zu geben vermöchte, die selbst bei einer verhältnismäßigen Kleinheit des Vorwurfs wünschenswert erscheint, zumal wenn hinter der sympathischen Persönlichkeit des Helden die bestimmenden Verhältnisse einigermaßen anschaulich ins Licht treten sollen.

Der bisher nie verwertete handschriftliche Nachlaß des Dichters, zu dem das besagte Tagebuch und die erwähnten Briefe gehören, wurde mir von der Familie von Salis in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, wofür ich ihr hier meinen verbindlichsten Dank ausspreche, zuvörderst Frl. Jacobe von Salis, die mir mit Rat und Auskunft unermüdlich an die Hand gieng. Ich danke auch Frau M. Burckhard und den HH. Oberst Emil Frey in Basel, Dr. P. C. von Planta in Chur, Oberstlieutenant Th. Sprecher von Bernegg, Professor Meyer von Knonau, Professor Rahn und Bibliothekar Dr. H. Escher in Zürich; ferner Herrn Seminardirektor J. Keller in Wettingen und vor allen dem jederzeit hilfsbereiten Kollegen A. Schumann.

Das dem Buche beigegebene Portrait ist ein direkter Abdruck einer von Queneden in Paris (etwa 1790) gefertigten Kupferplatte, die sich in Salis' Nachlaß so wohl erhalten vorfand, daß man nach einer Reinigung Abzüge davon erstellen konnte. Die Ansicht vom Bothmar ist nach einem Aquarell von Leonhard Steiner in Heliogravüre ausgeführt.

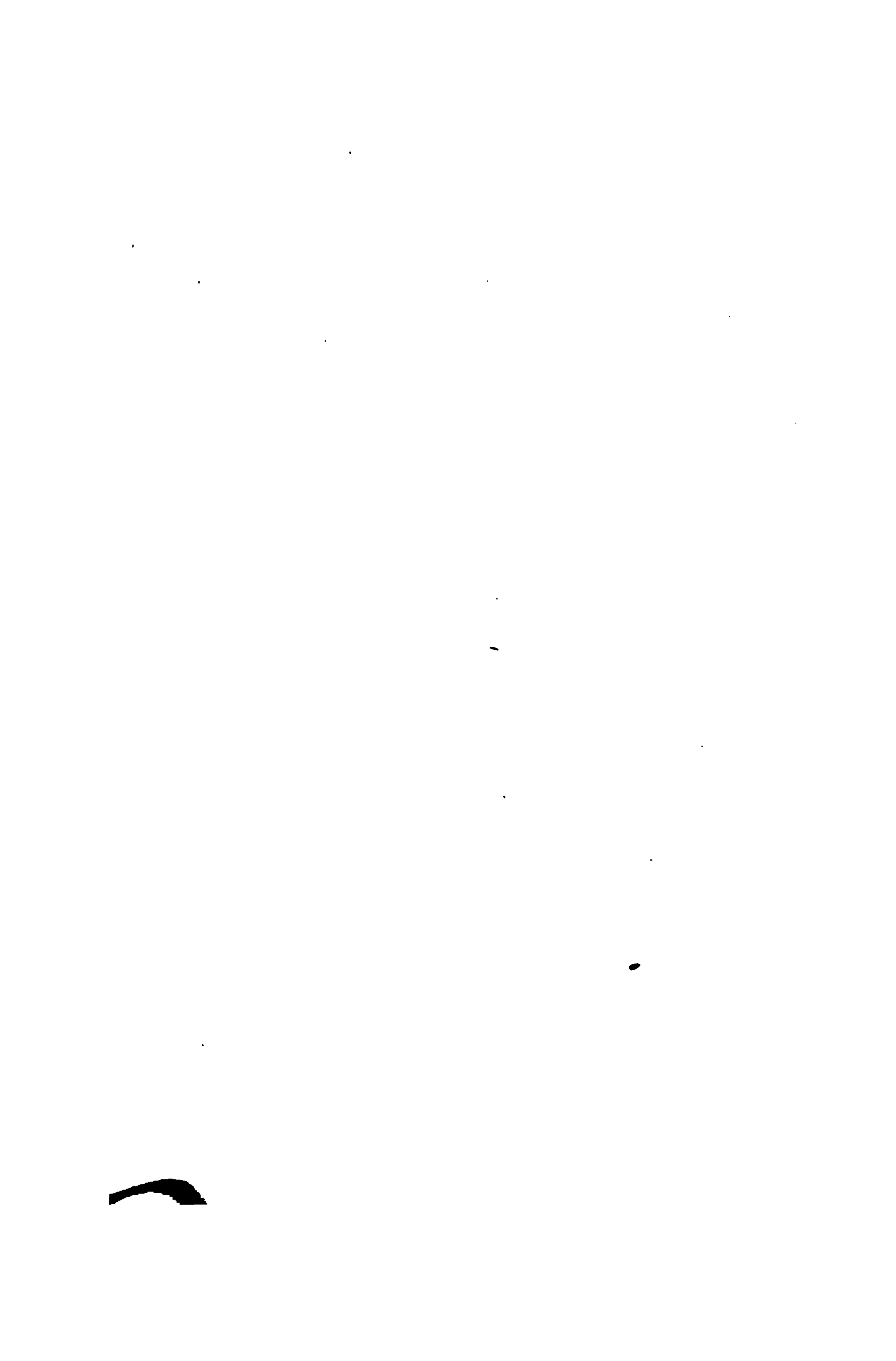
Aarau, im Sommer 1889.

Dr. Adolf Frey.



Inhalts-Verzeichnis.

Beilagen:





I. Jugendzeit.

1762—1779.

Am Fuße des Augstenberges, einem Ausläufer des Falknis, liegt hart über dem stattlichen Dorfe Malans der Landedelsitz Bothmar, der den künstlichen Schnitt der Zierbäume seines Gartens bis auf den heutigen Tag aus dem vorigen Jahrhundert herübergenommen hat und sich mit seinen Wetterfahnen, den bauchigen Korbfenstern und den von Wildreben übersponnenen Rokokobalkons recht als die Herberge behaglicher Stille und angenehmer Beschaulichkeit darstellt. Drinnen blicken von den Wänden herunter — die Damen in den modischen Trachten ihrer Zeit, die Männer meist bepanzert und geschient — die Ahnen des Geschlechtes derer von Salis, das mehrmals entscheidend in die Geschichte des bündnerischen Vaterlandes eingriff und auf die heimischen und fremden Schlachtfelder manchen tapfern Mann stellte. Es war eine liebenswürdige Fügung des Schicksals, daß es der ruhmreichen Familie auch einen Dichter, der ihren Namen im ganzen Bereich der deutschen Zunge bekannt machte, zu der Zeit schenkte, als ihre politische Bedeutung und Machtfülle in die Brüche gieng, weil um die Wende unseres Saeculums die Nachwirkungen der französischen Revolution in solchen Dingen Wandel schafften.

Dieser Dichter ist Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geboren im Bothmar den 26. Dezember 1762 als Sproß der im sechszehnten Jahrhunderte abgezweigten Linie Salis-Seewis. Sein Vater Johann Ulrich (1740—1815) war wohl der be-

gütertste Bündner seiner Zeit, da er durch seine Heirat den Bothmar und nach dem Ableben seines ältern Bruders Herkules die Schlösser Seewis und Flims und die Güter zu Bergün, St. Margrethen und Meilen erhielt, und der richtige schweizerische Landedelmann des vorigen Jahrhunderts, obenan in den politischen Angelegenheiten des Vaterlandes, dessen höchste Stelle, die eines Bundeslandammanns, er mehrmals bekleidete, eifrig bedacht, Gut und Wohl der Familie festzuhalten und zu äufnen, ein guter Rechner und vollendeter Praktikus, ein Kenner der Menschen und ihrer Verhältnisse, eigenwillig, ehrgeizig und rastlos tätig. Ein Aufenthalt in Frankreich, wo er als Offizier in der Schweizergarde gestanden, und der Unterricht durch den Philosophen Lambert[1] hatten seiner einfachen Frömmigkeit nichts anzuhaben vermocht, ihm aber in manchen weltlichen Dingen die Augen geöffnet, eine gute äußere Bildung und, namentlich durch die Jahre in Paris, manche schätzbare Verbindung verliehen, die er für seine Kinder nicht ungenützt ließ. Seinen drei Töchtern, denen er ein geistiges Gegengewicht gegen die gewöhnlichen Sorgen und Geschäfte des Haushaltes zu verschaffen wünschte, und den vier Söhnen eine sorgfältige Bildung[2] und standesgemäßes Fortkommen zu ermöglichen, scheute er kein Opfer und verlebte manche schwere Stunde, weil er hierin das Äußerste zu tun entschlossen war; er schreibt einmal, im Juli 1786, er habe zwei Mütter (nämlich seine eigene und die Stiefmutter seiner Frau) zu ernähren, zwei Töchter auszustatten, vier Söhne, einen Erzieher und eine dritte Tochter auswärts — im Pensionat — zu erhalten und einen zahlreichen, durch häufige Gäste erweiterten Haushalt zu bestreiten, das alles aus dem Ertrag der allerdings feinen und sehr umfänglichen Reben, die jedoch gerade in diesem Jahre nichts eingetragen, wohl aber Tausende von Gulden gekostet hatten. Seine Frau Jacobea, eine geborene von Salis-Bothmar, die letzte ihres Geschlechts, konnte Sorgen und Geschäfte nur in beschränktem Maße mit ihm teilen, denn sie war, soweit spärliche Andeutungen einen Schluß gestatten,

[1] Joh. Heinr. Lambert. 1728—1777. Er lebte übrigens im Hause des Grafen Peter von Salis (Wolf: Biographien zur Kulturgesch. d. Schweiz: III, 322).

[2] Er war mit seinem Sohn Johann Ulrich ein Hauptbegründer der spätern Kantonsschule zu Chur.

oft krank und nervenleidend, und hatte manche Stunde zu ertragen, die durch das tragische Schicksal ihrer Brüder verschattet wurde, von denen der eine infolge eines Duells zu Genua sein Ende fand, der andere nach einem Sturze im Bothmar dauernd von tiefer Schwermut heimgesucht blieb. In der Korrespondenz zwischen Vater und Sohn und in den Tagebüchern des letztern tritt sie sehr selten hervor; und doch hat jedenfalls der Dichter, der sie dreißig Jahre nach ihrem Tod besang[1], von ihr die reizbare Seele und das empfindliche, so leicht verwundete Herz geerbt. Er hieng vielleicht mehr an der Großmutter väterlicherseits, an der „lieben Frau Ahna", die, im Stammschloß Seewis hausend, bei ungebrochenen Kräften der Seele und des Leibes es über achtzig Jahre brachte und sich die Einsamkeit der alten Tage gerne durch den geliebten Enkel erhellen ließ, nicht ohne ihn auch in ihrer Herzensgüte und Milde, wie wenigstens der Vater gelegentlich klagt, zu verzärteln und verziehen. Mit den Schwestern Catherina, Jacobea und Anna Paula sowie mit den Brüdern stand Johann Gaudenz, wie es scheint, in dauernd guten Beziehungen; der jüngste, Johann Ulrich (geb. 18. Mai 1777), tat sich später im politischen Leben Graubündens hervor und warf sich auf ausgedehnte historische Studien, während Gubert und Herkules gleich dem ältesten ihren Weg im französischen Militärdienst suchten und in der Stellung von Gardeoffizieren durch die Revolution überrascht und erschüttert wurden.

Alles in allem gerechnet hat Salis ein glückliches Leben gelebt und empfand vorab den vollen Zauber und Segen ungetrübter, froher Jugendzeit, deren Glanz auf die manchmal verdüsterten Pfade des Erwachsenen einen verklärenden, wehmütigen Schein warf; aus seinen Liedern klingt in einem fort der liebliche Lockruf der unwiederbringlich verlorenen seligen Knabentage. Seine Kindheit grünte auf den sonnigen Hängen rings um den Bothmar und, unter der Hut der Großeltern, in Chur. Der Hauptort Bündens bot damals mit seinen Mauern, Gräben und Türmen von ferne einen malerischen Anblick; der durchs Tor Getretene sah aber

[1] „Am dreißigsten Jahrestag nach dem Tode meiner Mutter." Im Musenalmanach für das Jahr 1831. Herausgegeben von A. Wendt.

nichts als ein enges dunkles Nest, unansehnliche Häuser, sehr oft mit einem Misthaufen vor der Front, unbeleuchtete und ungepflasterte, von Löchern und Pfützen bedeckte Straßen; stattlichere Häuser waren nur wenige zu finden. Diese gehörten meistens den adeligen Familien, die ein formelles und doch gemütliches Leben unter sich zu führen wußten, das in seiner ganzen Haltung das Gebaren und den Ton auch der Kinder beeinflußte; das feine und gewandte Auftreten der Erwachsenen ließ deutlich erkennen, daß sie, meist als Offiziere, an dem ersten Hofe Europas gelebt hatten, und man konnte am Benehmen der Jungen merken, daß auch sie einst im Schlosse zu Versailles mit dem Sponton zu salutiren, und in der feinsten Gesellschaft der Welt zu verkehren gedachten. Daheim gieng es freilich nach den gemütlichen alten Bräuchen zu. Fast alle paar Tage fand eine kleine Einladung statt, Lukmilch genannt, d. h. Lockermilch, von der ursprünglich dabei aufgetischten Schlagsahne; hin und wieder gab es auch eine Brusca, ein Nachfest, wo man sich an den Resten einer größern Tafel des vorhergehenden Tages gütlich tat, und auch an Bällen, familiären Tänzen, Schlittenpartien und Ausflügen nahmen die Jungen teil, wobei sich für die „Chapeaux“ (Cavaliere) von fünfzehn oder sechszehn Lenzen reichlich Gelegenheit bot, den Schönen Artigkeiten zu erweisen. Die einzige Tagebucheinzeichnung einer Woche — denn der junge Salis buchte seine Erlebnisse seit dem zwölften Jahre — besteht oft nur darin, daß er den Namen der „Jungfrau“ meldet, deren Ritter zu sein er die Ehre hatte, und neben der lakonischen Bemerkung „Keine“ vergißt er auch nicht niederzuschreiben, wenn er an jedem Arme eine führte. Daneben gab es der Reihe nach „in der Stadt“ bei den einzelnen Gliedern der Gesellschaft Zusammenkünfte, wo der Minnedienst eine gewisse Consistenz erhielt und sich nicht selten für das spätere Leben bedeutungsvolle Fäden anspannen. Auch taten sich die Knaben zu einer Brüderschaft mit den Würden eines Präsidenten, Tribunus u. s. w. zusammen, und da sie sich mit diesen Würden vor den „Jungfrauen“ zu spreizen und spiegeln wünschten, so lud man auch diese zu den Vereinigungen ein. Zuweilen wurde von der jungen Gesellschaft auch Hazard gespielt, und zwar zu ganz beträchtlichen Ansätzen.

Also herrschte an gesellschaftlichen Freuden und Begebenheiten für das junge Volk kein Mangel, aber sie waren so ziemlich alles, was Chur zu bieten hatte, denn außer dem Treiben der Spießbürger und Handwerker und gelegentlich den Kutschen fremder Gesandter war in seinen Gassen nichts zu sehen, außer dem Geklingel der im Sommer vorbeiziehenden Saumrosse und der zur Winterszeit durchfahrenden Frachtschlitten war nichts zu hören. Demgemäß ist es natürlich, daß Johann Gaudenz in sein Tagebuch alles eintrug, was an Außerordentlichem vorfiel und seine Phantasie in Bewegung setzte; so den im Januar 1777 erfolgten Tod des Fürstbischofs, den er auf dem Paradebett sah und dessen Bestattung er beiwohnte; er stieg sogar in die Gruft hinunter und sah dort einen halbvermoderten Vorgänger des eben zur Ruhe Getragenen, einen aus dem Geschlecht der Flugi, hörte er sagen. Nicht minder beschäftigte ihn die im April vorgenommene Wahl eines Nachfolgers auf dem verwaisten Hirtenstuhl. Geburt und Taufe seines jüngsten Bruders begleitete er im Tagebuch mit einem frommen Spruch und schrieb auch den Leichentext des im 69. Lebensjahre verstorbenen „Herrn Aehni" auf. Sein frommer Sinn erhielt im folgenden Jahre neue Nahrung, als er in die Unterweisung (Konfirmandenunterricht) kam und, gerührt und tief bewegt, am Ostertag das erste Mal zum Tisch des Herrn trat. Bald darauf durfte er an die erste Landsgemeinde nach Zizers reiten, wobei er, zum Glück ohne Schaden zu erleiden, vom Gaul fiel. Es gieng ziemlich stürmisch zu unter dem Volke, und hier sah Salis zuerst das Schauspiel entfesselter Volksleidenschaft, das ihm später — in Frankreich und in der Heimat — noch mit ganz anderer Wut entgegentreten und seine Seele und sein Schicksal erschüttern sollte. Trocken notirt er: „Es waren ziemlich Schlägereien. Der Vicari Sprecher ward von den Bauern gesteinigt."

Bei seiner früh hervortretenden Neigung zu einsamen Spaziergängen wird er nach Möglichkeit in der schönen Gegend von Chur und Malans herumgestreift sein, nach der ihn so oft in späterer Zeit das Heimweh ergriff; übrigens war bei einem Aufenthalt auf dem Lande nicht an völlige Einsamkeit zu denken, da die Gegend von Chur abwärts bis Maienfeld mit Landhäusern der Adeligen vielfach besät war, die lebhaft unter sich ver-

kehrten und mit denen Salis hin und wieder auch jagte, soweit es ihm der Unterricht erlaubte. Dieser wurde damals, denn an den Besuch einer Schule, die den Bildungsansprüchen der vornehmen Familien genügt hätte, war nicht zu denken, den Söhnen aus guten Häusern von Präzeptoren erteilt, gewöhnlich Kandidaten der Theologie, die man sich aus Deutschland oder der französischen Schweiz verschrieb. 1777 nennt er einen Conradi und einen Schulze, bei denen er angefangen habe, Stunden zu nehmen, und aus dem nämlichen Jahr stammt eine Korrespondenz über heraldische Fragen, in welcher Heinrich Ludwig Lehmann[1], „ein armes Präzepterchen", wie er sich mit unwahrer Bescheidenheit selber nennt, dem kaum Fünfzehnjährigen den trockenen Gegenstand dadurch genießbar zu machen sucht, daß er sich mit ihm, neben dem mündlichen Unterricht, in allerlei mehr oder minder sinnreiche Kontroversen über den Ursprung des Adels einläßt; übrigens scheint der Cursus wesentlich in der Einprägung der Wappen und Embleme der zehn Salis'schen Linien gegipfelt zu haben, und Salis selbst trat den Beweis an, „daß die Familie Salis alle Anzeichen eines wahren Adels aufzeigen könne." Den 14. Juni zog Hilmer in das Haus des Johann Ulrich ein und wußte sich binnen kurzem bei Jung und Alt in solche Achtung zu setzen, daß er mehr als Freund, denn als Angestellter erschien. Nach seinem Austritt blieb er mit seinem ehemaligen Schüler Johann Gaudenz lange in Korrespondenz, da dieser viel auf seinen Lehrer hielt und ihn einmal einen edlen, gutherzigen, geschickten und frommen Mann nennt[2]; er wurde später unter Friedrich Wilhelm II. von Preußen Oberkonsistorialrat, in welcher Stellung er große Bedeutung für das preußische Erziehungs- und Schulwesen erlangte.

Neben der Aneignung der nicht eben sehr ausgedehnten Kenntnisse, wie sie Salis erwarb, gehörte noch zweierlei zur Bildung eines jungen Adeligen jener Tage, ein Aufenthalt in Frankreich oder in

[1] Er schrieb u. a.: Patriotisches Magazin von und für Bündten, als ein Beitrag u. s. w. Bern 1790. p. XI ff. führt er seine übrigen Publikationen an, die meist die bündnerische Geschlechtergeschichte betreffen.

[2] Hoffmann von Fallersleben. Findlinge I, S. 306.

der welschen Schweiz zur Erlernung des Französischen und eine größere Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland und die Schweiz, beides gewöhnlich in Begleitung des Hofmeisters unternommen und durchgeführt. Das erstere Ereignis trat für Salis im Jahr 1778 ein, und zwar wurde Lausanne als die Stätte seiner weitern Bildung erkoren, einmal weil seine Pensionen eines guten Rufes genossen, sodann auch weil schon der Vater dort den Grund zu seinem weltmännischen Benehmen gelegt hatte und nun eben in der Nähe, in Montmirail, eine der Töchter zum nämlichen Zwecke sich aufhielt. Nachdem Salis den Verwandten und Bekannten in Chur, Maienfeld, Zizers und Malans Lebewohl gesagt, brach er den 12. Juni nachmittags auf, begleitet vom Vater, der zum Abschied von seinem Liebling aus dem Veltlin hergekommen war, und von Hilmer, dessen Aufgabe darin bestand, seinen Zögling auch in der Fremde zu überwachen und zu unterrichten. Der Knecht führte die Gesellschaft am gleichen Tag noch nach Walenstadt, wo der Vater sich von ihr trennte, um sich nach dem Bothmar zu begeben. Den nächsten Morgen setzten die Reisenden über den Walensee, fuhren von Wesen auf der Limmat dem Zürichsee zu und gelangten noch bis Herrliberg, am dritten Tag über Zürich nach Lenzburg, am vierten über Olten nach Solothurn, am fünften nach Bern, wo dem jungen Salis namentlich die 600 Kanonen im Zeughaus auffielen, am sechsten nach Wifflisburg und endlich am siebenten nach Lausanne, eingeholt von einem Teil der Mitpensionäre, die sich aus Schweizern, Deutschen, Franzosen, Holländern und Engländern rekrutirten. Die damals 7000 Einwohner zählende Stadt und anfänglich auch die Pension Bugnon, die der Vater ausnehmend teuer fand, machten dem Ankömmling keinen besondern Eindruck.

Gleich am folgenden Tage badete er im See, die Tanz- und Fechtstunden nahmen ihren Anfang und der Unterricht bei Hilmer wurde mit besonderer Betonung der Mathematik fortgesetzt. Einen starken Anspruch machten die häufigen Assembleen, Spielpartien, Diners und Soupers an den jungen Cavalier, den der Vater bis zum Ende des Lausanner Aufenthaltes zu einem vollendeten gesellschaftlichen Auftreten gelangt wissen wollte und darum auch mit den besten Empfehlungen, so an den bernischen Landvogt, versehen

hatte. Auch hier wurde stark gespielt, so daß sich der Vater mehrmals über den Verbleib des Geldes wunderte, obwohl er an seinem Grundsatz festhielt, „keinen Sol an den Ausgaben zu sparen, welche der Anstand erheische." Eine fünftägige Reise zur Schwester nach Montmirail brachte im September erwünschte Abwechslung. Im Winter, namentlich um die Jahreswende, jagten sich Bälle, Konzerte, Redouten, und der sonst begeisterte Tänzer und liebenswürdige Gesellschafter, nach dem sich die Bekannten noch langehin teilnehmend erkundigten, war vielleicht recht froh, im Frühling dem Treiben der Gesellschaft wenigstens für ein paar Tage durch einen Ausflug nach Genf entrückt zu werden.

Bei einem gesellschaftlichen Anlaß — es geschah den 27. Oktober 1778 — lernte Gaudenz Frl. Marianne Porta kennen, die seinem Herzen über alles teuer wurde. Doch schweigt er darüber gänzlich in seinem Diarium dieses Jahres, und wir wüßten überhaupt von seinem Seelenleben aus jener Zeit nichts — denn außer einigen kärglichen Notizen über Reunions, Besuche und das Wetter schrieb er so ziemlich gar nichts auf — hätte er nicht selbst nach langen Jahren, vielleicht als ergrauter Mann, auf einem leeren Schlußblatt eines spätern Bandes seiner Aufzeichnungen ein Bekenntnis abgelegt, das er unter dem Titel „Meine erste Liebe" niederschrieb und das hier wörtlich folgt, soweit die verblichene und vielfach korrigirte Schrift die Wiedergabe erlaubt:

„In Lausanne, im sechszehnten Jahre meines Lebens, arbeitete ich von acht Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends. Schwärmerisch liebte ich Goethes Schriften. Mein Gemüth fieng an sich zu entfalten, ich hatte Gefühle, aber noch keinen Ausdruck für sie als Anblicke und Erröthen. Ich unterhielt das reinste, zarteste Verhältniß mit einem holden, würdevollen Mädchen von neunzehn Jahren, das mich wohl leiden mochte, deren Herz mich andern, reifern Jünglingen vorzuziehen schien, sei es, daß sie früher von Erfahrenern getäuscht worden, oder daß ihr trotz meiner schüchternen Unbeholfenheit die Innigkeit meiner ersten Empfindung für sie nicht entgieng (mein kindliches Gemüt war meine Empfehlung). Meine kindliche Phantasie verklärte sich in dieser reinen stillen Flamme der Liebe. Mein Wunsch war, um und bei ihr zu sein, von ihr irgend ein Merkmal der Zuneigung zu erwerben und

verdienen. Aber dieser bescheidene Wunsch war deßhalb nicht minder mein höchster, ja der fast einzige ... Ein solches zartes Verhältniß zu schildern eignet sich eigentlich nicht für eine Biographie, es ist zu idealistisch und zart, um in ein Gemälde zu paßen, dessen Figuren Portraite nach dem Leben sind oder sein sollen — darum übertrug ich sie in ein Drama[1]. Es scheint mir, das edle Mädchen, in dessen Charakter hohe sittliche Würde mit edlem Stolz vereinigt war, habe sich an der reinen, wahren, lautern, aufkeimenden Liebe eines Jünglings erquicken wollen ... War es Wohlwollen, mich zur hohen Liebe, zur Entsagung aller niedern Zwecke zu bilden und zu stimmen — und wahrlich, es gelang ihr, so lang ich bei ihr war. Kein niederes Gefühl beschlich mich in dieser reinen Atmosphäre ... Sie bewunderte die Freiheitshelden Amerikas, zu dieser Zeit Washington, und gab mir ein Blatt (Tarterons Ode aux insurgés?) wo sie von ihrem Rinaldo verlangte, unwürdige Ruhe zu verschmähen, wo Heldenthum zu erlangen ist ... Wir hatten Kraft genug, allen nähern Verhältnissen für dieses Leben zu entsagen und stumm und rasch — mit blutendem Herzen — die äußern Verbindungen abzuschneiden. Meine Huldigung blieb anspruchslos, geistig und ewig, daher unveränderlich. (Zehn Jahre später lernte ich meine Gattin kennen — und meine letzte Liebe.) Mit Worten bekannte ich ihr nie meine Liebe, war es die heilige Scheu, die Schüchternheit jugendlicher Empfindung oder die Furcht, den Frieden unsrer Seelen zu stören; daher war ruhige, heimliche Heiterkeit die Atmosphäre, die uns umgab. Keine aufsteigenden Wölkchen der Eifersucht oder des Mißtrauens trübten diesen Himmel der Liebe. Es war mir feste, ewige Überzeugung, daß mir niemand ihre Liebe rauben oder schmälern könne. Ich hatte sie als Verlobte kennen gelernt, und obgleich diese Bande späterhin — von ihr nie bedauert — zerrissen wurden, fürchtete ich, sie mit den Blicken zu berühren. Nach elf Jahren sah ich sie zum ersten Male wieder. Unter den Bäumen von Montbenon wallte sie im Geleit eines jungen Mannes. An einen Baum gelehnt, betäubt von jähem Schreck, überwältigt von den Bildern der Vergangenheit,

[1] Davon ist uns jede Spur verloren.

sah ich die holde Gestalt — sie war im Hain verschwunden — auf ewig."[1]

Angesichts der erwähnten Dürftigkeit der Nachrichten bleibt es dahingestellt, ob Salis unter Hilmers Leitung einzelne Kurse an der Akademie mitmachte und ob er die später mit voller Überzeugung vertretene Ansicht, daß für die geistige Bildung eines jungen Mannes in Lausanne nicht viel zu erlangen war, schon damals hegte. Denn mochte die immerhin etwas langweilige und gezierte Gesellschaft für die Manieren eines werdenden Cavaliers von unverkennbarem Nutzen sein, geistige Anregung bot sie wenig. Die Akademie zeigte alle die Selbstgefälligkeit und Beschränktheit einer kleinen Gelehrtenanstalt, die weit außerhalb der Centren wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschrittes liegt, und ihre „Mitglieder kannten nichts, das nicht französisch war", den einzigen Tissot, den berühmten Arzt, ausgenommen, wie Salis ausdrücklich hervorhebt. Diesem Urteile pflichtete Kahlert[2] bei, der als Hilmers Nachfolger bei der Familie Salis später die jüngern Söhne nach Lausanne begleitete. „Die Akademie", sagt er, „ist in wissenschaftlicher Beziehung mit einer deutschen Universität in gar keine Vergleichung zu stellen." Wenn sich auch die geistige Öde der Gelehrten oder derjenigen, die es sein sollten, in den übrigen Kreisen geltend machte, Salis wird sich wenig darum gekümmert haben, so lange er an den schönen Augen seiner Marianne hangen konnte. Aber nachdem er ihr entsagt, verließ er vielleicht die Stätte seiner ersten Liebe nicht ungern, zumal das geräuschvolle Treiben der vielen Einladungen, wo er die Geliebte kaum mehr gesehen haben wird, seinem früh entwickelten Hang zur Einsamkeit widerstritt und sich die Wurzeln seines behaglichen Daseins gelockert hatten, nachdem er infolge des Entschlusses, Soldat zu werden, von

---

[1] Tagebuch 8. Juni 1790. „So traf ich Mlle. Marianne Porta an, die einst meinem jugendlichen Herzen so wichtig gewesen. Es schien mir, sie ziehe einen schnellen, forschenden Blick scheu zurück — und ich wandte mich vom Wege ab, lehnte mich an einem Baumstamm, als betrachte ich die Gegend, bis sie in den Alleen von Montbenon verschwand. Neben ihr gieng ein Jüngling."

[2] J. G. Kahlert 1756—1831, war 1780—86 Hofmeister bei der Familie von Salis.

heute auf morgen eines Rufes gewärtig sein mußte, der ihn aus Lausanne und seinen Verhältnissen entfernte. So viel steht fest, er hat an den Ufern des Genfer Sees ein glückliches Jahr verlebt, wenn nicht das glücklichste seines Lebens; und die ganze Seligkeit jener Zeit trat ihm vor die Seele, als er 1790 die teure Gegend nach langer Trennung wieder sah: „Mit einem Gemisch von Freude und Wehmuth nahte ich mich wieder den Gegenden von Lausanne, wo mir vor elf Jahren so heitere Tage vorbeiflossen. Froh wie der Schatten eines Abgeschiedenen, der aus Elysium zurückkehrt, dem es noch einmal vergönnt ist, sein Lieblingsthal auf Erden zu durchwandern, betrachtete ich das bekannte Land und manchen, der einst Genosse meiner Jugendfreuden war."

II. Der Gardeoffizier im Dienst und Urlaub.

1779—1786.

Schon ehe Johann Ulrich seinen Sohn nach Lausanne schickte, hatte er den Soldatenberuf für ihn ins Auge gefaßt und wegen einer Offiziersstelle in Frankreich Schritte getan. Baron von Besenval[1], an den er sich zuerst wandte, verwies ihn an d'Affry[2], der Oberst der Schweizergarden und Administrateur der (schweiz.) Nation und daher zuerst in der Lage sei, etwas zu tun. Dieser versprach in der Tat, dem Neffen des Mannes, den er gerne gehabt und dessen Todesanzeige ihm im Juli 1777[3] zugekommen war, einen Platz im Garderegiment zu verschaffen, ohne sich hierin an einen Termin zu binden, da die Stellen in diesem Corps immer stark begehrt wären. Der verstorbene Ahne hatte unbedingt

[1] Peter Jos. Viktor Baron von Besenval, franz. Generallieutenant, Oberstlieutenant der schweiz. Garden (1721—1791).

[2] Ludw. Augustin Graf von Affry, franz. Generallieutenant, Oberst der Schweizer Garde (1713—1793).

[3] Brigadier Herkules von Salis, ein geistreicher Mann, der am Sarge Ludwigs XV. durch die Blattern angesteckt wurde.

zum Degen geraten, der Vater gab dem Sohne zu bedenken, daß er auch Politiker oder Kaufmann werden könne, und ließ ihm völlig freie Wahl. Ende 1778 stand der Entschluß des Sechszehnjährigen fest. Er wollte Soldat werden, weil in diesem Stande mehr billiger Sinn und Rechtlichkeit zu finden sei als anderswo und man darin als wahrer Christ leben und seinem Nächsten von Nutzen sein könne. Am 19. Juli 1779 brachte ein Brief des Vaters die Nachricht seiner Ernennung zum Gardefähndrich, worauf er allmählich zu packen und Abschiedsbesuche zu machen begann. Am vierten August trat er mit Hilmer die Reise an, die über Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Straßburg, Lüneville führte und von keinem unangenehmen Ereignis begleitet gewesen zu sein scheint, als daß dem angehenden Kriegsmann in einem Bauernwirtshause in der Nähe von Neu-Breisach während der Nacht sein alter roter Mantel gestohlen wurde. Den 14. August langte er zur zweiten Nachmittagsstunde in Paris an, dessen „Anblick ihm feierlich war“, da ihm deutlich genug vor Augen stand, daß er zum ersten Male in die Welt und zwar vorläufig in eine Welt trete, deren Glanz und Größe von der stillen Einfachheit der heimischen Verhältnisse gewaltig genug abstach.

Das Tagebuch über die ersten Wochen des Pariser Aufenthaltes zeigt eine merkliche Lücke. Ob das Heimweh oder das Ungewohnte des Dienstes oder die Überfülle der neuen Eindrücke die ohnehin fast regellos kargen Aufzeichnungen hemmte — wir wissen nur, daß Salis bei einigen Familien und bei seinen Vorgesetzten Besuche machte, wohlversehen mit Empfehlungsbriefen seines Vaters, der ihm eindringlich ans Herz legte und es später wiederholte, man müsse sich gehörig als Weltmann geberden und den Leuten von schwerwiegender Protektion den Hof machen, selbst wenn man vor ihrem Charakter, wie z. B. vor demjenigen d'Affrys, wenig Achtung haben könne. Schon am 20. August lud ihn dieser zu einem Diner ein, wo er sich, der einzige Kadett unter dreißig Offizieren, etwas beengt fühlte. Indessen avancirte er schnell; nachdem er am 11. September das erste und am 14. das zweite Mal als Soldat auf die Wache gezogen war, wurde er am 18. als Korporal aufgenommen, den 25. als Sergeant und anfangs November als Offizier vorgestellt.

So hatte er nun wie so mancher seines Geschlechtes und seiner Landsleute den Fuß auf die unterste Sprosse der Leiter gesetzt, auf welcher er bis zum Feldmarschall emporsteigen konnte, wenn ihm das Glück gewogen blieb. Aus der Republik der drei Bünde standen damals ungefähr fünf tausend Mann in französischem Solddienst, und die Söhne der alten Geschlechter suchten die Offiziersstellen als eine ehrenvolle und auskömmliche Versorgung, die man nicht selten durch Kauf an sich brachte. Der erste Unterlieutenant bezog damals jährlich 1800 Livres, in Kriegszeiten 2100, Summen, die nach heutigem Werte ungefähr das Dreifache betragen; doch wird Salis eine höhere Löhnung als die eben genannte erhalten haben, weil die Offiziere der Schweizergarde einen vornehmern Rang besaßen als die der übrigen Truppen.

Der Sold war groß, der Dienst leicht und die Offiziere führten ein Leben wie der Herrgott in Frankreich. Von Exerziren ist durchschnittlich nur alle paar Tage einmal die Rede und auch dann dauerte es jeweilen bloß etliche Stunden, da die Offiziere einer Kompagnie in der Drillung und Einübung der Mannschaft wahrscheinlich abwechselten. Mitunter geht es auf die Wacht, mitunter manöverirt oder paradirt man vor einem fremden Gesandten oder einem General; erschien der König oder ein Prinz des königlichen Hauses, so traten die Truppen unters Gewehr, hatten auch unter Umständen bei großen Kirchenfesten aufzurücken. Das Frühjahr brachte in einem Abstand von wenig Tagen nacheinander die Oberstmusterung, die Generalsmusterung und schließlich die Königsmusterung. Unliebsam fiel in dieses militärische Einerlei etwa das Spießrutenlaufen eines Deserteurs oder die Exekution eines zum Tode verurteilten Soldaten, der aber gewöhnlich, nachdem man die Fahne über ihm geschwungen, zur Galeere begnadigt wurde.

So fand sich für das vom Vater empfohlene Studium der Geometrie und Mathematik, für Spaziergänge, Ausritte, Gesellschaften, für Theater und Spiel Raum genug. Dem Spiele, das unter den Offizieren üppig gedieh, fröhnte auch Salis nicht ohne Leidenschaft und pflegte Verlust oder Gewinn von ungewöhnlicher Stärke im Tagebuch zu notiren, wie es der Vater verlangt hatte, der es als etwas Selbstverständliches ansah, dem Sohne zur Tilgung der Spielschulden und anderer Auslagen für das teure Leben in

der Garde unweigerlich Geld zu schicken; nur einmal fragte er, der allerdings nach Weise der Väter fand, es sei zu seiner Zeit in Paris — auch er hatte im Garderegiment gestanden — alles bedeutend billiger gewesen, ob er nicht einige Zeit mit der Sendung zuwarten könne, da das Geld im Lande äußerst rar sei.

Noch eine andere angenehme Seite bot dieses Soldatenleben für die Offiziere, das war der häufige und ausgedehnte Urlaub. Am 3. September 1780, also nach einjährigem Dienst, verlangte Salis beim Major von Bachmann[1] einen solchen und trat ihn am 15. Oktober an. Vier Tage später erreichte er die Heimat, die er beinahe zweieinhalb Jahre nicht mehr betreten, und wo man sich an der inzwischen in die Höhe geschossenen Gestalt des bildschönen Offiziers mit Behagen weidete. Gleich am folgenden Morgen besuchte er seine liebe Großmutter in Seewis und empfand am ersten Sonntag seines Aufenthaltes in der Heimat eine lebhafte Freude über den in Paris lange und schmerzlich vermißten Gottesdienst. Sonst war er freilich nicht geneigt sich einer frommen Askese hinzugeben, sondern wußte die Zeit mit Lektüre, Schreiben, Jagen, Visiten und Gesellschaften, um die ihn sein Freund und Landsmann Jost in Paris beneidete, angenehm genug zu verbringen.

Als der Frühling ins Land kam, rüstete sich Salis zur Abreise und machte seine Abschiedsvisiten, zuletzt (22. März) bei der Frau „Ahna" in Seewis. Am 24. März war er in Walenstadt, am 31. in Paris und zog gleich nach Courbevoie, wo er seit seinem Eintritt in die französische Armee gewohnt hatte. Im April mußten Mannschaft und Offiziere strenger exerziren als sonst, oft den ganzen Tag, da die Zeit der großen Musterungen herannahte. Noch am Tage der Königsmusterung, am 7. Mai 1781, verreiste Salis offenbar mit neuem Urlaub, der sich beinahe auf die Dauer eines ganzen Jahres erstreckte, abermals nach Hause und zwar mit solcher Eile, daß er die bedeutende Strecke von Paris nach Malans trotz eines Radbruches und trotzdem der Postillon mit einem Pferde stürzte, in achtzig Stunden

---

[1] Karl Joseph Anton Leodegar v. Bachmann, Marechal de Camp und Major bei der königl. franz. Schweizergarde (1723—1792).

zurücklegte. Den zehnten Mai verritt er abends um neun Uhr von Walenstadt, kam morgens um drei Uhr in Malans an, schlich sich still zur hintern Tür herein und legte sich dann bis um 11 Uhr schlafen.

Nun genoß er nach dem fröhlichen Winter einen nicht minder lustigen Sommer. Seinen Freuden tat der etwas leidende Zustand seiner Gesundheit, der im August sogar eine Kur in St. Moriz erforderlich machte, in keiner Weise Abbruch; Besuche, Gesellschaften, Jagden, Spaziergänge waren an der Tagesordnung und scheinen durch ein zartes aber flüchtiges Liebesverhältnis noch übergoldet worden zu sein, wovon die Kunde unbestimmt und ungenau zu den Waffenkameraden in die Fremde drang, weshalb sie ihn mit neckenden und eifersüchtigen Briefen heimsuchten, emsig bemüht, den Kern aus den Sagen der Fama herauszuschälen. Als der Wein eingebracht war, da fieng das fröhliche Leben recht von neuem an und die Lustbarkeiten des Sommers und Herbstes hielten über den Schnee vor bis zum Schimmer der ersten Frühlingsblumen. Schlittenpartien, Gesellschaften und Tänze jagten sich, am 12. Februar 1782 tanzte man die Nacht durch bis in den hellen Tag. Mitte März begann Salis zu packen und rings in der Nachbarschaft Abschied zu nehmen; am letzten Tag des Monats betrat er wieder Paris, wo er nun Wohnung bezog, weil er zu einem andern Bataillon versetzt wurde. Sonst nahm sein Schicksal äußerlich dieselbe Wendung wie vor einem Jahr, indem er wiederum am 7. Mai, also nach einem Aufenthalt von nur einem Monat, am Tage der Königsmusterung der Weltstadt den Rücken wandte und die Heimat aufsuchte, wo er abermals beinahe ein ganzes Jahr verweilte.

Man mochte ihn hier um so lieber sehen, als seine beiden jüngern Brüder, Gubert und Herkules[1], bald nach seiner Ankunft nach Colmar verreisten, um im Pfeffelschen Institut ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Er verlegte sich gelegentlich auf den Schmetterlings- und Fischfang und verkehrte mitunter mit

[1] Die mehrfach aufgetauchte Behauptung, Johann Gaudenz sei im Pfeffelschen Institut erzogen worden, beruht wohl auf einer Verwechslung mit seinen Brüdern.

dem um zehn Jahre ältern Heinrich Bansi[1], Pfarrer in Fläsch, den uns seine mit Salis geführte Korrespondenz in erster Linie wichtig macht. Der merkwürdige Mann, von David Heß in dem bekannten Buche über Joh. Casp. Schweizer[2] vorzüglich, wenn auch etwas einseitig und mit Abneigung geschildert, trug Züge an sich, die ihn einem Jenatsch verwandt erscheinen lassen, ein ungewöhnlicher, zugleich anziehender und abstoßender Charakter, den Salis von mehreren Seiten kennen lernte, wie er denn einmal im Tagebuch sagt, sein Freund habe viel Gutes an sich, aber auch Unnatürliches, Hartes, Absonderliches.

Eine Kur in St. Moriz, ein kurzer Jagdaufenthalt in Bergün und eine bald gehobene Krankheit im März 1783 scheinen Salis äußerm Leben daheim ein von dem frühern kaum sich abhebendes Gepräge verliehen zu haben, während sein inneres sich reicher zu gestalten anfieng, da in diesen Urlaub die ersten Geschenke der Muse fallen, die ihm vorher schon hin und wieder heimlich zugenickt haben mochte. Im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1786 veröffentlichte er ein „Mailied",

Ringsum ist Alles neu belebt,
Es glänzt das bunte Thal . .

das er wohl wegen seines geringen poetischen Wertes später von seiner Sammlung ausschloß. Es trägt bei seiner ersten Publikation das Datum „28. Mai 1782", und unter diesem Datum steht im Tagebuch: „Am Bothmar-Berg etwas aufgesetzt." Vielleicht ist dies das erste Gedicht, das er der Erhaltung wert erachtete, und darum mag er auch den Tag der Entstehung, an den sich nach den Aufzeichnungen sonst kein wichtiges Ereignis knüpft, vor der Öffentlichkeit festgehalten haben, was er sonst bei seinen Produktionen unterläßt. Dem nämlichen Jahre, dem zwanzigsten, das Salis erlebte, gehört das bekannte „Herbstlied" an „Bunt sind schon die Wälder", das seinen Platz in Anthologien und Lesebüchern bis zur Stunde behauptet hat; was er überdies, nach der Angabe des Tagebuchs am Geburtstage, geschrieben, läßt sich nicht bestimmen.

---

[1] Vergl. eine kurze Notiz über ihn: Wolf, Biogr. z. Kulturgeschichte der Schweiz III, 396.

[2] Herausgegeben von Jakob Bächtold. Berlin 1884.

In der zweiten Hälfte des März 1783 verließ er die Heimat und langte am letzten Tag des Monats in Paris an, nachdem er unterwegs zu Colmar seine Brüder in der von Pfeffel unter dem Namen einer Kriegsschule geleiteten akademischen Anstalt besucht hatte. Die Bekanntschaft mit dem blinden Dichter bereitete ihm eine herzliche Freude und veranlaßte ihn zu einem Gedicht, dessen warmer und liebenswürdiger Ton angenehmer berührt als die etwas unreife Haltung und unkünstlerische Führung, ein Mangel, der später den Ausschluß von der Sammlung bedingte.

Unvergeßlich bleibt mir jene Stunde,
Da ich staunend dir zur Seite saß;
Trunken hing mein Haupt an deinem Munde,
Und in deinen offnen Zügen las
Ich entzückt der reinsten Tugend Glück —
Ach, warum nicht auch in deinem Blick?

Auf die in Colmar empfangenen Anregungen und Winke wird es zurückzuführen sein, daß sich Salis noch eifriger als früher der Dichtkunst zuwandte und sich bald nach seiner Ankunft in Paris beim Buchhändler und königlichen Pagenerzieher Friedel im „Cabinet de littérature allemande“ subskribirte und dasselbe oft besuchte[1]. Er nahm auch Unterricht in der italienischen Sprache und arbeitete sonst an seiner Weiterbildung, wozu ihm die dienstlichen Obliegenheiten hinreichend Raum ließen. Am 2. April zog er nach Versailles, wo er seit zwei Jahren und sieben Monaten nicht mehr auf Wache gestanden, und empfieng am 22. die Ordre von der Königin; im Juni mußte er sich mit einer Abteilung von fünfzig Mann nach Courbevoie begeben, um einen Soldaten durch die Spießruten zu jagen, und im August fiel ihm die Aufgabe zu, über einem vom Tode begnadigten Deserteur, der am folgenden Tag eine Tour Spießruten erhielt, die Fahne zu schwingen. Er setzte die Fechtübungen fort, vielleicht weniger aus Behagen an körperlicher Übung, als zur Kräftigung und Erhaltung der Gesundheit, die nach der bald überwundenen Krankheit im Frühling nie wieder ganz fest geworden war; im September brach bei ihm

[1] „Wir haben Gelegenheit, alle guten deutschen Monatsschriften (in Friedels deutscher Lesegesellschaft) regelmäßig zu erhalten“ (7. Febr. 1785 an Füßli).

eine so starke Gelbsucht aus, daß er Wochen lang liegen mußte und „an Leib und Gesicht wie Saffran glänzte.“ In einer trüben Stunde dieser Krankheit mag, neben dem nicht in die Sammlung aufgenommenen „Nach einer Krankheit“, das bekannteste seiner Gedichte begonnen worden sein, „Das Grab“, das er erst vier Jahre später vollendete; und als ihn auf dem Krankenlager oder in den Zeiten der langsamen Wiederherstellung das Heimweh mit doppelter Stärke faßte, erklangen die schönen Strophen der „Abendwehmuth“:

Ueber den Kiefern blinkte Hespers Lampe:
Sanft verglommen der Abendröthe Gluthen
Und die Zitterespen am stillen Weiher
Säuselten leise.

Geistige Bilder stiegen aus dem Zwielicht
Der Erinnerung; mich umschwebten trübe
Die Gestalten meiner entfernten Lieben
Und der gestorbnen.

Das Leben des Genesenen bewegte sich dann in den gewöhnlichen Geleisen fort, wurde aber um die Jahreswende lebhafter; am ersten Januar 1784 machten die Offiziere en corps bei der königlichen Familie und den Ministern ihre Regimentsvisiten, um am folgenden Tage ihrerseits von den Wachtmeistern und Tambouren das neue Jahr angewünscht zu bekommen. Am 12. sah er in der Comédie Française den in Frankreich zum ersten Male (in einer Bearbeitung von Ducis) aufgeführten Macbeth, der dem Publikum nicht besonders gefiel. Das gesellschaftliche Treiben, dem sich Salis nicht entziehen konnte, so sehr ihn oft nach Einsamkeit verlangte, wurde bewegter; so mußte er am 21. Januar den Ball der Königin mitmachen und konnte sich erst um drei Uhr früh zum Schlafen legen. Seine Gesundheit mochte ihm die Beteiligung an solchen Festlichkeiten vielfach verbittern oder verunmöglichen, zumal als sich eine Erkrankung des Fußes einstellte und ihm zwei Zehen erfroren, so daß er klagt, er sei vom August 1783 bis zum Frühling 1784 nie mehr wohl gewesen.

Ohnehin ein fleißiger Leser und Bücherfreund, erhellte er sich die trüben Monate durch reichliche und mannigfaltige Lektüre, über die er für das halbe Jahr 1782 und für 1783 und 1784 ein sorgfältiges Verzeichnis führte; er rechnete zusammen, daß

er während des Jahres 1783 im ganzen 174 Bände gelesen habe. Über den Stoff seiner Lesefreuden gibt z. B. das Register des im Februar 1784 Gelesenen eine Vorstellung:

Februar.

1. Deutsches Museum Jan.—Junius 1779.
2. Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens. 2. Band. London 1778.
3. Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden rc. 1. Theil.
4. Amors Reisen nebst einigen Fragmenten aus seinem Tagebuch von Bürkli 1776.
5. Deutsches Museum 1779. 2. Jahreshälfte.
6. Anacreons Gedichte und der Sappho Oden. Carlsruhe 1760.

7., 8., 9., 10. Physiognomische Reisen. 4 Hefte.

11. Almanac des Graces pour 1784.
12. Etrennes Lyriques 1784.
13. Almanac des Muses 1784.

14. u. 15. Fidibus. 1., 2., 3., 4. Bündel. 2 Bände 1768.

16. Almanac pour le voiageur à Paris 1784.

17. u. 18. Fidibus. 5., 6., 7., 8. Bündel. 2 Bände. Jahr 1769.

19. Almanac des Muses 1776.
20. Beiträge zu den Fidibus. 1. Band 1770.
21. Leipziger Musenalmanach für 1783.
22. Klopstock — Er und über ihn. Von Cramer. 1. Band.

Was von schöngeistigen und speziell poetischen Dingen auf dem französischen und deutschen Büchermarkt erschien, das zog Salis so ziemlich alles in den Bereich seiner Lektüre, wobei das Nationale in der Regel in der Überzahl stand. Mit Novitäten erhielt er am 30. März auch den dritten Teil der „schweizerischen Blumenlese“, „worin drei Lieder von mir, mit J. G. v. S. bezeichnet, (die ersten, so gedruckt worden).“ Die Wirkung dieses ersten Erscheinens äußerte sich nun gleich darin, daß er zwei Tage später einen Teil seiner Gedichte ins Reine schrieb. Bald rüstete er wieder zur Heimfahrt. Anfangs Mai verließ er das Faubourg Chaillot, mit dem er im Herbst 1783 Paris vertauscht hatte. In Colmar besuchte er seine Brüder und Pfeffel, „dessen Freundschaft ihm diesen Tag des Wiedersehens zu einem der glücklichsten des Lebens machte.“ Diesmal gieng die Reise von Zürich weg über Winterthur, Gossau, St. Gallen, Rorschach, Rheineck,

Feldkirch und fand am 16. Mai ihren Abschluß in Malans, wo er seine Schwester Catherina traf, die er seit mehr als sechs Jahren nicht mehr gesehen. Er verkehrte häufiger mit Bansi, der dem Vater seines Freundes gegenüber die Äußerung tat: „Johann Gaudenz von Salis-Seewis ist der Goldfleck im Kupfer Ihrer Familie". In dem Ende Juli von vierhundert Personen besuchten Bade Pfäfers sah er auch Lavater, ohne, wie es scheint, mit ihm in persönliche Berührung gekommen zu sein. Das bescheiden aufgeblühte Lorbeerreis seines Dichterruhmes gab ihm Anlaß zu einem Briefwechsel mit Joseph Lüthy[1] in Solothurn, dem er einige Gedichte für den künftigen „Schweizerischen Musenalmanach" geschickt hatte, während ein halbes Jahr später der Jahrgang 1785 des „Göttinger Musenalmanachs" zwei Gedichte von ihm brachte, die ersten mit seinem vollen Namen gezeichneten. Im Februar 1785 empfieng er ein Exemplar des „Schweizerischen Museums" mit einem seiner Lieder und fand zur freudigen Überraschung im „Leipziger Almanach" für 1785 einige seiner Gedichte, darunter eines in Musik gesetzt.

Diese Entdeckung fällt in den Frühling 1785, als er auf seiner Rückreise nach Frankreich in Zürich verweilte. Hier besuchte er den Professor Füßli[2], „einen sehr höflichen, lebhaften Mann", und las ihm einige Gedichte vor, die sich dieser zum Abschreiben ausbat mit dem Wunsche, Salis möchte ihm vom Paris aus schreiben. Schon Ende des vorhergehenden Jahres hatte er ihm, dem Herausgeber des „Schweizerischen Museums", zwei Gedichte geschickt, von denen eines sofort Aufnahme fand, so daß er im Februar einen weitern Beitrag von einer Ode und einem Liede sandte.[3] Bei Lavater traf er einige Kommunikantinnen, die sich von ihm unterrichten ließen, worüber Professor Meister[4], der ausgesprochene Feind Lavaters, seine Glossen gemacht haben mag, als er den jungen Offizier zu Salomon Geßner

---

[1] Urs Joseph Fidel Lüthy. 22. Okt. 1765—13. Jan. 1837. Vergl. Fiala in der Allg. d. Biogr.

[2] Joh. Heinrich Füßli, 1745—1832. Vergl. Meyer von Knonau in der Allg. d. Biogr.

[3] Brief an Füßli 7. Febr. 1785.

[4] Leonhard Meister, 1741—1811.

führte. Es war Gesellschaft dort, und sie blieben ziemlich lange, Salis um so lieber, als der angenehme Dichter alle seine Erwartungen übertraf. „Aus seinem sanften Gesicht und Betragen leuchtet die Einfalt und die unnachahmliche Anmuth seiner Idyllen hervor. Er sprach viel mit mir von der französischen Litteratur und dem Theater; er scheint mit den neuern deutschen Schauspielen, Gedichten und Romanen wenig zufrieden zu sein.“ Mit einer Empfehlung Bansis, dessen Kind Babette sie angenommen, besuchte er noch' abends spät Joh. Caspar Schweizer und dessen Frau, die von David Heß[1] in seinem vortrefflichen Buche deutlich gezeichnet sind und deren Bekanntschaft Salis in Paris fortsetzte, wohin sie im Sommer des folgenden Jahres ihren Wohnsitz verlegten, um später daselbst einem verworrenen und trüben Geschick anheimzufallen. In Colmar wurde dem jüngern Bruder Herkules die angenehme Mitteilung überbracht, daß er in die Ehrenkompagnie aufgenommen worden sei, und Salis freute sich wieder an Pfeffel, sowie an dem Verkehr mit seinem Mitarbeiter Lerse, Goethes Jugendfreund. Am ersten April, einen Tag nach seiner Ankunft, fand der feierliche Einzug des Königs in Paris statt, der wegen der Geburt des Herzogs von der Normandie, des nachherigen unglücklichen Dauphin, in der Notre Dame einem Te deum beiwohnte. Die Regimenter standen unter dem Gewehr und hielten die Straßen besetzt, es wurde Wein und Geld unter das Volk verteilt. „Wir zogen um ein Uhr weg, der König kam in Begleit des ganzen Hofes in prächtigen Karossen gegen 4 Uhr an. Die Straßen waren mit Leuten besäet. Mein Posto war bei dem Eingang der St. Michaelsbrücke, wo der Zufluß des Volkes außerordentlich war; Abends war die Stadt erleuchtet, Feuerwerk wurde abgebrannt und die Kanonen gelöst.“

Eine größere Freude als dieser pompöse Aufzug gewährte ihm jedenfalls die Bekanntschaft mit Sophie von la Roche[2], an die ihn Pfeffel empfohlen hatte. „Diese würdige Dame ist gegen

---

[1] Joh. Caspar Schweizer . . von David Heß, ed. Bächtold. 1884.

[2] „Wir besitzen hier in Paris“, meldet er unterm 7. Febr. 1785 an Füßli, „die würdige Madame de la Roche, Herausgeberin der Pomona. Die unverdiente Freundschaft, die sie gegen mich bezeigt, verschafft mir das Vergnügen, sie sehr oft zu sehen.“

fünfzig Jahre alt. (Sie zählte damals schon 55.) Ihre sanften vielversprechenden Gesichtszüge, ihr einnehmender Umgang und ihr warmes Gefühl für Tugend machen sie mir zu einer der ersten Personen ihres Geschlechtes"; an Bansi schreibt er: „warmes Gefühl für Tugend und Natur, Kenntnisse in allen Fächern der Litteratur und philosophischer Scharfsinn unterscheiden sie gänzlich von den eitlen, gefallsüchtigen Putzpuppen, die von nichts als faden französischen Romanen Kopf und Herz angefüllt haben." Das Gefallen war ein gegenseitiges, und Sophie von la Roche gab ihm öffentlichen Ausdruck in ihrem „Tagebuch einer Reise nach Frankreich"; . . „der Graubündner ist . . einer der edelsten jungen Männer, welche ich je sah; Sitten, Geist und Grundsätze vortrefflich. Er wohnt am äußersten Ende des schönen Dorfes Chaillot, um von dem Getümmel in Paris und Versailles gleich weit entfernt zu sein und nach der Schweizern angebohrnen Liebe für die Natur eine schöne Aussicht auf Gottes Boden zu genießen . . . nur muß ich hinzusetzen, daß er zugleich eine der schönsten Mannspersonen und erst zwanzig Jahre alt ist" — er zählte damals 23 Jahre.

Nach einem Aufenthalt von nicht ganz zwei Monaten begab sich Salis wieder nach der Heimat und zwar von Basel weg über Schaffhausen und Konstanz. In der Nähe dieser Stadt besuchte er auf dem Schloß Stauffacker die Marschallin von Salis, bei der er die Bekanntschaft Müller-Friedbergs[1] machte, und gelangte über Hohenems und Feldkirch am 4. Juni nach Malans. Ein Besuch in Fideris bot ihm Anlaß zu gesellschaftlichen Vergnügen und zur Jagd, der immer lebhaftere Verkehr mit Bansi zu mancher ernsten und weittragenden Unterhaltung, die auf die Weltanschauung das weichen und leicht bestimmbaren Dichters entschieden nicht ohne nachhaltigen Einfluß blieb, da er dem leidenschaftlichen und nach Art der romanischen Bündner so oft mit verschmitzter Berechnung verbundenen Naturell und der Welt- und Menschenkenntnis des um zehn Jahre Ältern kaum widerstehen konnte. Der erste Brief, den er ihm kurz vor seiner Abreise von Paris aus geschrieben, zeigt zur Genüge, in welch

[1] Karl Müller von Friedberg 1755—1836, oder dessen Vater Franz Joseph geb. 1723.

günstigem Lichte der verwegene Pfarrherr bei dem Gardeoffizier stand: „Wenn Sie mir die Ehre gönnen, an mich zu schreiben .. Nehmen Sie diese Zeilen als einen Beweis meiner Hochachtung und Freundschaft gegen Sie und vergeben Sie mir in dieser Betrachtung die Langeweile, die ich Ihnen mit diesem, unbedeutenden langen Briefe mache.“ Einmal schreibt er Noten zu einer Abhandlung seines rührigen Freundes, und als er am 19. September die Reise nach Frankreich antrat, begleitete ihn Bansi, der nach den Angaben von Heß seine Freunde und Anhänger nach jeder Richtung hin auszubeuten wußte, bis nach Zürich. Unter dem Banne dieses Mannes geht Salis mehr als je im Tagebuch aus sich heraus und äußert Gefühle und Ansichten, die er sonst seinen Aufzeichnungen nicht anvertraut. Am Abend kamen die Freunde nach langer Reise, denn sie waren schon morgens um 4 Uhr aufgebrochen, in Wesen an, nachdem sie ohne starken Gegenwind über den Walensee gefahren. „Die Gegend zwischen Wesen und Bilten, bei der Brücke, wo die Landschaft sich zu öffnen anfängt, hatte in der Abenddämmerung etwas unsäglich Angenehmes, Trauriges und Wehmüthiges. Denn so, wie die rauschenden Wasserfälle und die rauhen Felsen des Wallenstädter Sees zur Schwermuth reizen, so entzücken die reizenden Ufer des rebumpflanzten Zürcher Sees zur staunenden stillen Freude.“ Den folgenden Tag landeten sie bei schönem Wetter auf der Ufenau, wo er „entzückt von einem Hügelchen die blaue Fläche besah, mit einem grünen Kranz von Traubenhügeln und Tannenwäldern umkreist. Diese herrliche Einsiedelei gehört den Mönchen von Einsiedeln .... Ich verließ diese Insel mit dem Wunsch, auf so einem Plätzchen mein Leben, nur in Bewunderung der schönen Gottesnatur, still und unbekannt, aber frei und unabhängig zuzubringen und dann einst, einen Rasenhügel zum Monument, auf diesem Kirchhof unter den umwölbenden Pflaumenbäumen ruhen zu können. Aber hinweg! schwärmerische Träume!“ Ein Ausfall gegen die Mönche und der spontane Ruf nach Unabhängigkeit klingen mehr wie ein Echo der Reden und Wünsche Bansis, der, wie Heß bemerkt, die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredsamkeit vorzutragen verstand. Auch das etwas burschikose Gebaren, daß sie in Herrliberg im Hause des Churer Boten Conrad einkehrten und „noch rothen Bündner

Wein tranken — aus Vaterlandsliebe", läßt sich mit Salis' Art nicht recht vereinen, der bei aller liebenswürdigen Bescheidenheit und Nachsicht gegen andere doch sehr auf standesgemäßes Benehmen und Lebensart hielt und solches von neuen Bekanntschaften im Tagebuch selten anzumerken unterließ. In Zürich besuchte er, fast immer von seinem geistlichen Freunde begleitet, Lavater, den er selbst in seinen Irrtümern verehren lernte und in dessen Hause er den Kupferstecher Lips sah; er besuchte den Zeugherrn Schinz und betrachtete dessen schöne Bibliothek und Gemäldesammlung; er gieng auch zu Professor Füßli, las ihm wieder einige Gedichte vor und händigte ihm andere für das „Schweizerische Museum" ein; Geßner traf er über einer Zeichnung für den Jahrgang 1786 des „Helvetischen Kalenders" an, und Schweizer wurde ihm wegen seiner Kenntnisse, Tätigkeit und Gefälligkeit immer schätzbarer; nicht minder seine Frau, deren „edle Seele ihm des Außerordentlichen fähig schien, das ihr Blick versprach."

Salis verließ Zürich ungern, das damals so literarisch war, daß es dem jungen Offizier, der sich freilich noch durch manche andere Vorzüge empfahl, wegen eines halben Dutzends Gedichte bereitwillig und zuvorkommend seine Zirkel öffnete. In Basel erneuerte er die Anknüpfung mit dem Apotheker und Dichter Wernhard Huber[1], dessen Gedichte damals in schweizerischen Zeitschriften auftauchten und der von Salis eine Silhouette nehmen ließ, um damit einige Freunde zu beschenken. Den Mann, der ihm als ein Original vorkam, hatte Salis auf seiner Reise nach der Heimat im Frühjahr zum ersten Mal gesehen, als er für eine Prinzessin Adelaide, deren Name bei ihm sonst nie wieder erscheint, in seiner Apotheke Lindenblüten kaufte.

Im Oktober war Salis zwei Wochen bei Hofe zu Fontainebleau, das ihm wegen „der wilden Aussichten wohl gefiel; die Wachholderstauden, die Felsen, das viele Nadelholz, die dunklen Wälder machen die Gegend romantisch." Er stand oft fast den ganzen Tag im Hof unterm Gewehr, besuchte verschiedene Male die theatralischen Hofaufführungen und nahm auch einmal an einem Ball der Königin teil. Vornehmlich an diese Tage von Fontainebleau heftet sich

[1] Er veröffentlichte 1787: Funken vom Herde seiner Laren.

die mehrfach aufgetauchte Behauptung, der schöne junge Mann habe bei der „unglücklichen Königin Marie Antoinette ausgezeichnete Gunst genossen“[1], eine Behauptung, die aber durch keine Silbe des Dichters zu erweisen ist, wie er denn in seinem Tagebuche gleichsam nur einen dürren Rechenschaftsbericht seines äußern Lebensganges niederlegt und das Tun und Treiben seiner Seele und alles, was ein fremdes Auge nicht sehen durfte, sorgfältig verschweigt.

Vor Bansi verheimlicht er den Widerwillen gegen das Hofleben indessen nicht und schreibt: „Ich war 15 Tage bei Hofe — eine lange Zeit, wenn mich nicht die sonderbare wilde Lage des Jagdschlosses Fontainebleau (wo der König sich aufhielt) entschädigt hätte. Ich sah die Parforce-Jagd — und fühlte Patriotismus; ich sah einen Ball und Spiel Banko, wo 500 N. Louisdor auf die Karte gesetzt wurden, und — fühlte Patriotismus und dennoch gewiß kein Heimweh oder mal du pays.“ Er mochte sich davor scheuen, dem derbern Freund seine Sehnsucht nach der Heimat zu offenbaren, wiewohl ihn dieser zweifellos der Macht derselben unterworfen wußte und das Zugeständnis erhielt: „Ich lebe mitten im Gewühle, ziemlich einsam, d. h. ich besuche oft Gesellschaften, aber bekümmere und verbinde mich mit und um sehr wenige.“ Wehmut und Heimweh entlockten ihm die schönsten Lieder; er nahm in dem ergreifenden Gedichte „Traute Heimat meiner Lieben“ die treuherzige Maske eines Landmanns vor und träumte sich in der 1785 entstandenen „Elegie an mein Vaterland“ in die Heimat zurück:

> Ueber trennende Thäler und Hügel und fluthende Ströme
> Leite mich, wehendes Flugs, hohe Begeisterung hin!
> Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!
> Meine Locken umweht reinere, himmlische Luft.

Er wandert im Geiste den heimischen Gefilden zu, und Zürich ist es, dessen Bild zuerst vor ihm auftaucht:

> Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
> Ihre Mauern bespühlt plätschernd die Wallung des Sees.

Dann sieht er:

> Zwischen Felsen gepreßt Wallenstadts grünlichen See.
> Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer
> Und im öden Geklüft bauet der Reiger sein Nest.

---

[1] Neue Jahrbücher f. Philologie und Pädagogik. 10 Bd. 1834, S. 215; und in Neuer Nekrolog der Deutschen 1834 und 1836.

Einen lieben Freund verlor Salis hart vor dem Schluß des Jahres 1785, den 1753 in Berlin gebornen Adrian Christian Friedel, den er oft besuchte und tief beklagte, weil ihm „keine der übrigen Bekanntschaften den Verlust dieses Mannes ersetzte; ich möchte weinen auf seinem Grabe. Er läßt zwei Kinder, eine junge Wittwe, die Lesegesellschaft, deutsche Bibliothek und Litteratur in Paris zertrümmert und verwaist. Ich sah ihn auszehren und verlöschen, ohne Hoffnung auf Hülfe — aber doch ruhig und gelassen.“ Schon 1785 war die Familie Schweizer für einige Zeit von Zürich nach Paris gekommen, wo ihr Salis näher trat, als es während der Besuche mit Bansi möglich gewesen; „ich habe den Mann näher und vertrauter kennen gelernt und es gereut mich nicht; seine Thätigkeit und sein Feuer waren meiner kaltblütigen Gemächlichkeit oder faulen Begierde nach Ruhe sehr zuträglich.“ Er machte in diesem Hause die Bekanntschaft[1] Mirabeaus, den des Schwärmers Gastfreundschaft, offene Hand und edles Weib alle in gleichem Maße anzogen. Er feierte mit der geistreichen und merkwürdigen Frau Schweizer den letzten Abend des Jahres 1785, das ihm außer den Tagen in Fontainebleau seit seiner Rückkehr aus der Heimat wenig Abwechslung

---

[1] „Ich lebe mitten in Paris. Dennoch sehen sich meine Tage so ziemlich ähnlich. — Das Schauspiel besuche ich monatlich 2 oder 3 Mahl. Ich sah neulich Ariadne, und dachte dabey recht oft an Sie. Kapellmeister Reichardt, aus Berlin, war fast den ganzen Winter hier. Er arbeitet an einer Oper für das hiesige Theater. — Ich habe, wie natürlich, verschiedene Bekanntschaften gemacht; einige davon sind ziemlich interessant, unter andern der berühmte Marquis de Mirabeau, der itzt in Berlin ist, wohin ihn der König berief.

Lavater hatte mich auch mit einigen Recommandations-Schreiben an einige Gelehrte versehen, deren Bekanntschaft er auf ihren Reisen in Zürich gemacht.

Ich verlor hingegen an Friedel einen vortrefflichen Mann. Er starb an der Auszehrung. Wenn ich im Stande wäre, etwas seiner würdiges zu liefern, so würde ich seinen Tod in einem journale angezeigt haben, um Gelegenheit zu bekommen einige Blumen auf sein Grab zu streuen.

Herr Schweitzer (Bansi's Freund) war mit seiner Frau den größten Theil des Winters in Paris; ich war sehr froh, ihm in einigen Gelegenheiten behülflich seyn zu können u. s. w.“ (Brief an Kahlert, datirt: Paris, den 29. Januar 1786, abgedruckt in: Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl von Holtei, II, 44.)

geboten zu haben scheint. Bald darauf lernte er den bekannten Bibliothekar Heinrich A. O. Reichard aus Gotha kennen, verkehrte bei Schweizer mit ihm und las ihm auch auf seinem Zimmer verschiedene Gedichte vor; denn sie gewannen sich lieb und wert, und diese Gefühle der Freundschaft und Achtung hatten Bestand, trotzdem der persönliche Verkehr, ein einziges Wiedersehen abgerechnet, aufhörte und sich Salis, wie er fast vier Dezennien später vor Matthisson bezeugt, von der bitteren politischen Polemik Reichards in den Revolutionsalmanachen abgestoßen fühlte. Dieser war mit Empfehlungsbriefen von Therese Forster zu Schweizer nach Zürich gekommen, der bei seiner Schwärmerei und seinen Mitteln bald genug in den Plänen und Bestrebungen der Pariser Revolutionsmänner aufgieng, von denen viele in seinem gastlichen Hause verkehrten, wie Lafayette, Barnave, Anacharsis Cloots, der Abbé Perigord (Talleyrand), der Herzog von Lauzun und vor allem Mirabeau. Eine Mitteilung in Reichards Selbstbiographie[1] beweist, daß Schweizer von den Revolutionären tief ins Vertrauen gezogen wurde. „Schweizer erzählte mir zuweilen von gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Herren-Versammlungen, denen er allwöchentlich beiwohne; so oft er davon sprach, war es mir immer, als liege ihm noch etwas darüber auf dem Herzen . . . Am Abend des Abschiedstages, als wir beide allein beisammen saßen, fieng Schweizer wieder an, von diesen Versammlungen zu reden; endlich faßte er mich jäh bei der Hand und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung: „Freund — in wenigen Stunden reisen Sie ab, sonst würde ich Ihnen kein Wort weiter sagen; aber wenn Sie wieder in Deutschland sind, so erinnern Sie sich meiner Prophezeiung: Sie werden bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hätte. Gestern Abend habe ich wieder einer jener Versammlungen beigewohnt, von denen Sie wissen; die ganze Nacht habe ich mich mit dem beschäftigt, was ich dort gehört und gesehen habe, und habe mich gefragt: „Hast du es auch nicht geträumt? Geschah dies Alles wirklich so? Und bist du wirklich noch in Frankreich??"

[1] H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie, überarbeitet und herausgegeben von H. Uhde. 1877.

Sicherlich blieben die im Schwange gehenden Dinge auch Salis nicht verborgen, und die Luft im Schweizerschen Hause war ganz dazu geeignet, den von Bansi ausgestreuten Samen zum Wachsen zu bringen. Es bleibt dahingestellt, ob ihm nicht Ähnliches wie von seiten Schweizers und seiner Genossen bei den Freimaurern zu Ohren kam, unter die er sich und zwar in die nach schottischem Ritus geänderte, in ihrer Art einzige und unter der Großmeisterschaft des Herzogs von Havré stehende Loge de Bienfaisance am fünften Mai 1786 aufnehmen ließ, an welchen feierlichen Akt er die Hoffnung knüpft: „Ich wünsche von Herzen und bitte Gott, daß auch diese Handlung mich näher zur Wahrheit und Überzeugung bringe und daß ich diesen Tag einst noch segnen werde, wenn ich das im Licht erkennen werde, was ich auf Erden dunkel sah.“ Gleich hinterher folgen die Worte: „Das gelobte Geheimniß verhindert mich, meine weitern Empfindungen dem Papier anzuvertrauen.“ Diese Äußerung läßt ermessen, daß im Tagebuch noch weniger als Freimaurergeheimnisse allfällige revolutionäre Ansichten und Mitwissenschaften des Gardeoffiziers zum Ausdruck kommen durften, und wir sind daher darüber völlig im Unklaren, welche Gedanken ihm durch den Kopf giengen, als er unterm 21. Juli die lakonische Notiz niederschrieb: „Sah ich das Parlament von Bordeaux zum König gehen, um Vorstellungen zu machen.“

Inzwischen hatte der Militärdienst ein unangenehm verändertes Gesicht bekommen. Während Salis noch im Januar an Bansi schreiben konnte, das Gewehr mache ihm und seinen Kameraden bis zu der Manöverzeit im Frühling wenig zu schaffen, und bald darauf ins Tagebuch aufzeichnete, man hätte während vierzehn Tagen nicht ein einziges Mal exerzirt oder auf Wache gestanden, so mußte er anfangs April melden, es sei nun, da man die Preußen nachahme, Mode geworden, viel zu exerziren und zu manöveriren, so daß ihm also vorläufig, wenigstens im Frühjahr, nur Zeit zu automatischen Beschäftigungen bleibe. Auch mit dem Avancement und mit den Aussichten auf dasselbe waren er und der Vater unzufrieden, weshalb sie sich schon seit Jahren mit dem Gedanken trugen, ob es für J. Gaudenz nicht ratsamer wäre, aus der Garde auszutreten und sein Weiterkommen in einem Linienregiment zu suchen. Die Familie Salis besaß nämlich in

der Garde zwei Erbkompagnien, d. h. den Anspruch auf zwei Hauptmannsstellen, und zuletzt hatte in der Tat Johann Ulrich die eine dieser Stellen bekleidet und sein verstorbener Bruder Herkules die andere. Aber diese Rechte waren keine gesetzlich verbrieften oder doch nicht hinreichend gefestet, sondern beruhten lediglich auf den Abmachungen, welche die einflußreichen Familien vor dem Abschluß einer Militärkapitulation mit der betreffenden fremden Macht unter sich trafen, so daß alles an dem Wohlwollen und der Protektion der Vorgesetzten und des Hofes hieng und Joh. Gaudenz sich wenig Hoffnung auf den Platz seiner Vorfahren machen konnte, wiewohl d'Affry im Jahr 1774 dem Vater das Versprechen abgelegt hatte, für die Söhne kräftig einzutreten, und selber zugab, daß das Anrecht von Johann Gaudenz auf die Kompagnie Mayenfeld demjenigen der Salis-Haldenstein unbedingt vorgehe, als diese trotzdem in ihren Besitz gelangten. Gerade d'Affry scheint bei aller äußern Höflichkeit mit andern Aspiranten nach der Hauptmannsstelle die Hand in den Intriguen gehabt zu haben, die gegen Salis gesponnen wurden und deren er im Tagebuch mehrmals andeutungsweise Erwähnung tut, wobei er sich allerdings durch die Geschmeidigkeit des alten abgefeimten Fuchses, wie ihn der Vater nennt, täuschen ließ und an dessen Gewogenheit und Beihilfe wenigstens zeitweise glaubte.

Die erhebliche Zahl der Mitbewerber und die Unmöglichkeit, durch Protektion dem ersehnten Ziele näher zu rücken, veranlaßten den Vater schon im Frühjahr 1783, an den Oberst Salis-Samaden in Montargis einen Empfehlungsbrief für seinen Sohn zu schicken und sich mit diesem in eine Erörterung der Gründe einzulassen, die einen Eintritt in ein kleineres, in der Provinz stehendes Regiment und speziell in dasjenige des Oberst Salis-Samaden geboten. Diese Gründe liefen alle auf einen hinaus, nämlich auf die Möglichkeit, in einem kleinern Regiment schneller zu avanciren. Dagegen wurde angeführt, daß man Salis bei der Garde untergebracht habe, weil man auf die Freundschaft der Offiziere für seinen verstorbenen Onkel und für seinen Vater rechnete. Wenn auch die Glieder des Zweiges Salis-Zizers sich in der Erbkompagnie voraussichtlich folgten, so wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß J. Gaudenz eine Füsilier- oder Grenadierkompagnie

erhielte, worauf man um so eher rechnen könne, als ja nach dem Tode des hochbetagten d'Affry nicht alle Freiburger — d'Affry stammte aus einem alten Freiburger Geschlecht — ihre Stellen behalten würden. Ferner dürfe nicht übersehen werden, daß der Austritt aus der Garde jede Möglichkeit eines Wiedereintritts in dieselbe zerstöre und daß das neue Reglement, wonach ein Avancement in den obern Graden ausschließlich an die Führung einer Kompagnie in der Garde geknüpft sei, nicht eben dazu einlade, ihre Reihen zu verlassen. Drei Jahre verstrichen und gaben schließlich der Hoffnung, der Familie die Erbkompagnie zu erhalten, den Todesstoß. Nun hielt man sich ernstlich an Salis=Samaden, der folgendes proponirte: „J. Gaudenz wird Hauptmann in der Compagnie colonnel meines Regiments. Dafür soll er mir von den schönsten und besten Rekruten in der Heimat besorgen, keine Deserteure, sondern rechte Kerle, für die mich das Geld nicht reuen wird; namentlich Prättigauer sähe ich gerne. Würden diese Bedingungen erfüllt, so öffnet sich im Laufe des Jahres für den jüngern Bruder eine Unterlieutenantsstelle in meinem Regiment." Doch waren diese Vorschläge insofern noch keine festen, als sie von den Verhandlungen d'Affrys mit dem König abhiengen, von dem Salis=Samaden die Bewilligung der verlangten Oberstkompagnie erwartete — so hieß diejenige Kompagnie, deren Führung der Regimentsoberst zu vergeben hatte. Einen Monat später, Ende Februar 1786, erhielt Salis von Graf Erlach eine Hauptmannsstelle in seinem Regiment angetragen, ebenso von Salis=Marschlins, und sein Freund Lieutenant Castelberg machte ihm das Anerbieten, ihn an seine Stelle in die Generalskompagnie vorrücken zu lassen, sofern er ihm seinen Urlaub für das bevorstehende Halbjahr abtrete. Er berichtete dem Vater über die neue Wendung der Dinge und erhielt am 20. März folgende Antwort: Die Stelle in der Generalskompagnie, — es war dies die erste und vornehmste der Garden und des Heeres, die sich besonderer Gerechtsame und des Vorzugs erfreute, sich aus der ganzen Armee zu rekrutiren — zu der ihm Erlach verhelfen will, bietet eine verlockende Aussicht und den Vorteil, sich vor der Welt sehen zu lassen, aber ohne besondere Glücksfälle kommt er mit ihr weder zu genug Geld noch zu einer dauernden Versorgung; die Offerte von Salis=Marschlins ist nicht aufrichtig

gemeint und bezweckt nur, Joh. Gaudenz zur Aufgabe der erblichen Ansprüche zu bewegen. So stimmen denn Vater und Sohn mit einander darin überein, die Hauptmannsstelle im Regiment Salis-Samaden als das Beste im Auge zu behalten. Indessen trat Salis zunächst auf Castelbergs Anerbieten ein: am 11. April erhielt er das vom 14. Januar datirte Brevet eines ersten Unterlieutenants in der Generalskompagnie und traf am 17. das Abkommnis, mit diesem Grade statt Castelbergs in der Generalskompagnie zu dienen, dem er dafür, wie ihm proponirt war, den Urlaub für dieses Jahr abtrat. Gerne gab er den Zwang und die zugleich lärmende und dennoch langweilige Lebensweise in der Kaserne zu Courbevoie auf, denn er hatte nicht in dem angenehmen Chaillot bleiben können, und nahm, wie es der Dienst in der Generalskompagnie erforderte, seinen Aufenthalt in Paris, wo er sich übrigens ein Zimmer gemietet hatte, um außerhalb der Kaserne zu sein und ungestört seinen Studien und poetischen Neigungen obliegen zu können.

Das literarische Avancement gieng schneller von statten als das militärische, und er hatte sogar die Freude, von seinem Freunde Buol aus Chur zu hören, man betrachte ihn als den National-Dichter der Graubündner; ja, in Chur wollte man ganz genau wissen, welcher Schönen die in einigen schweizerischen Blättern veröffentlichten Gedichte gälten. Die Freude, sich gedruckt zu sehen, war für ihn verhältnismäßig noch so neu, daß er im Tagebuch nie unterließ, die einzelnen Publikationen und deren Empfang anzuzeigen. Am 21. Januar 1786 empfieng er mit einer Büchersammlung aus Basel den Göttinger Musenalmanach, „in dem etliche Gedichte von mir stehen“; im Februar den Hamburger Musenalmanach, „wo ich mit Vergnügen auch Gedichte von mir fand“, und im folgenden Monat erhielt er das Stück des Schweizerischen Museums, in welchem das bereits erwähnte Gedicht an Pfeffel stand. Diese kleinen Erfolge und die Gunst der Muse halfen ihm auch einigermaßen über die getäuschte Hoffnung hinweg, die Heimat wieder zu sehen und sich ihrer friedlichen Stille zu erfreuen, die er in der „Elegie an die Ruhe“ zart und anmutig ausmalt:

... Hätt' ich ein ländliches Haus, in waldiger Windung des Seethals,
Halb vom glänzenden Grün kühlender Linden verhüllt ...
Emsig begöß' ich am Morgen und Abend die dürstenden Nelken,
Träufelt' erquickendes Naß auf das verwelkende Kraut.
Bald bestieg' ich selbst die Leiter am röthelnden Kirschbaum,
Bald entriß ich die Nuß ihrem versagenden Stiel ....
Aber was lullst du mich ein in Zauberschlummer der Täuschung,
Nichtige Phantasie? ..
..... Mir ruft die wirbelnde Trommel,
Und der Kanonen Zug klirrt durch die Wölbung des Thors;
Bajonette blitzen, in langen starrenden Reihen,
Hoch vom Flattergeräusch farbiger Fahnen umweht!

Er mußte dem sehnlich gehegten Wunsch einer Heimkehr dieses Jahr ein zweites Mal entsagen. Am 25. August empfieng er, vor seiner Erwartung, durch einen Brief vom Oberst Salis-Samaden die Nachricht seiner Ernennung zum Hauptmann in diesem Regiment und am ersten September die offizielle Anzeige der Beförderung durch seinen neuen direkten Vorgesetzten, den Oberstlieutenant von Bachmann[1], zugleich aber auch die Mahnung, bald nach Arras, wo das Regiment stand, zu verreisen. Er hatte eine schlaflose Nacht, denn nicht nur die überraschend schnell eingetretene Wendung in seinem Leben und die zweimal getäuschte Hoffnung, seine Eltern und das Vaterland zu sehen, setzten seinem empfindlichen und weichen Herzen zu, es quälte ihn auch der Gedanke, Paris und die vielen Freunde und Bekannten zu verlassen und mit der Provinzialstadt Arras zu vertauschen. Wie einsam er auch gelebt hatte und wie sehr er es auch liebte, sich auf sein Zimmer und in sich selbst zurück zu ziehen, seine liebenswürdige Bescheidenheit, seine Schönheit und der Zauber der sanften Dichterseele hatten ihm einen Kreis geworben, von dem er sich nun um so schwerer trennte, weil er sich rasch und unerwartet trennen sollte.

[1] Er war der Bruder des Majors der Schweizergarde.

III. In Arras.

1786—1788.

Am 12. September reiste Salis um halb ein Uhr mittags von Paris ab und besuchte den folgenden Tag Chantilly, wo es ihm so wohl gefiel, daß er eine ausführliche Beschreibung der Örtlichkeit in Aussicht nahm und eine kleine Schilderung der Mühle und ihrer Umgebung, die ihm am meisten Eindruck machte, in sein Tagebuch setzte, gleichsam eine Skizze zu einem landschaftlichen Bilde, wie es seiner idyllischen, kleinmalerischen Richtung behagte: „Die Mühle ist das schönste und ländlichste Bild, in ihr wohnt eine Gärtnerfamilie. Eine kleine Kaskade bei dem Forellenkanal gefiel mir sehr, das Wasser ist klar wie Glas und gleitet, tief vom dunkeln Bosket überschattet, über drei Rasenstufen sich verbreitend, wie ein durchsichtiger Silberflor langsam herab; nebenher springen aus sechs Röhren sprudelnde Wassersäulen. Das Ganze wird von dem grünen Schatten umdunkelt, in welchem das Wasser lieblich spielt und den Blick täuscht." Mittags verließ er den Ort und fuhr durch den Park nach Senlis, „einer Stadt mit einem Bisthum, wenig Leuten und vielen Pfaffen." Weil man den König erwartete und alle Postpferde bestellt waren, so nahm er einen Führer und gieng noch am nämlichen Abend nach dem drei Stunden entfernten Ermenonville; „durch eine wilde, meist mit Wald und niedrigem Haidekraut bewachsene Gegend; weiterhin immer durch Gehölz, Eichen und Wachholderstauden, durch sandige Wege und unfruchtbare Wüsten nahten wir uns Ermenonville." Seine Gedanken während des stillen Ganges galten Rousseau, der in Ermenonville begraben liegt und dessen Schriften Salis im Frühjahr gelesen hatte, worüber er an Bansi schrieb: „Ich lese Rousseaus Werke. Sein Stil ist hinreißend und man wünschte, daß seine Paradoxen Wahrheit wären. Kaufen Sie sich seine Schriften; ich bin gewiß, er wird und muß Ihnen gefallen." Die Wirkung dieser Lektüre war wohl eine noch tiefere, als er seinem Freunde gestand oder damals zu gestehen hatte, und der

Besuch des Asyls und der Ruhestatt des großen Philosophen und die dabei erwachten Gefühle zeigen deutlich genug, daß der zartfühlende Dichter vollständig unter dem Banne des merkwürdigen Geistes stand. „Der erste Teich und das Gatter des Parks reizten mich schon durch das Düstere, Ungekünstelte, Einfache; mir ward wohl und ich bebte vor Freude und Erwartung. Alles mahnte mich an Rousseau, hier hat er gesessen, hier spazierte er wohl oft, hier sammelte er Kräuter! Mit ungeduldiger Wehmuth sah ich nach jeder Pappel und glaubte, es wäre seine Insel. Ich gieng durch das trauliche, etwas arm scheinende Dörfchen zum Schlosse, um einen Führer zu suchen, denn ich wollte noch den nämlichen Abend das Sehenswürdigste betrachten. Das Weib eines Bedienten kam mit mir. Wir giengen durch die Grotte der Kaskade, und als ich die Stufen empor stieg, sah ich vor mir — mit Schauern und Staunen und Wehmuth — die Insel und durch die Pappeln das Grabmal. Das Wasser umher war ruhig; es fieng an zu dämmern — die Pappeln waren schon etwas gelblich — viele Blätter fielen — mir war so wohl, so unbeschreiblich weichmüthig. Wir giengen durch eine Nußbaumallee längs dem Teich, bis wir gerade der Insel gegenüber waren. Der Nachen war mit einem Hängeschloß angekettet — denn es war verboten, jemand unbekanntes hinüber zu führen — ich hätte gewünscht schwimmen zu können... Die Pyramide der ländlichen Dichter — Theocrit, Thomson, Virgil und Geßner — des letztern Name freute mich. Der Sinn der Inschrift — er hat gemahlt, was er gesagt hat — scheint mir schwankend und zu wenig umfassend. Das Feine, Naive, Unschuldige ist mehr Geßners Verdienst; Mahlerei ist Thomsons Sache... Die Köhlerhütte, aus Holzstöcken gebaut, die Felsgrotte, wo Joseph II. saß, das Häuschen Rousseaus am wildesten Orte des Parks, das waren die Orte, die mich am stärksten anzogen. Den 14. Sept. führte mich ein Engländer, der die Sorge über den Garten hat, auf die Pappelinsel, welches ich so sehnlich gewünscht hatte ... und trennte mich so ungern, als wär' es von meiner Heimath oder einem Freund." Eine poetische Beschreibung von Ermenonville, über die er mehrmals spricht, scheint sich nicht erhalten zu haben. Mittags gieng er nach Senlis zurück und reiste von da nach Bapaume, wo er eine

bedeutende Anzahl Offiziere des Regiments Diesbach antraf, unter ihnen auch den Oberst, der ihn auf sein Landgut einlud.

Am 18. Sept. kam er bei Regen und schlechtem Wetter in Arras an und nahm Besitz von seinem öden dunkeln Zimmer im Pavillon du Louvre. Nachdem er bei den Offizieren und dem Kommandanten der Festung, de la Combe, die Ankunftsvisiten gemacht und bei der Parade vom Oberstlieutenant von Bachmann[1] der Kompagnie als Hauptmann vorgestellt worden war, begab er sich mit dem Fourier mehrmals auf die Wälle der Zitadelle, um sich im Kommandiren zu üben und den „Ton des Commandos zu nehmen"; später gieng er mit dem Fähnrich vor die Stadt „wegen der Sicherheit im Schritt." Die Stadt erschien ihm schöner und größer als er sich's gedacht, die Umgebung wenigstens leidlich; aber seine Lage drückte ihn, er kam sich zu isolirt vor, als daß er, wie er schreibt, sich viel Angenehmes hätte versprechen dürfen. Er fand wenig Bekannte bei dem Regiment und „keinen wahren Freund", was sich indessen bald änderte, da er in Remy Frey aus Basel, einem Offizier seiner Kompagnie, einen treuen und anhänglichen Kameraden gewann; 1765 als Sproß eines hochangesehenen Patrizierhauses und Sohn des Oberstlieutenants Joh. Rudolf Frey (1727—1800) geboren, trat er 1777 als Kadett ins Regiment Salis-Samaden, in welchem damals noch der Vater diente, und wurde 1780 Unterlieutenant. Anläßlich eines Kirmeßtanzvergnügens, dem Salis während der ersten Zeit seines Arraser Aufenthalts beiwohnte, machten ihm auch die Einheimischen keinen besondern Eindruck: „Das schöne Geschlecht ist hier größtentheils nicht schön; unter der Menge der tanzenden Mädchen sah ich eine einzige etwas reizende Physiognomie. Die meisten sind fett und phlegmatisch, trocken und übertrieben mißtrauisch, zurückhaltend gegen Offiziere. Bier trinken, bei schlechter Musik schleppend tanzen und Nüße eßen, scheinen die Hauptamüsements der Flamänder."

---

[1] Franz Niklaus von Bachmann-An-der-Letz aus Näfels, geb. 1740. Nach dem Tode des Oberst Boccard verlangten 1782 sämtliche Offiziere, daß Bachmann Regimentsinhaber würde. Aus Anciennetätsrücksichten erhielt aber der 74jährige Oberst von Salis-Samaden das Regiment.

Die lebenslustige Genossenschaft der Kameraden, unter denen sich etliche spezielle Landsleute des Dichters befanden, halfen diesem indessen allmählich über das Mißbehagen an ungewohnten und im Vergleich zu den aufgegebenen so viel kleineren Verhältnissen hinweg, die vornehme Gesellschaft der Stadt öffnete ihm ihre Pforten nicht minder als den andern, und so verkehrte er im Hause des Intendanten Esmangart, des Marschalls de Lévis und war mehrmals beim Bischof eingeladen, der einmal ein Souper von mindestens zweihundert Gedecken gab. Sein höherer Grad brachte auch, ohne seine freie Zeit übermäßig zu beschränken, eine mannigfaltigere und lebhaftere Tätigkeit mit sich; bald wohnte er der Parade bei, bald dem Exerziren der Unteroffiziere und dem der Fouriere, dann hatten etwa die Offiziere mit dem Gewehr zu exerziren. Die Inspektionen aller Art, Zimmerinspektionen, Gamascheninspektion, Ronden und Spitalvisiten waren nicht selten, mitunter traf es ihn, im Theater die Stelle eines Polizeioffiziers zu versehen; er merkt an, daß am 5. Oktober ein Stück „les amants généreux“ gegeben wurde, dessen Vorbild in Minna von Barnhelm deutlich zu erkennen war, und am 31. November — den Verfasser nennt er nicht — ein „Guillaume Tell.“ Im März 1787 ließ er sich in die Loge de l'amitié aufnehmen, die, wie er an Kahlert meldete, ein sehr kostbares Gebäude besaß[1], und erhielt den zweiten Grad, doch gefiel ihm bei dem Mangel an Ordnung und Feierlichkeit die Art der Leute nicht.

Zu Salis' Verpflichtungen gehörte, wie schon erwähnt, die Beschaffung von Rekruten, und so schickte er wenige Tage nach seiner Ankunft in Arras den Korporal Pilat von Zizers auf Rekrutirung „in das Land“ d. h. nach Hause, wo der Vater als alter Kenner und Soldat hilfreiche Hand bot. Er tat es dem Sohn zu liebe, denn das „traurige Handwerk“, wie er es einmal nennt, gieng ihm gegen die Natur, wiewohl es ein völlig legales, ein freier Vertrag von beiden Seiten war und durchaus keine Benachteiligung des Geworbenen involvirte. Das Markten und Feilschen mit den oft äußerst abgefeimten Gesellen war ihm zuwider, zumal man nicht wenig Gefahr lief, trotz aller Vorsicht

[1] Hoffmann v. Fallersleben: Findlinge I, S. 305.

sein Geld zu verlieren, weil es vorfiel, daß Geworbene mit dem starken Handgeld schon auf der Reise zum Regiment durchbrannten oder bald nach der Einreihung desertirten, um sich in eine andere Armee anwerben zu lassen. Es gieng nicht lange, so hatte er mit solchen Burschen zu tun und meldet darüber dem Sohn: „Dein Brief vom 31. Oktober (1786), mein lieber Sohn, hätte zu keiner bessern Stunde anlangen können. Ich hatte gerade drei junge, große Prättigäuer im Hause, die sich anwerben lassen wollten und deren Schönheit mich fast gar hätte vergessen lassen, daß sie aus holländischen Diensten desertirt sind. Zum Glück kam in dem Augenblick dein Brief an. Ich las ihn gleich in ihrer Gegenwart und stand nicht länger an, sie mit ein paar freundlichen Worten zu verabschieden. Ich muß dir freilich bemerken, daß es dein Oberst mit den Deserteuren nicht so genau nimmt, wie Du, denn in seinem vor wenigen Tagen angekommenen Brief sagt er wörtlich: „Holländische Deserteure kann man nehmen, wenn es sein muß und sie schön gewachsen sind“ .... Pilat ist ein guter, treuer und anhänglicher Mensch, aber der arme Teufel hat sich schon von zwei Trimmiser Hallunken übertölpeln lassen, die ihm, nachdem sie 5—6 Gulden gekostet, erklärten, keine Lust zum Soldatenhandwerk zu verspüren.“ Er äußerte den Vorsatz, sich einen Gehülfen[1] mit gutem Mundwerk anzustellen, und vor allem keine Seewiser und Malanser zu nehmen, mit denen habe er selber schlimme Erfahrungen gemacht. Von Zeit zu Zeit gieng ein Trüppchen Rekruten ab, so im Dezember vier Mann. Sie kosteten viel Geld und machten manchmal hohe Ansprüche, wie z. B. der Vater im April 1787 berichtet: „Nach langem Suchen habe ich endlich einen schönen Mann von Janas gefunden, fünf Fuß und acht Zoll. Er ist einige Jahre über zwanzig und seiner Zeit aus holländischen Diensten desertirt, hat dann aber vier Jahre im Regiment Salis gedient und schließlich seine unbedingte Entlassung erhalten. Kurz, er ist ein Mann, mit dem Du Ehre einlegen könntest, wenn er nur nicht auf der einen Seite, wie ich höre, ein arger Prahlhans wäre, und auf der andern nicht so übermäßige Forderungen stellte. Du kannst dieselben am besten aus seinem letzten Brief ersehen, den ich Dir wörtlich mit-

[1] Die technische Bezeichnung ist embouncheur, richtiger embaucheur.

theile: „Durch diesen Anlaaß berichte ich Euch, daß mein Vatter nicht zufrieden ist, wie wir gestern abgereth haben. Er sagt, daß Er mich auf diese Condition nicht will so laßen gehen, ausgenommen, ich habe einen richtigen Accord gemacht. Nun so können Sie im Brief an Ihren H. Sohn schreiben und Ihm alles umständlich erklähren, denn mein Begehren ist in Zeit von Zwey Jahren Wachmeisters Bezahlung nebst Mundierung frank und vier Dublonen an Gelt; und hernach können Sie Ihm alles erklähren, daß ich schon gedient habe, wie auch meine Postur und Größe von 8 Zoll und 3 Linien[1], wie auch fähig im schreiben und lesen und ein Meister im Exerciren. En attendant votre chère reponse, je reste, votre très affectioné serviteur Christian Loretz." — Offenbar sollte mir dieses französische Postscriptum seine Kenntnisse in dieser Sprache klar machen. Nun, lieber Sohn, überlege Dir die Sache und theile mir Deinen Entschluß mit."

Einen Einblick in die Kosten einer solchen Rekrutirung gewährt eine Rechnung von Johann Ulrich, die er unterm 16. Januar 1787 im Bothmar ausstellte und über deren Einzelheiten Pilat, der mit den fraglichen Rekruten zum Regiment reiste, dem Sohne nähere Auskunft erteilen sollte. Übrigens wurde abgemacht, daß man Pilat wegen seiner Vertrauensseligkeit in Zukunft nicht mehr als „embouchеur" brauchen wolle.

En 1786:	le 26 octobre deux louis	fl	27. —
	le 11 novembre deux gros écus . .	„	6. 44
	le 28 novembre pour luy et trois Recrues argent de voyage	„	36. 40
	En outre pour Sebastien Torler à part argent de voyage, et pour etrennes 3 gros écus; et un gros écus à l'Emboucheur Sprecher de Zizers, qui l'avoit engagé .	„	13. 28
En 1787:	le 3 janvier l'argent de voyage à Pilat pour rejoindre le Régiment 2 louis .	„	27. —
	à ce fichû Sergeant Veiss étrennes et francs frais, un louis, dont (par parenthaise) [sic] il étoit très mécontent .	„	13. 30
		fl	124. 22

[1] Die Größe wird immer nur in Zoll und Linien angegeben, wobei 5 Fuß zu ergänzen sein wird.

En 1786: le 22 octobre j'ay été encore obligé de remettre à Pilat pour des Deboursés en péages, argent de chaussée . . . . fl 3. 26

Ainsi en tout, sans les frais de l'Auberge le jour de Depart des récrues et sans la boisson de la maison, que je ne compte pas . . . . fl 127. 48

Es fand in diesen und ähnlichen Rechnungen jeder Posten deswegen besondere Berücksichtigung, weil — wie überall — das Regiment solche Auslagen für Rekruten zu bestreiten hatte. Dem Sohne gegenüber hätte eine spezialisirte Berechnung keinen Sinn gehabt, da der Vater den Ersatz dieser Ausgaben von ihm nicht verlangte, sondern jährlich noch sehr bedeutende Zuschüsse schickte, offenbar durch eigene Erfahrung und genaues Ausgabenverzeichnis des Sohnes darüber in Gewißheit, daß ein Offizier trotz des hohen Soldes mit diesem allein nicht in der Lage war, ein standesgemäßes Leben zu führen. Bis auf einen Zuschuß von hundert Louis wollte er jährlich gehen, wiewohl es ihn gerade in den Jahren 1786 und 1787 wegen des schlechten Ausfalles der Weinernte, auf deren Ertrag er sich in allererster Linie angewiesen sah, besonders hart ankam, zumal da das ganze Weingeld von 1786 nur in 30 Louis bestand und er, wenn er im Augenblick (Mai 1787) mehr hätte schicken sollen, Zuflucht zu einer Geldaufnahme hätte nehmen müssen, die sich bei dem allgemeinen Mangel an Barvorrat unter 6% nicht hätte bewerkstelligen lassen. Nur der Verkauf von Rheinau, eines Gutes im Rheintal, half ihm über die finanzielle Verlegenheit hinweg.

Im Winter 1786/87 schwieg Salis' Muse, selbst der Goldfink und der Hänfling, die er sich am 24. Geburtstag kaufte, um die Stille seines Zimmers zu beleben, vermochten ihr kein Lied abzulocken. Der Hamburgische Musenalmanach, die Göttinger poetische Blumenlese brachten Gedichte von ihm, die la Roche und Reichard schrieben an ihn, der, persönlich ihm unbekannte, Domherr von Beroldingen[1] spendete ein Lob seiner Gedichte, das Salis „Entschädigung bot für den Spott der Thoren" — aber der Quell

[1] Franz Freiherr von Beroldingen, Domkapitular zu Hildesheim und Osnabrück, geb. zu St. Gallen 1740, starb 1798 zu Walshausen.

der Poesie rührte sich nicht. Erst im leisen Glanz und Schmelz des Frühlings wurde es in ihm lebendig, als er auf einsamen Spaziergängen sein Inneres sammeln konnte und den bescheidenen Reiz der Landschaft um Arras schätzen lernte. In den ersten Tagen des März „machten ihm die Veilchen und die auflebende Natur Freude", und einen Monat später, als er, die „Scarpe hinauf, im Weidenthälchen einen schönen einsamen Spaziergang machte, versucht er, seine Empfindungen unter einer Weide aufzuschreiben" — es war die „Abendsehnsucht":

Wann der Abend sich senkt, flieh' ich die laute Stadt
Und durchwandre stumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnsucht
Und voll süßer Erinnerung.

An die Schleußen gelehnt, schau ich den Weidengrund,
Frisch vom perlenden Thau, und wie des duftenden
Reps gelbblühende Felder
Noch ein röthender Nachschein färbt.

Länder dehnen sich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meinen Geliebten:
Und die Thräne der Sehnsucht rinnt.

Am 8. April schickte er Kahlert ein langes moralisirendes Gedicht, das er mit Recht niemals drucken ließ und dessen drei erste Strophen folgendermaßen lauten:

Unsre schnellen Jugendstunden fliehen,
unsrer Träume Luftgesicht zergeht;
jedes Blatt am Freudenkranz verweht,
und die schönste Blume muß verblühen;
Ach! des Pilgerlebens Glück besteht
meistens nur in Wahn und Fantasien.

Nur die Hoffnung mahlt uns das Gefilde
ferner Zukunft grün und blumigt vor;
durch des trüben Schleyers Silberflor
lächelt das Vergangene so milde;
und man wünscht, bedaurt was man verlor,
strebt nach Glück und hascht es nur im Bilde.

Selten sind wir in dem Erdenthale
wirklich glücklich in der Gegenwart;
jede Lust ist bittersüßer Art,

Ueberdruß folgt ihrem Schwelgermahle.
Für verklärte Sinnen spart
der Genuß die ungemischte Schaale.[1]

Ein Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe führte ihn und einen Bekannten zu einem Bogenschießen der Knaben, und er und sein Freund „hatten das Vergnügen, ihnen einige geringe Preise auszusetzen und sie dabei recht froh zu sehen." Am liebsten ergieng er sich im Weidentälchen allein, um seinen Gedanken nachzuhängen, ohne sich deshalb irgendwie von der Gesellschaft der Kameraden abzuschließen; er ritt aus und machte die Bälle mit, so im Winter den Offiziersball, wo er allerdings erst nach dringender Aufforderung der Freunde tanzte, und schoß mit den Dragoneroffizieren einmal Vögel. Unverdrossen arbeitete er an seiner Bildung, setzte den Unterricht im Italienischen fort, las im Tasso und betrieb die Lektüre der Klassiker in Übersetzungen, nachdem er den Journalen den Abschied gegeben. Er wohnte mehrmals den Sitzungen der Akademie und mit dem ganzen Offizierskorps auch einer Schulübung im Collegium bei, wo ein Stück von Robespierre aufgeführt wurde, das die Geschichte der Schweizer und des Regiments Salis-Samaden in einer für die Schweizer schmeichelhaften Weise behandelte. Er kaufte Pascals Pensées, deren Verfasser ihm als ein „christlicher Philosoph erschien, tief in Demuth, erhaben im Glauben, Wunder und Geheimnisse glaubend, voll Mißtrauen in die Kräfte seiner Vernunft"; zwei Tage darauf dachte er auf einsamen Wegen „über wichtige Gegenstände nach, wo das Gefühl allein die Vernunft beruhigen und nur die Stimme des Gewissens und der Gnade den Grübeleien siegreich widerstehen können." So weit ersichtlich, hat er mit diesem einen Kampfe die religiösen Zweifel ein für alle Mal abgetan und dann den Glauben seiner Väter für immer festgehalten. Bezeichnend ist auch, was er am 8. April an Kahlert schrieb: „In seiner Blüthe sterben ist nur für den hart, der die schöne Zeit als seinen ganzen Weg, den Vorhof als den Tempel betrachtet. An dem Tage, wo ich Ihnen dieses schreibe, feiern alle Christen ein Fest, welches (wie's mir scheint) uns den besten Trost versichert, der uns beim Grabe unsrer Lieben allein aufrichten kann — die Auferstehung — des ersten Auf-

[1] Abgedruckt in Hoffmanns von Fallersleben Findlinge I, S. 306.

erstandenen! Die Religion ist und bleibt das einzige Licht, das die Nächte des Grabs hellt.“[1] Vielleicht entsprangen die niedergekämpften Zweifel der Lektüre Rousseaus, dessen Werke er sich damals in einer dreißigbändigen Ausgabe anschaffte und in die er sich vertiefte, wobei er in politisch-sozialen Dingen eine stärkere und nachhaltigere Wendung nach dem Neuen erlebte, als in religiösen. „Dächte ganz Europa wie die Niederländer, die Feßeln des Despotismus würden zerschellt und die Tyrannen mit ihrer Million gedungener Krieger könnten nichts gegen die bewaffnete Menschheit!“

Diese Worte schrieb er beim Anblick bewaffneter Volkshaufen anläßlich einer kleinen Reise nieder, die er nach Douai, Lille und Tournai unternahm, von dem Wunsch geleitet, das Schlachtfeld von Fontenai zu sehen, wo ein Großonkel seiner Mutter, Anton Rudolf von Salis, in holländischen Diensten den Tod gefunden hatte.[2] Möglicherweise lagen dem in der zweiten Hälfte des August unternommenen Ausflug neben der Absicht, einen Blick in die damaligen aufgeregten Verhältnisse Hollands zu tun, auch militärische Zwecke zu Grunde. Zu jener Zeit gewärtigten nämlich die Holländer einen Einmarsch der Preußen, der wirklich im September stattfand, und wandten ihre hilfesuchenden Blicke bereits nach Frankreich, das sich aber wegen seiner Finanznot eine Einmischung in fremde Angelegenheiten versagen mußte, wiewohl es die Scharte des siebenjährigen Krieges gerne ausgewetzt hätte und wiewohl es einige halbe Maßregeln traf, so daß unter anderm das Regiment Salis, wenige Tage vor dem Aufbruch des Dichters nach Douai, Befehl erhielt, sich zum Marsch ins Feldlager nach Givet bereit zu halten.

Den Zurückgekehrten erwartete die Freude des Wiedersehens mit seinem Bruder Gubert, der um diese Zeit ins Regiment eintrat. Die umherschwirrenden Kriegsgerüchte verdarben dem Vater einigermaßen die Freude, diesen seinen zweiten Sohn endlich als Offizier

---

[1] Findlinge, von Hoffmann von Fallersleben. I, S. 305.

[2] May, histoire militaire des Suisses etc. Bd. II, pag. 422 sagt über ihn folgendes: Antoine Rodolphe Baron de Salis, Grison. Capitaine dans les rég. de Schmid en 1718. Major en 1727. Lieutenant colonel de celuy de Reydt en 1735. Obtint ce Régiment la même année. Brigadier en 1743. Tué à la Bataille de Fontenoi en 1745.

untergebracht zu wissen, der, eigenwillig und unentschlossen, wie der Vater klagt, zwischen Soldatenhandwerk und Kaufmannsstand hin- und hergeschwankt und jeweilen im entscheidenden Augenblick zu keinem Entschluß hatte gelangen können. Nachdem es endlich ausgemacht war, daß er Soldat werden sollte, und nachdem die schon erwähnte Zusage des Oberst Salis-Samaden für eine Unterlieutenantsstelle eingetroffen war, hegte er den Wunsch, gleich dem ältern Bruder in die Garde einzutreten. Der Vater wandte sich daher an d'Affry, erhielt aber — seit zwanzig Jahren das erste Mal — keine Antwort, und auch eine zweite Anfrage, die erst dann abgieng, als Gubert sein Brevet für das Regiment Salis-Samaden beinahe in der Tasche hatte, blieb unberücksichtigt. Johann Gaudenz unterließ seit seiner Ankunft in Arras nichts, dem Bruder den erwähnten Posten zu verschaffen, was den Vater so sehr freute, daß er einmal aus seiner gemessenen Haltung heraustrat und, wie er schreibt, mit Freudentränen das Geständnis ablegte, er liebe seinen Sohn zärtlich und dieser verdiene seine Liebe immer mehr, da er sich für die väterlichen Sorgen nicht nur durch Anhänglichkeit, sondern, was noch mehr sei, auch durch Tugend erkenntlich zeige. Es war am Jahrestag seines ersten Eintrittes in Arras — 12. September — als es ihm vergönnt wurde, Gubert zu begrüßen und zu umarmen, den er seit zwei und einhalb Jahren — zu Colmar im März 1785 — nicht mehr gesehen und nun nach Sprache und Aussehen stark verändert fand. Das Zusammensein der Brüder war freilich nur ein kurzes; zwar erwartete man noch am 25. September in Arras jeden Augenblick die Ordre zum Abmarsch und fühlte den Krieg in drohender Nähe; aber am 4. Oktober stieg für Salis die Hoffnung auf den lang ersehnten Urlaub, am 31. erhielt er ihn und verreiste am ersten November.

Die Reise gieng über Sedan durch die Pfalz. Auf der Höhe von Zabern freute sich Salis „innig der schönen Gegend des herrlichen Elsaß und war herzlich vergnügt, deutsche Sitten zu sehen"; seine Freude steigerte sich noch, als er in der Nähe von Straßburg einer Kutsche begegnete, in welcher Bruder Johann Ulrich, Schwester Paula und der Hauslehrer Kahlert saßen, auf der Fahrt nach Frankenthal begriffen, wo die beiden in Pension treten sollten. Nach kurzem Besuch bei Wernhard Huber

legte er den Weg von Basel nach Brugg zu Fuß zurück, um die langentbehrte Landschaft und die frisch erworbenen Gedichte Matthissons ungestört genießen zu können; er las unterwegs darin und fand sie „wie diejenigen Höltys ganz nach seinem Sinne.“ In Zürich wurden Lavater, Pfenninger, Ratsherr Füßli, Bürkli, der Herausgeber der „Schweizerischen Blumenlese“, und Salomon Geßner besucht; er verkehrte mit Bansi, der, wegen mehrfach unseelenhirtlichen Lebenswandels von seinen Pfarrkindern verjagt und darauf in Haldenstein wohnhaft geworden, nunmehr, angeblich in Geschäften eines Grafen Sailer, nach Genf reiste und damit eine zweideutige und streberhafte Laufbahn betrat, die ihn bald um die Achtung aller Wohldenkenden und auch um die seines Freundes Salis brachte. Nach kurzem Aufenthalt fuhr dieser zu Schiff bis Männedorf, legte sich aber nicht zu Bette, sondern blieb in dem geräuschvollen Wirtshaus nur einige Zeit hinterm Ofen und stieg früh um zwei Uhr wieder ins Boot. Er fand die Eltern und Bruder Herkules zu Hause, besuchte die Predigt und die Frau Ahna in Seewis, machte im Dezember in Chur einen Ball mit, auf dem man bis fünf Uhr tanzte, und unterläßt im Tagebuch nicht zu melden, daß am 25. eine „Metzg“ daheim stattfand. Seine Urlaubstage verliefen im ganzen wie sonst, nicht übermäßig bewegt und laut, aber auch nicht still und eintönig; er las ziemlich viel, so Hallers Tagebücher, Schillers Räuber, Werthers Leiden, „dieses immer seelenrührende Meisterwerk“, Zimmermanns Buch über die Einsamkeit, Archenholz' Reise u. s. w.

Im März verreiste er für sechs Wochen zu Vater und Bruder Herkules ins Veltlin, wo er „einige neue Züge zu seinen Gedichten“ niederschrieb, schmerzlich bewegt die Kunde von Geßners Tod erhielt, einen Aufsatz über das Veltlin begann, der nicht erhalten ist, und auf der Stätte des verschütteten Plurs folgende charakteristische Zeilen aufzeichnete: „Ich hörte mit sonderbarer Empfindung die Glocke läuten, die man aus den Ruinen des alten Plurs vor einigen Jahren ausgegraben hat. Der Gedanke an die Unglücklichen, die diesen Ton einst hörten, und die Vorstellung des gewesenen und so schnell vertilgten Plurs ward in meiner Einbildungskraft rege und stimmte mich zur Wehmuth über

die Vergänglichkeit alles Irdischen.“ Auf der Heimfahrt aus dem Veltlin fand er in Chur ein Exemplar der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ mit einer Rezension seiner Gedichte, in Malans einige Hefte des „Schweizerischen Museums“ mit einigen seiner Lieder. Anfangs Mai rechnete er in Seewis zwei Tage mit den Bauern an Stelle des Vaters, da er in dessen Auftrag die Pachterträgnisse einkassiren und der Großmutter, der diese Einkünfte gehörten, abzuliefern hatte, und warb drei Rekruten, weil der Oberst meldete, es seien zwei Mann aus dem ersten Glied desertirt.

Am 21. Mai 1788 brach er nach Arras auf. Aber sein Herz ließ er ganz in der Heimat zurück.

IV. Liebesglück.

1787—1788.

In den Briefen der Kameraden an den „schönen“ Salis kehrt mehr oder minder verhüllt oftmals die Frage wieder, ob er sein Herz noch nicht verloren habe, ob er verlobt sei, ob er nicht Lust zum Heiraten verspüre, und nicht selten zeigt sich in leichter Maskirung der Ärger darüber, daß die Mädchen nach ihm am meisten seufzen, und es regt sich der Spott über seine platonische Art und die Aufforderung, einmal davon abzustehen. Diese Neugier und Neckereien der Freunde und das Interesse der Frauen waren begründet genug, denn Salis war von seltener Schönheit der äußern Erscheinung, hoch, tannenschlank und ebenmäßig gewachsen, die aufrechte Haltung des Soldaten mit dem Benehmen des vollendeten Weltmanns verbindend, dazu bescheiden und liebenswürdig; er hatte eine mittelhohe Stirn und hohe Brauen, einen feingeschnittenen Mund mit schönen Zähnen und eine Adlernase, deren schönen Flügel Bansi einmal begeistert preist. Man ermißt den Eindruck einer solchen Gestalt auf ein Frauenherz, wenn sie in der denkbar vorteilhaftesten Hülle steckt, in der schönen Uniform des schweizerischen Offiziers im damaligen französischen Dienst: scharlachroter, mit Silberstickerei

bedeckter und mit silbernen Knöpfen versehener Rock, blütenweiße Weste und Beinkleider; der Grenadieroffizier trug überdies eine mit silbernen Schnüren und Quasten verzierte schwarze Bärenmütze.

Die Schweizer im Fremddienst, namentlich in Frankreich, genossen nicht den Ruf, diesen Eindruck unbenützt zu lassen, und wie man ihnen den Ruhm der Tapferkeit nicht abstreiten, so konnte man ihnen das Lob eines Tugendspiegels im allgemeinen nicht eben zusprechen, und sie galten dafür, die Laster des liederlichen Babels an der Seine nur zu häufig in die Heimat gebracht zu haben. Salis stach von dem bedenklichen Treiben seiner Umgebung um so merklicher ab, als er durch den Glanz seiner Leiblichkeit der Verführung stärker als ein anderer ausgesetzt schien, und der fleckenlose Lebenswandel des schönen Graubündners wurde um so mehr beachtet, je seltener er bei seinen Waffenbrüdern in Paris zu treffen sein mochte. Nirgends findet sich die Andeutung eines Liebeshandels, er fühlte sich Frauen gegenüber scheu und befangen und erklärte selbst, er müsse den meisten als ein „steifer Kerl oder zurückhaltender Heuchler vorkommen.“ Ein Bekenntnis an Bansi, das die Freundschaft seiner Reserve abgewann und fast das einzige auf diesem Gebiet, ist für ihn bezeichnend genug: „Ein Weib zur Freundin haben, muß für den, der es kann und darf, ein Himmel sein. Ich dürfte es nicht, wie sehr ich auch fühle, daß ihr sanftes Wesen meinen menschenfeindlichen (nicht menschenfeindlichen; ich haße dieses Wort und war es gottlob nie! aber menschenscheuen) Anfällen heilsam sein würde; ich dürfte es nicht, denn ich fühle zu tief und meine Seele haftet zu sehr auf einem Punkt, um nicht immer nach einer Verbindung zu streben.“ Nur einmal wurde sein Herz auf kurze Zeit heimgesucht, wie er im Februar 1787 aus Arras schreibt: „. . . unter den Wenigen war das Bild eines Mädchens, welches ich mit festem, männlichem Vorsatz auswischte. Die sanfteste griechische Bildung, der schlankeste Wuchs, ein Auge voll jungfräulichen Unschuld-Sinns und Milde — in einer Tochter, die eben in tiefer Trauer um ihre Mutter war, als ich sie das erste mal sprach, dieses Alles gab mir einige Tage ein leichtes Seelenfieber. Ein Geck wollte ich nicht mehr sein, — ich schämte mich vor mir selber, ward zurückhaltend und zurückziehend gegen ihre Freundlichkeiten . . . . bis sie mir nicht mehr und nicht weniger

ward als ein gewöhnliches gutes Mädchen, deren es tausende auf Gottes Erden giebt. Hier haben Sie ein Bruchstück aus der Geschichte meines Herzens, so offen erzählt, als ich es Ihnen schuldig bin. Sie — erfahrener Beichtvater — können und müssen nicht lächeln. Ich thue es selber und freue mich, daß ich ein Mann bin." Vielleicht war dieses Mädchen ein Fräulein de Ruzé; er sah sie mehrmals in Gesellschaft und spricht einmal im Tagebuch von ihrer Schönheit.

Er hatte sein Herz in der Fremde frei behalten, um es nun in der Heimat voll und für immer zu verlieren. Er schrieb einst von Paris aus an Bansi, er brauche wenig Leidenschaften und selten Liebe, aber starke Leidenschaften und starke Liebe, und nun ergriff ihn diese starke Leidenschaft.

Am Tage nach seiner Heimkehr, am 18. November 1787, besuchte er den in Malans ansäßigen und begüterten Oberst Pestaluz[1], wo er dessen „schöne nach siebenjährigem Aufenthalt in Montmirail eben zurückgekehrte Tochter antraf" — „meine nachherige Gattin", fügte er mit späterer Hand hinzu. Sie zählte damals — den 29. September 1771 war sie geboren — erst sechzehn Jahre. Unter dem lieblichen Schimmer einer auf den ersten Blick erwachten Neigung begann der Verkehr zwischen den zwei jungen Leuten ziemlich lebhaft zu werden: Sonntag, den zweiten Dezember, ritt er nach Maienfeld hinüber, traf dort in der Gesellschaft auch Frau Pestalozzi und Tochter und ritt neben ihrer Kutsche wieder nach Hause. Am 14. Januar 1788 machte er bei Ursina, so hieß die Holde, Neujahrsvisite — denn nach der alten Rechnung war der Neujahrstag am zwölften. Zwei Wochen später lud er sie zu einer Schlittenpartie nach Zizers ein, wo sich die Malanser und Churer Gesellschaft Stelldichein gab und wo man tanzte; Salis unterläßt nicht, ins Tagebuch die unterstrichene Bemerkung einzutragen, er habe in der folgenden Nacht nicht gut geschlafen. Vor der schon erwähnten Reise ins Veltlin nahm er Urlaub, merkt aber nirgends an, daß er, bevor er wieder nach Frankreich aufbrach, Ursina noch einmal gesehen. Und doch ist bei der Nähe des Bothmar und des Pestaluz=

---

[1] oder Pestalozzi.

hauses ein häufigeres Zusammensein, Sprechen und Sehen, als die Aufzeichnungen melden, nur zu wahrscheinlich und in der Natur der Dinge; aber wie nahe sie sich auch äußerlich gerückt waren, ob ein Geständnis den Bann der Seelen gelöst hat, darüber wissen wir nichts. So viel steht fest, daß nun ihre liebliche Gestalt aus dem zartgeflochtenen Kranze seiner Lieder emportauchte, und daß sie die einzige ist, die er je besungen hat. Er feierte sie unter dem Namen Berenice, vielleicht wegen ihres schönen blonden Haares, denn die Haare der Berenice, der Gattin des Ptolemäus Euergetes, wurden unter die Sterne versetzt:

Noch seh' ich sie, als Kind, in holdem Sinnen
Nach Veilchen spähn,
Ihr blondes Haar, ihr Lenzgewand von Linnen
Im Winde wehn.

Er hat sie also, wie sich bei der Kleinheit der Verhältnisse und wegen der nahen Nachbarschaft von selbst annehmen läßt, nach diesem Gedichte („Die Kinderzeit") schon als Kind gekannt und, wenn er nicht mit Dichterrecht das Spätere in eine frühere Zeit hinaufrückt, auch in sein Herz geschlossen:

Noch schwebt mir vor die grüne Seidenschleife,
Die dort sie trug;
Ich wüßte noch die Farbe jeder Streife
Am Busentuch.

Es muß ihm unvergeßlich geblieben sein, wenn er sie auf den Malanser Matten oder im nahen Walde Blumen brechen sah, denn aus der Ferne kann „sein Geist aus Trennungsdunkel sehen":

Wie sie wandelt auf den Birkenhöhen,
Thymian und Skabiosen pflückt,
Wie sie sich zur Blüthenlese bückt,
Wie sich ihres Schleiers Falten blähen,
Wie die apfelgrünen Bänder wehen,
Von dem Strohhut mit Jasmin umstrickt,
Wie sie sinnt, von Weizengold umnickt.[1]

Ein anderes Mal schildert er sie, wie sie über die Wiesen in die Gartenhütte wandelt:

---

[1] Vergl. das Gedicht „Phantasie".

Holdselige! Auf silbernen Narzissen
Weht rauschend ihr Gewand;
Der Angerklee strebt ihren Saum zu küssen,
Des Grases Halm die Hand.

Ach, sie entschwand im Grün der Gartenhütte,
Die Geißblatt dicht umlaubt.
Nun rausch', o Quell, durchwehter Kirschbaum, schütte
Noch Blüthen auf ihr Haupt!

Aus einem Fenster des Bothmar, unter den Bäumen des Gartens hervor oder auf einsamem Spaziergange mag er sie manchmal beobachtet haben und dann fiel ihm wohl die schöne Eigentümlichkeit auf, die aus seiner überidealen, duftigen Schilderung einzig greifbar hervortritt:

Wie sich ihr Haar, mit weichem Niederwallen,
In lose Ringel schlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel sinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge senkt,
Auch niedlich noch, wenn er, im Gehn verschoben,
Nachläßig seitwärts hängt!

Hand in Hand mit der Liebe, die Salis keine ihrer Segnungen vorenthielt und ihm das Leben zu einem seligen machte, kam eine Freundschaft von solch unerschütterlicher Stäte, daß sie, von keiner Wolke verdunkelt, bis an das Ende des Lebens dauerte. Noch warm von Matthissons Gedichten, hatte er wohl an diesen, der damals in Nyon bei Bonstetten weilte, dem nach Genf reisenden Bansi Grüße aufgetragen. Matthisson erwiderte sie auf dem Rande eines Bansischen Briefes von Genf aus folgendermaßen: „Der Augenblick, da ich Ihnen sagen kann, wie sehr mein Herz Sie schon längst hochschätzte, und wie sehnlich ich wünschte, Ihnen, noch vor dem Abendschatten, einmal zu begegnen, ist einer der besten meines Lebens. Ihr Bansi ist ein Mann, den ich in gleichem Grade hochachte und liebe. Ich segne den Tag, da ich ihn fand. Ich werde den Tag segnen, der mich Ihnen entgegenbringt, Lieber! Edler!" Salis' Antwort auf diese Zeilen ist nicht erhalten, wohl aber die für Matthisson und jene Zeit charakteristische Erwiderung auf den für uns verlorenen Brief:

Nion, 13. Jan. 1788.

„Als unsre gemeinschaftliche Freundin la Roche mir nach ihrer Zurückkunft aus Frankreich mit der ihr eigenen Grazie des Ausdrucks den edlen und liebenswürdigen von Salis schilderte: da schon fühlte ich ein geheimes Sehnen mich ihm zu nähern. Blos litterarische Bekanntschaften sind mir gleichgültig, ja wohl gar widrig; aber einen Menschen zu finden, das rechne ich zu den Glückseligkeiten meines Lebens. Dank Ihnen also, Edler und Guter, für Ihre lange Antwort auf meinen einsilbigen Zuruf. Trügt mich nicht alles, so beginnt hier ein Freundschaftsbund, der trotz allen Wandlungen des Schicksals ewig unzerstörbar bestehen wird. Hier ist meine Hand und mein Herz. Als Dichter liebt' ich Sie längst. Sie haben eine schöne Sprache, Fülle des Ausdrucks und einen seltenen Wohlklang des Verses. Sehr oft habe ich mir die Leichtigkeit Ihrer Versifikation gewünscht. Voß sagte mir einst, er hoffe unter den neuern Mitarbeitern am Almanach am meisten von Ihnen. Wann und wo werden wir uns sehen? Ich kann leider nichts dafür thun. Aber ich liebe Sie, mein Salis, mit warmer Bruderliebe. Lassen Sie uns einen Bund machen gegen Kaltsinn und Wandelbarkeit in der Freundschaft. Bonstettens Krankheit läßt mir nicht Zeit, heute mehr zu schreiben. — Bansis Umgang macht mir viele Freude. — Adieu, theurer Salis!

F. Matthisson."

V. Feldlager und Reisen.

1788.

Die, wie schon erwähnt, am 21. Mai begonnene Rückreise nach Arras zeigt teilweise das Aussehen einer Fahrt, die auf Erweiterung der literarischen Verbindungen und Bekanntschaften ausgieng. Über Feldkirch, Bregenz, Biberach reiste Salis nach Ulm und traf dort mit dem Oberpfarrer J. M. Miller zusammen, der sich durch eine Reihe volkstümlicher Lieder und den Roman

Siegwart einen Namen erworben hatte. Er verbrachte mit dem sanften Manne einige schöne Stunden auf dessen Zimmer, wo er viele seiner noch ungedruckten Gedichte und Manuskripte Höltys zu sehen bekam. In Stuttgart empfand er die Hofluft und den militärischen Druck. Man gab ihm, weil man ihn für einen preußischen Offizier hielt, eine Ordonnanz, zog sie aber, nachdem man den Irrtum eingesehen, mit vielen Entschuldigungen zurück. In der Militärakademie wohnte er dem Nachtessen der Zöglinge bei und stieß sich an dem Kommando: „Zum Gebet!“ „Zum Tisch!“ und an dem steifen Defiliren; nach dem Abendessen besuchte er Schubart, der sich „mit Enthusiasmus und Stärke“ über die deutsche Literatur, besonders über Klopstock und über Friedrich den Großen ergieng. Von Speier führte ihn Baron von Beroldingen nach dem nahen Frankenthal zur Schwester Anna Paula, die Salis sehr gewachsen fand. Über Worms und Kreuznach, durch die Grafschaft Sponheim gieng die Reise über den Hundsrück weiter, deren Beschreibung im Tagebuch mit dem 27. Mai abbricht.

In Arras erhielt Salis bald nach seiner Ankunft die Nachricht, daß Bruder Gubert zum Fähndrich in der Garde ernannt worden sei. Er verreiste wenige Tage später nach Paris. Ein Brief von Matthisson führte das Thema der Freundschaft in dem für unsere Zeit so ungewohnten Tone fort:

„Noch einmal, Edler und Guter: hier ist meine Hand und mein Herz; unser Bund sei ewig — unsre Herzen verstehen einander. Wir müssen uns sehen in irgend einem Winkel der Erde — unter den Palmen Asiens oder den nordischen Tannen. Leider habe ich nichts dafür thun können — am Wollen wird mein edler Salis keinen Augenblick zweifeln. Wann kommen Sie wieder nach Bündten zurück? Vielleicht daß es mir dann möglich ist zu Ihnen zu kommen. Dann sollen Blick und Bruderkuß und Handdruck Ihnen deutlicher sagen, was der todte Buchstabe nicht ausdrücken kann. Aber, mein Theuerster, lassen Sie Ihre Phantasie in Rücksicht meiner nicht zu sehr ins Ideal arbeiten. Schwerlich werden Sie finden, was Sie erwarten. Vielleicht daß das Gesicht, dem Sie entgegen zu fliegen hoffen, Sie entfernt hält oder wohl gar zurück stößt. Indeß bürge ich Ihnen für mein Herz, das

Ihren Werth lebendig und tief empfindet und das sich noch keinem schlechten Herzen geöffnet hat. Lieber Salis, warum müssen die, die für einander sich geschaffen fühlen, so oft durch die Nacht ferner Himmel, so oft durch lange Jahrhunderte getrennt seyn? — Ich antworte heut nur kurz und eilig, weil Bonstetten mich erwartet — zu einer Wallfahrt zum weisen Bonnet. Ich lebe meine glücklichsten Tage bei diesem vortrefflichen Manne, der mich seines Unterrichts würdigt. Er hat mich von Italien zurückgehalten, denn in der That war ich im Begriff eine Stelle in Florenz anzunehmen, die mich wahrscheinlich nicht glücklich gemacht hätte. Bonstetten ladet Sie angelegentlich und herzlich ein einen Umweg über Nion zu machen und einige Tage mit uns zu leben. Wenn Sie das thäten! O Theurer! Sie werden es, wenn Sie können. — Ihr Mailied ist die lieblichste Blume im diesjährigen Almanach. Gott ist mit Ihrer Muse. — Nächstens ausführlicher. — Ganz

Ihr Matthisson.

Nion, 10. Mai.

Nicht geringere Freude gewährte ihm ein Brief Pfeffels, der ihn umständlich besang und mit Kleist verglich:

Und ruft die gellende Trompete
Dich aus der Hofburg in das Feld,
So nimmst du, nebst dem Schwert, die Flöte,
Wie Vater Kleist, mit in dein Zelt.

In der Tat widerfuhr es ihm nun einmal im Zelt zu wohnen, da er mit seinem Regiment sich an den Manövern des Sommers 1788 beteiligen mußte, die sich vor ihrem Beginn durch häufiges Exerziren und die Inspektionen hoher Militärs fühlbar machten. Mehrmals wurde gegen Gewohnheit sogar bei Regen manövrirt und das ruhige Garnisonsleben erlitt eine ziemliche Störung durch die vielen Vorbereitungen zu den Feldübungen. Am 31. August morgens um drei Uhr marschirte man mit klingender Musik aus, nach Bethune, wo die Offiziere des Kavallerieregimentes Berry die Kameraden vom Regiment Salis-Samaden bewirteten. Am nächsten Tag, also am 1. September, zog man durch Lillers und Aire nach St. Omer, Salis mit drei andern Offizieren in einem Cabriolet oder auch zu Fuß, wenn es ihm

in dem kleinen Gefährt zu eng wurde. Das auf 25,000 Mann berechnete Lager machte ihm einen über Erwarten starken Eindruck, der allerdings einen bittern Nachgeschmack erhielt, als sie, nach einem Defilé vor dem Prinzen von Condé und der Generalität, ein paar Stunden brauchten, bis die Zelte vor der Gewalt des Windes erstellt waren, und dann die Wahrnehmung machten, daß die Armeeleitung weder für Proviant noch für irgend welche andern Bedürfnisse gesorgt hatte. Salis entdeckte erfreut, wie sein Mut und seine Ruhe mit dem Mangel am Notwendigsten stiegen, und die Aussicht auf einen vielleicht nahe bevorstehenden Krieg — mit Preußen wegen der holländischen Verwicklung — drückte ihn keineswegs. Vom dritten auf den vierten schlief er gut im Zelt, nur wurde er durch den Lärm und das Geschwätz der Branntweinkrämer im Lager früh geweckt, in der folgenden Nacht aber ließen die Zelte einen erheblichen Teil des starken Taus durch. Am sechsten manövrirte das Regiment Salis im Verein mit dem Regiment Diesbach unter großem Beifall der zahlreichen Generalität und des Prinzen; der Graf Esterhazy sagte zu den Graubündner Soldaten: „Wenn ich solche Kerle in der Hölle fände, ich gienge hin und holte sie!" Der folgende Tag brachte eine Musterung, die bei der Pracht und Mannigfaltigkeit der Uniformen einen glänzenden Anblick bot, so daß Salis die Reihenfolge der einzelnen Abteilungen mit der Farbe und den Abzeichen der Uniformen notirte. Am 10. wurde wieder manövrirt, doch gab es infolge des sumpfigen Terrains schon so viele Kranke, daß man manche derselben in den Kirchen unterbringen mußte, weil die Spitäler bereits überfüllt waren. Die Manöver nahmen indessen trotz des fast ununterbrochenen Regens ihren Fortgang. Am 17. manövrirte die gesamte Armee — „nur dieses eine mal und mit wenig Ehre für die Generalität", bemerkt Salis — und das kriegerische Bild verstärkten immer lebhaftere Kriegsgerüchte, die von einem bevorstehenden Einmarsch in Holland meldeten, die aber Condé, bei dem Salis mehrmals eingeladen war, als unbegründet erklärte. Ein Regiment nach dem andern zog nach seiner Garnison, der Heimmarsch für Salis und das seinige war auf den 26. September festgesetzt. Es war notwendig, wieder in regelmäßige Verhältnisse zu kommen, denn durch den vielen Regen begann

das Zeltstroh zu faulen und eine Menge Soldaten litten an der Grippe. Am Tag vor dem Aufbruch gieng Salis in einem kleinen Wald hinter dem fast gänzlich geräumten Lager spazieren und genoß mit Behagen die Ruhe der Einsamkeit und den Gesang der Vögel, in welchen aus den Zeltreihen Trommelklang und Trompetenschall herüberdrang.

Nach einem zweitägigen Marsche gelangte das Regiment heim, dessen Reise in Anbetracht der schlechten Witterung und der schlechten Wege ohne Schaden ablief. Für Salis selbst hatte das Feldlager ein gutes Ende genommen, er kam ungeschlagen aus den Strapazen davon, die freilich nach seiner ausdrücklichen Versicherung für die Offiziere weit geringer waren, als für die Gemeinen; so konnten sie von Arras nach St. Omer und zurück fahren. Salis legte den Weg von Bethune nach Arras zu Fuß zurück und belustigte sich an den Liedern und Spässen der Soldaten. Die Manöver hatten seine Einsicht in die Bedürfnisse eines größern Truppenkörpers erweitert und ihm überdies die Lehre eingetragen, daß viel Erregung, anstrengende Arbeit und Mühen für sein hypochondrisches Naturell die beste Arznei seien.

Am 11. Oktober fuhr er, begleitet von einem Lieutenant Stehelin aus Basel, im eigenen Gefährt von Arras ab „in's Land", d. h. nach Hause, wohin er durch einen Teil der Niederlande zu gelangen beschloß. Am nämlichen Tage noch erreichten sie, nachdem sie Douai und Tournay passirt, das Städtchen Enghien, am folgenden Brüssel und kamen am 13. in Löwen an; dann fuhren sie über Tirlemont ins Lütticher Gebiet, dessen ärmliches Aussehen den Reisenden auffiel, und am 14. über Tongern nach Mastricht. Um die Wälle spazierend sah Salis Braunschweiger Rekruten exerziren, deren Gewehre preußisch, mit trichterförmigem Zündloch und cylindrischem Ladstock versehen waren. Er bemerkte auch diese und jene Übereinstimmung in den Sitten und Gebräuchen der Einwohner und der Bündner, was er sich dahin zu erklären wußte, daß das niederländische Regiment des Standes Bünden oft zu Mastricht in Garnison gelegen. Am 15. besichtigte er Aachen und Jülich und trennte sich in Neuß von Stehelin, der nach Crefeld gieng. In der Düsseldorfer Galerie entzückte ihn nichts so sehr als eine Madonna des Carlo

Dolci, dessen „unbeschreiblich liebliche Manier, dessen weibliches Ideal hehrer Unschuld und lebhafte Farben“ er weit über Rubens „wilde Imagination“ erhob, ohne freilich die gewaltige Kraft dieses Meisters ganz zu verkennen. Nicht minder als Dolcis Gottesmutter gefiel ihm eine solche von Guido Reni, die ihn „mit staunender Ehrfurcht erfüllte.“ Nachdem er die Stadt und ihre Kunstschätze besehen, suchte er in dem nahen Pempelfort Fr. Heinr. Jacobi heim, „unsern Plato. Kränklichkeit und Mißmuth halten ihn in Entfernung von politischen Geschäften. Der tiefe Denker voll Scharfsinn ist zugleich ein vortrefflicher Ästhetiker. Ich durchwandelte mit ihm seinen Garten, so wie ehemals Weisheit suchende Griechen die Platanengänge der Akademie. Er zeigte mir den neuen Vossischen Musenalmanach und beurtheilte meine Versuche mit vieler Nachsicht.“ Zwischen Köln und Bonn las Salis Fr. L. Stolbergs „Insel“: „Dieser schöne Traum einer Gesellschaft edler Menschen rührte mich besonders im Gegensatz unseres Alltagslebens, zwischen den hämischen Witzlern, Miethlingskriegern, eiskalten Systemweisen und Despoten unseres verarteten Zeitalters. Aber freilich ist das ganze Buch — nur ein Traum!“ In Neuwied wohnte er dem rührenden Gottesdienst der Herrenhuter bei und fühlte sich tief ergriffen; unter den Zöglingen und Brüdern traf er eine Reihe von Bündnern. Gerne hätte er in Mainz Johannes von Müller und den Coadjutor von Dalberg besucht, aber sie weilten mit dem ganzen Hof zu Aschaffenburg. Da infolge starken und anhaltenden Regens die Wege sehr schlecht geworden waren, so entschloß er sich, Frankfurt und Darmstadt abseits liegen zu lassen und möglichst rasch der Heimat zuzureisen. In Mannheim, wo er am Abend des 22. anlangte, sprach er bei dem Buchhändler Schwan und bei Professor Klein vor, dem Sekretär der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft, der ihn im Antikensaal und in der Gemäldegalerie herumführte, wo abermals Dolci sein höchstes Lob zufiel. Am 25. besuchte er in Karlsruhe Schlosser, in Stuttgart am 28. Schubart, der ihm diesmal weniger gefiel, da er ungute Gesellschaft besuche und zu deklamatorisch sei. Über Ulm, wo er Miller wieder sah, Biberach, Lindau reiste er weiter und gelangte am 2. Nov. nach Malans. Zwei Tage später machte ihm Oberst Pestaluzz

einen Besuch, gemäß der in der Schweiz heute hin und wieder noch zur Geltung bestehenden Sitte, daß der Heimgekehrte begrüßt wird und nicht selbst den Daheimgebliebenen die Aufwartung macht, und damit begann ein reger Verkehr mit der Geliebten. Schon Tags darauf erwiderte Salis die Aufmerksamkeit des Obersten durch einen Besuch im befreundeten Hause. Am 11. waren er und die Pestaluzzi zu einer Hochzeit eingeladen, nach deren Beendigung beim Herrn Oberst noch eine Partie gespielt wurde. Ob er gewann oder verlor, merkt Salis nicht an, wohl aber, daß ihm die Tochter eine Schleife schenkte. Eine Woche später wurde abermals eine Partie Tarok im Pestaluzzihaus gespielt, wobei die Teilnehmer lange aufblieben. Bald darauf aß Salis beim Obersten und spielte im Dezember mit Ursina und andern Damen in Gesellschaft; daß sie an einem Ball von einem Freunde geführt wurde, während er, wahrscheinlich aus Familienrücksichten, einer ihm Gleichgültigen Cavalierdienste erweisen mußte, schmerzte ihn. Dagegen führte er Ursina bei einer Schlittenpartie nach Zizers. Man tanzte bis Mitternacht und kam nur mit Mühe nach Hause, da der Sturm die Wege dermaßen mit Schnee verweht hatte, daß die Pferde mehrmals einsanken und ausgespannt werden mußten.

VI. Liebesleid.

1789.

Ehe das Jahr zu Ende gieng, begehrte Salis die schwebende Angelegenheit ins Reine zu bringen und begab sich daher am letzten Jahrestag — den 11. Dezember nach dem alten Kalender — zu Herrn Pestaluzz, wo „er eine unvergeßliche Unterredung hatte“; in der Nacht, als die Glocken dem scheidenden Jahre ins Grab läuteten, „rührte heftiges Gefühl, Wehmuth und Trauer seine Seele.“ Den folgenden Morgen schrieb er unruhigen Herzens „einen

wichtigen Brief;"[1] bald nachher klagt er über die unruhige Lage seiner „von allen Seiten bestürmten, durch einen Brief und ein Andenken[2] von ihr erregten Seele"; in der Nacht übermannte ihn die Fülle der Empfindungen und die Wehmut, und Tränen linderten seine Qual. Er schrieb viel, strich es wieder aus und zerriß die Blätter, da „ein Gedanke alle andern vernichtete — in der Welt nur Eines!" Aus seinen Briefen und Andeutungen ergibt sich deutlich, daß ihn am Altjahrstage nicht der Wunsch einer Werbung, sondern die Absicht des Verzichts auf die sichere Hand zum Obersten geführt hatten. Von Anbeginn stand über der Zuneigung der Liebenden kein günstiger Stern, weil der Vater Salis, ohne wohl gegen Herkommen, Vermögen und persönliche Vorzüge Ursinas viel einzuwenden vermögend, einer Verbindung abhold und ersichtlich darauf aus war, seinen schönen und von den Frauen viel begehrten Sohn, der sich wohl im ganzen Lande nirgends eines Korbes zu

[1] ... Mes parents; mon métier de militaire, les circonstances; enfin des plus fortes raisons — que je ne puis vous dire, me retiennent de toutte liaison. Ne m'accusez point, Mademoiselle, d'indifference ou de deffaut de Resolution. J'ai mûrement reflechi — je connais et je sens fortement tout votre prix; mais je ne suis pas libre — si je l'etois, je ne serais pas contraire à moï-meme — — Accusez le sort et le destin; accusez ceux, que je ne nomme point, mais ne m'accusez point. Oubliez moï, Mademoiselle, je vous en prie, oubliez moï ... Quant à moï, je ne vous oublierai jamais — — Continuez pourtant de m'accorder votre amitié et ne dedaignez point mon attachement; s'il le faut je me bornerai à ces sentiments, ou je cacherai au moins les autres bien au fond de mon ame ..... (Er bemerkt in einem andern Brief, er schreibe französisch: afin que le hasard ne laisse point profaner par des regards curieux, ce que le coeur me dicte).

[2] O Lieber Vetter noch jetzt hindert mich eine zu schreckliche Ahndung den Brief aufzuschließen. Gott wenn er enthält, was Sie am Sonntag meiner lieben Mama sagten, so kann ich einst noch glücklich seyn ... Hier haben Sie die Haare, die ich Ihnen gestern versprach, behalten Sie sie immer, tragen Sie sie, und dann vergessen Sie mich auch in Chur nicht ganz ..... nun hab ich meines Freundes Brief gelesen. Ach lassen Sie mich weinen, lassen Sie mich weinen ... mein Freund, Sie sagen, ein andrer soll mich glücklich machen, nein, das soll niemals geschehen, nicht wahr, ich kann ja unschuldig seyn und Sie doch lieben, biß ich nicht mehr bin ... aber vergessen, ach daß kann ich Sie nicht, nein, vergessen Sie auch mich nicht, Sie sagten ja Sie wollten mein Freund seyn. Ich werde Ihren Brief immer behalten ....

versehen gehabt hätte, auf eine solche Weise zu verheiraten, daß eine erkleckliche Steigerung an Hab und Gut in der Familie und eine — was von den Pestalozzi nicht zu erwarten war — kräftige Förderung des politischen Einflusses im Lande eintrat; er hegte auch in dieser Beziehung seine bereits genau bestimmten Pläne. Johann Gaudenz, vorläufig weder in der Lage noch Willens, sich gegen den Vater aufzulehnen, begab sich Mitte Januar nach Chur[1], wo er durch Lektüre und Auszüge aus dem Gelesenen das innere Gleichgewicht wieder zu gewinnen trachtete, und dann zur Schwester Catherina nach Sils, die ihn mit Klavierspiel

[1] Von hier schrieb er am 13. Januar seinem Freunde Remy Frey: „Mein Herz ist voll Dank, mein Lieber, für Ihr gütiges Andenken und ihren lieben Brief, wenn ich Ihnen auch nicht so frühe antwortete, als es meine Freundschaft gegen Sie gebot.

Sie sind also vergnügt und mit gestärkten Kräften in Ihrer Vaterstadt, auszurasten im Arme der Freundschaft und im Schooße Ihrer Familie. Ich gönne Ihnen dieses Glück so herzlich und schätze es aus eigener Erfahrung nach seinem ganzen Werth. Nur müßte, um Ihr Glück vollkommen zu machen, noch ein Mädchen Sie interessiren. Denn was ist das Leben ohne die Beunruhigung der Liebe? Ein ödes Gefolge von Tagen, die uns schnell entgleiten und nichts für die Erinnerung zurücklaßen. Pl., wie Sie wißen, hat sich verheurathet. Seine Frau soll einen sehr gutmüthigen Karakter haben und ziemlich viel Geld. O des Gelds! Daß man dieses Uebel haben muß, um das höchste Gut der Menschheit: Unabhängigkeit, zu erkaufen. O das Geld, das Herzen trennet, die für einander geboren wären!

Unsre Briefe sind nur für Sie und für mich — also sage ich Ihnen, daß ich von einem holden Mädchen geliebt werde, die mich eine Fülle von holden Empfindungen kennen lehrt, die ich theils schon kannte, theils für mich schon verloren wähnte; aber unsre Aussicht ist trübe — Trennung und keine Hoffnung zum festen Bunde.

Des armen Pfarrers J. Tod vernahm ich auch mit innigem Bedauren … doch lassen Sie ihn ruhen im Schooße der Erde. Wir werden auch ihn wiedersehen und mit ihm alle Ihre und meine früher Verstorbenen. Wir sind nicht von denen, die keine Hoffnung haben von den Entschlafenen … Meine Stunden fließen ziemlich unausgezeichnet hin Meine jetzige Lektüre ist Geschichte und meist Vaterlandsgeschichte. Ich habe wohl zwanzig Bände in diesem Fache auf meinen Zimmern. Meine zerstreuenden Vergnügen sind Reiten und nunmehr Schlittenfahren. Wir hatten einige schöne Parthien von 12 bis 18 Schlitten auf benachbarte Dörfer, wo man tanzte. Unsre Mädchen sind kunstlos und heiter, lieben das Walzen über Alles, sind ungeschminkt und liebeln gerne — aber doch in Ehren. Wäre es nicht möglich, Lieber, daß Sie uns auf Frühjahr besuchten? Doch es fehlt mir Platz — ich umarme Sie innig im Geiste. J G. v Salis."

und Gesang aufzuheitern suchte. Nach einem Fernsein von mehr als drei Wochen kehrte er nach Malans zurück, im Herzen unverändert, und nahm den Verkehr mit der Geliebten und ihren Angehörigen wieder auf, doch anscheinend in beschränkterem Maße als früher. Er erhielt von Ursina einen „herrlichen“ Brief[1], der ihn in Entzücken versetzte, und sah sie da und dort bei Partien, so einmal zu Jenins, und auf Bällen. Mit Bansi, der sich auch wieder eingefunden, verplauderte er manche Stunde, wobei ihm über die extravaganten Züge des Mannes allmählich ein Licht aufgieng, während er noch nicht hinter seine eigentlich schlimmen Seiten, das berechnende und intrigante Wesen, zu kommen vermochte. Auch zu den Büchern nahm er wieder seine Zuflucht, las in der Bodmerschen Sammlung der alten Minnesinger, in Küttners Briefen über die Schweiz und im Deutschen Merkur auf 1789, wo Wieland seiner sehr günstig erwähnt hatte.

Der Frühling löste seine dumpfe Stimmung allmählich und gab ihm das Gefühl für die Freude zurück, wiewohl sich fortwährend die Wehmut zwischen das Behagen drängte. Ursina schickte ihm zum Gruße ein Sträußchen Veilchen, wofür er ihr einen früher geäußerten Wunsch erfüllte und ihr eine Übersetzung des französischen Liedes: voulez vous être heureux, amant? schickte, wozu er ihr die Noten noch zu verschaffen versprach. Am Ostermontag sah er in Chur auf der Quaderwiese den Spielen der Kinder zu, die Eier warfen und den „Ring umschlugen.“ „Als ich mich im Geiste zurückversetzte, dieser ungestörten Ergötzungen gedachte, an denen ich einst hier Antheil genommen — — so viele Hoffnungen, die nie erfüllt wurden, so viele zerstörte Pläne, so viele vergebliche Wünsche, die das zu weiche Herz nährt — und nun stand ich da — wie ganz anders, und sah alles anders an — und dennoch ist

[1] Ich werde überwinden, mein theurer Freund, ich werde Ihre Hochachtung verdienen, mein Herz soll kein Gefühl mehr kennen als dasjenige der Freundschaft, aber das auch im Tode, und so bleibt es doch immer das Ihrige. Ich erfahre, daß Sie in Malans sind ... Küßen Sie meinen Bruder Carl. Das gute Kind, es machte mir manche süße Viertelstunde mit seinem unschuldigen Geschwätze, hundertmal in einer wiederholte er mir Ihren Namen und unterhielt mich dann von Ihnen, und wann ich dann weinte, so wischte er mir jede Thräne so freundlich ab und bat mich still zu seyn .....

es auch so gut! Ich genoß mit offnem Herzen die Freuden der Kinder und des Frühlings." Vergnüglich betrachtete er auch einen alten Volksgebrauch in Seewis, als er zur Frau Ahna heraufritt, das sogenannte Scheibenschlagen: „von einem Hügel schleudert man mit langem Stab eine hölzerne, in der Mitte durchbohrte Scheibe, auf welcher der Name eines Knabs und eines Mädchens steht." Von den geworfenen Scheiben waren einige ihm zugedacht; welchen Namen man darauf geschrieben, verschweigt er freilich.

Er traf mit den Knaben d. h. mit den jungen Burschen der Umgegend nicht selten zusammen, da er sich fleißig nach Rekruten umtat und von Zeit zu Zeit ein Trüppchen zum Regiment verschickte. Doch wähnte er sich bei diesen Unternehmungen vom Glück stiefmütterlich behandelt und klagte, er sei beim Werben von vielen Fatalitäten heimgesucht, weil ihm so mancher, den er sicher im Garn zu haben glaubte, im letzten Augenblick noch entwischte und gegen Handgeld und Versprechen einen andern Dienst suchte; mitten in seiner Liebeskümmernis widerfuhr es ihm, daß ein Rekrut, den er lange in Malans hatte, „lümpisch" weglief; die Knechte brachten ihn wieder ein und der Dichter ließ ihn unbehelligt ziehen, nachdem er ihm die zur Equipirung gegebenen Stiefel hatte abnehmen lassen. Daneben trachtete er, den französischen Solddienst mit dem sardinischen zu vertauschen, und führte in dieser Angelegenheit persönlich oder durch den Vater ernstliche Korrespondenz. Die geringern Auslagen und die Aussicht auf rascheres Avancement bei den sardinischen Fremdtruppen — damals etwa 5000 Schweizer — mochten ihn zu diesem Schritt bewegen, vor allem aber die Erwartung, bei stärkerer pekuniärer Stellung Ursina leichter zum Altar führen zu können.

Die Bemühungen um die sardinische Hauptmannsstelle blieben ohne Ergebnis, der Urlaub gieng zur Neige, und so mußte sich Salis wieder zur Reise nach Paris entschließen, wohin sein Regiment aus politischen Gründen verlegt worden war. Eingangs Mai nahm er von dem ins Veltlin reisenden Vater, dem er trotz seines Widerstandes herzlich zugetan war, mit „inniger Rührung" Abschied und gieng dann zu Freunden und Bekannten, um Lebewohl zu sagen. Am letzten Abend in der Heimat schrieb er tieferschüttert seiner Sina einen Abschiedsbrief und schickte ihr Bild

zurück. „Keinen Abschied; Es ist besser für uns, meine Freundin: — Aber ein schriftliches Lebewohl muß ich Ihnen zurufen. Innigen Dank für Ihre unverdiente Güte, Nachsicht und liebenswürdige Sanftmuth; für Ihre Briefe, die zarter Empfindung vollen; für die zu seltenen Stunden, die mir bei Ihnen vorbeiflogen; endlich, ach! für alle herzlichen — oft bittern, öfter süßen Gefühle, die Sie in mir erweckten. — Vergeben Sie (ich bitte Sie mit Wehmuth) verzeihen Sie, wenn ich daran schuld bin, daß Ihr sanftes, weiches Herz je einen Augenblick betrübt ward. Getäuscht habe ich es mit Willen wahrlich nicht. Oh, wie so manche Stunde Ihres Umganges versagte ich mir — oh, wie so sehr that ich meiner Seele Gewalt an, nicht mit Ihnen vertrauter zu werden — Sie nicht ein einziges Mal (darf ich's sagen) an mein Herz zu drücken! Meine Zurückhaltung war Pflicht und nothwendig, weil ich keine Hoffnung hatte, noch habe, weil unsre Umstände seit dem Tage, wo wir uns zuerst sahen, in nichts geändert sind. Nichtige Entwürfe und Alles, was uns aus der gelassenen Lage riße — wäre also nur süßes Gift. — Ich habe meinen Muth angespannt, Sie als meine Freundin anzusehen, Sie als die Vorzüglichste Ihres Geschlechts zu betrachten! Um Ihrer Ruhe, um meiner Ruhe willen sehen Sie in mir nichts als einen Freund! — Der Frieden des Himmels schwebe über Ihrer reinen Seele! Stille Freuden des Herzens zerstreuen Ihre Trauer. Ich weiß es, Sie werden heitere Stimmungen haben und dann mir recht geben, daß ich mich selbst überwand" ... Er verritt in der Frühe „entschlossen, männlich und gelassen." Er hatte seine Liebste nicht mehr gesehen, und auch die Hoffnung, mit seinem lieben Matthisson zusammen zu kommen, war zerronnen. Dieser hatte in einem Briefe vom 20. Dezember 1788 die Absicht ausgesprochen, ihn in Bünden heimzusuchen.

„In diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht aus Ihrem Vaterlande, daß Sie sich nicht bei Ihrem Regimente, sondern in Malans befinden. Ich eile Ihnen also zu schreiben, welches ich schon längst gethan hätte, wenn mir Ihre Adresse bekannt gewesen wäre. Mein Geist war täglich bei Ihnen, sehnte sich oft nach dem Momente, dem Ihrigen zu begegnen: denn noch nie habe ich eine persönliche Bekanntschaft mit heißerer Sehnsucht gewünscht als die

Ihrige. Ihre lieblichen Lieder im neusten Musenalmanach erhöhten meine Ahndung, daß wir für einander geschaffen sind, zur freudigsten Gewißheit. So oft Ihre Leier erklingt, erbeben die Saiten der meinigen von selbst: also werden dereinst auch unsre Seelen erbeben, wenn wir einander zum ersten Mal auf Erden entgegenkommen. Aber unser Leben eilt, mein Salis, und wer weiß, wie bald einen von uns der Sturm zu den Sängern verweht, welche verstummt sind. Wir müßen uns bald sehen. Sagen Sie mir, wie lange Sie noch in Bündten bleiben? Ich würde dann, so bald es die Jahreszeit irgend zuläßt, zu Ihnen nach Malans kommen. Oder wissen Sie mir einen andern Ihnen bequemern Weg vorzuschlagen, unsere Zusammenkunft irgendwo möglich zu machen? Unter den Palmen Asiens oder den nordischen Tannen, das ist mir völlig gleichgültig; wenn ich nur den an mein Herz drücke, von dem es mir ahndet, daß das Schicksal mir in ihm wiedergeben wolle, was ich nur erst einmal auf Erden fand und was mir durch den Tod wieder entrissen wurde[1] — einen Freund (dieses Wort in einer Bedeutung genommen, die nur Ihrem Herzen empfindbar ist). Meine Seele öffnet sich so selten ganz und doch ist inniger Herzenserguß eine der höchsten Glückseligkeiten meines Lebens. Ich kann dem Felsen meine Klage nicht bringen und dem Abendwinde meine Seufzer nicht erzählen; meine Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele und mein Herz schlägt für ein ähnlich denkendes und ähnlich fühlendes Herz. Sagen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe Alles: ob ich ohne Ihre Unbequemlichkeit zu Ihnen kommen kann oder ob Sie lieber nach Zürich kommen und mich da erwarten wollen? Ich bin mit Allem zufrieden, was mich in Ihre Arme bringt. Bald ruft mich meine Bestimmung[2] aus diesen Gegenden weg nach Frankreich, wo ich abwechselnd bald zu Paris und bald zu Lyon leben werde. Wir müssen einander also sehen, da ich noch frei bin. — Ich bitte Sie im Namen des edlen Voß, der sehr um Beiträge für den künftigen Almanach verlegen ist, ihm doch ja Alles, was Sie bis dahin dichten, zu schenken. Mich

---

[1] J. F. Rosenfeld. Vergl. Matthissons Gedicht „Erinnerung". Er starb 1782. Vergleiche auch H. Döring: F. v. Matthissons Leben, S. 17.

[2] Als Erzieher des einzigen Sohnes des Kaufmanns Scherer.

dünkt überdem, der Bürgerische Kalender sei Ihrer nicht ganz würdig. Beiliegendes Gedicht[1] weihe ich Ihnen, mein Salis, als ein unbedeutendes Denkmal meiner Liebe. Sie erinnern sich vielleicht hier der Blumenkränze des armen Landmanns im Trauerspiele Julius von Tarent.

Meine Muse wird in Absicht des Wohlklangs und besonders der Bilderwahl noch hinter der Ihrigen zurückbleiben. Auch sind Sie einer der wenigen Sänger, deren letzte Arbeiten immer die besten sind: auch das ist nicht mein Fall. Ich bin überhaupt sehr unzufrieden mit meinen bisherigen Arbeiten.

Leben Sie wohl, theurer mit der reinsten Zärtlichkeit von mir geliebter Freund. Keine Zeit, keine Trennung wird jemals im Stande seyn auch nur den leichtesten Schatten über Ihr Bild zu werfen, welches die Hand der Phantasie mit dem brennendsten Colorit mir ins Herz malte. F. Matthisson."

Den 26. Januar 1789 drückte Matthisson die bestimmte Absicht aus, die Fahrt nach Malans zu unternehmen, und erbat sich bloß noch einige Winke über die Reise von Zürich ins Graubündische. Anfangs April — ein dazwischen liegender Brief sowie auch alle Antworten von Salis aus dieser Zeit sind nicht erhalten — meldet er das Scheitern seiner Hoffnung auf eine Zusammenkunft und bezeichnet einen Monat später das eigentliche Hindernis: eine Schuld, auf deren Abtragung er gehofft, stand aus, und so erlaubten ihm die Mittel die Kosten der Reise nicht. Da Salis kaum daran denken konnte, seine ohnehin weite Route durch den beträchtlichen Umweg über Nyon um einige Tage zu erweitern, so mußte auch er davon abstehen, dem Seelenfreund die Hand zu drücken, was ihm um so schwerer fiel, als er sich nie lieber als jetzt einer mitfühlenden Seele anvertraut hätte und Bansi diese mitfühlende Seele durchaus nicht mehr war.

Beim Überblick über den verflossenen Urlaub gewann er die Überzeugung, Scheiden sei für ihn das Beste: die Schönheit der Natur, die reichliche Muße, die Einfachheit der Sitten und die süßen Erinnerungen an die Knabenjahre hatten ihm den Aufenthalt

[1] Wir wissen nicht, welches von dem Halbdutzend, die Matthisson Salis widmete.

in der Heimat lieb und begehrenswert gemacht und nun war sie ihm verleidet worden, weil er das liebende Herz nicht sein eigen nennen durfte, weil er so viel „Zwang und drückende Verhältnisse, so viel Liebe zur Eigenheit, so viel Sorge für das Besitzen, so wenig Hingebung, und so wenig Enthusiasmus für das Edle“ gefunden hatte. Und doch mußte er so oft nach den Bergen des Vaterlandes zurücksehen, die vom sanften Abendlicht beglänzt waren; und als er auf der Höhe vor Zürich die Sonne hinter Tannenhügeln versinken und den Luftkreis, der sie umgab, in duftiger Klarheit und goldener Glorie strahlen sah, während die Türme und Mauern der tiefer gelegenen Stadt von einem blaßrötlichen Licht überhaucht waren, da empfand er entzückt noch einmal die Schönheit des Vaterlandes und „pries anbetend den Herrn, der all die Pracht geschaffen, der solche Paradiese auf Erden blühen hieß und in dieses herrliche Stück Land — als seinen würdigen Priester Lavater gesetzt hatte, der den Namen Christus vor allen Spöttern der Welt laut und unerschrocken bekannt.“ Wehmütig dachte er auch an Salomon Geßner, dessen Asche nun ruhte und der nun unter den Seligen wandelte. Er besuchte Lavater zu Hause, wo ihm dessen muntere Liebenswürdigkeit wohl tat, und fühlte sich von seiner Predigt gehoben und gestärkt.

Unvermutet wurde er im Augenblick des Scheidens noch fester an das Vaterland gekettet. Da die zürcherischen Mitglieder der damals in höchster Blüte stehenden helvetischen Gesellschaft gerade nach Olten zur Jahresversammlung reisten, so entschloß er sich zur Mitfahrt. Es waren über zweihundert Personen anwesend, darunter viele Damen, mit denen die Jüngern nach der Sitzung tanzten, während Salis mit Thaddäus Müller[1] von Luzern in ein einsames Wäldchen spazieren gieng und dort allerlei ernsthafte Gespräche führte. Er verlebte in dem Kreise äußerst vergnügte Stunden, wurde auch vom Komite gleich das erste Mal als Mitglied aufgenommen. Vor seiner Abfahrt schlossen einige Freunde noch einen Kreis um ihn und sangen die erste und letzte Strophe von Lavaters Schweizerlied, worauf er, nachdem er sich

[1] 2. Oktober 1763—10. April 1826. Vergl. P. Meyer von Schauensee in der Allg. D. Biogr.

von allen durch Händedruck und Umarmung verabschiedet hatte, dem Hauenstein zufuhr.

In Basel war es ihm vergönnt, Pfeffel zu umarmen und mit seinem durch den Zug leiser Melancholie und das Schicksal einer, wie er eben von ihm erfuhr, anscheinend hoffnungslosen Liebe ihm teuren Freund Remy Frey zusammen zu sein. Er besuchte auch das Schlachtfeld zu St. Jakob an der Birs, Stolz im Busen über die Heldentaten der Vorfahren und Scham, weil der von dieser Schlacht ausgehende Weltruhm ihrer Tapferkeit den Grund zum Solddienste legte, dem auch sein Dasein zugefallen war.

Ehe er den Fuß auf fremden Boden setzte, erhielt er noch einen Gruß der Liebe, Brief und Schattenriß von Ursina. Sie schien gefaßt und gottergeben, während die Zeilen unmittelbar vor dem Abschied von hoffnungsloser Wehmut erfüllt waren: „Nicht wahr, wenn Sie zu uns zurückkommen und ich nicht mehr bin, so pflücken Sie doch das kleine Veilchen, das etwa aus meinem Hügel keimt, und tragen es am Herzen.“

VII. In den Schrecken der Revolution.

1789.

Am 29. Mai fuhr Salis mit Remy Frey — denn sie hatten vor Salis' Abreise aus der Heimat schriftlich die gemeinschaftliche Reise vereinbart — von Basel ab. Zehn Jahre lagen zwischen seinem Eintritt in den Fremddienst und der nunmehr angetretenen Rückkehr zu demselben. Familientradition, der Wunsch nach einem Stand, in welchem weniger Unrecht geschehe als in den andern, und die männliche Lust zu den Waffen hatten ihn Soldat werden lassen in einem Alter, wo er den Schritt seiner Berufswahl noch nicht völlig klar übersehen konnte. Nun war manches anders geworden; die idealen freiheitlichen Bestrebungen der Zeit hatten auf ihn gewirkt, der Söldner erschien ihm in ihrem Licht als Werkzeug der Tyrannen, so daß ihm sein Stand, wenn

nicht zuwider, so doch gleichgültig geworden war, gleichgültiger — wie andere, intimere, dem Tagebuch angehörige Aussprüche ergeben — als er noch im Jahre 1788 Voß zugestanden hatte. Damals schrieb er: „Meine Seele ist ferne von den meisten Geliebten, in einem Lande, unter einem Volke, das mir gleichgültig ist und meiner Seele fremd bleibt. In einem Stand, den ich liebe, weil er einmal mein Beruf ist; und nur Thoren oder schlechte Kerls über die Bande ihres Berufs klagen, ein Mann sie trägt oder zerreißt!" — Aber auch jetzt noch ließ ihn der ihm stets eigene Trieb genauer Pflichterfüllung den Obliegenheiten seiner Stellung sorgfältig nachkommen, so kleinlich und unnötig sie ihn oftmals dünkten und wiewohl sie ihm durch Mißhelligkeiten mit seinem direkten Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant von Bachmann, noch erschwert wurden. Die Pflicht, nicht die Liebe zu seinem Stand, hielt ihn und manchen Waffengefährten in den herannahenden Tagen aufrecht, wo die Menschheit unter Blut und Greueln aller Art einen neuen Weg beschritt.

Am Abend des vierten Reisetages tauchten vor den Blicken der Reisenden hinter Grosbois „am goldbeglänzten Rande des Himmels die grauen ragenden Kuppeln und Thurmhelme von Paris auf; Schlagregen theilten hie und da mit schrägen grauen Streifen die Luft." Den folgenden Tag — es war Pfingstmontag — fuhren sie durch den feuchten stinkenden Qualm und das Wagen- und Menschengewühl der meilenlangen Weltstadt, und während der Fahrt regten sich in Salis die alten Erinnerungen mit solcher Macht, daß er den Ort erst vor kurzem verlassen zu haben glaubte. Es tat ihm wohl, sich in Vaugirard, wo auch der Major v. Bachmann[1] wohnte, in einem niedlichen Landhäuschen eines Garkoches einlogiren zu können, der sich hier zur Ruhe gesetzt hatte. Das Regiment lag zum Teil ebenfalls in Vaugirard, zum Teil in der Umgebung. In den nächsten Tagen wurde exerzirt und auf dem Marsfeld manövrirt, und wenn auch auf mancher Brust der Druck eines nahenden Ungewissen lastete, so war doch alles noch ruhig. Salis machte seine gewohnten Gänge nach Paris, stattete Besuche ab und sah eine Reihe alter Bekannter wieder, namentlich Offiziere der Schweizergarde. Er

[1] Der Bruder des Oberstlieutenants vom Regiment Salis-Samaden.

besuchte in diesen Tagen Schweizer, d'Affry, den Baron von Wolzogen, Schillers Freund, verkehrte mit den Gardeoffizieren Pfyffer, v. Diesbach, Chastelard, Zelter, mit dem neuen Regimentsprediger Exter, mit den beiden Baronen von Salis-Zizers, mit dem Prinzen Galizin, speiste mit O'Connel, dem Kommandanten des Regiments Salm-Salm, der sich bei Gibraltar ausgezeichnet hatte, bei dem Prinzen von Guynes u. s. w., kurz ein reiches gesellschaftliches Leben nahm ihn wieder in Beschlag. Am fünften Juni, nach wenigen Tagen des Wiedersehens, verreiste Bruder Gubert und der Ziehende und der Bleibende waren wohl ohne Ahnung, welchem infernalischen Rachen er entrann.

Am achten erlebte Salis eine Szene, die ihm einen tiefen Eindruck hinterließ und auf den Fanatismus des Pöbels ein erschreckendes Licht warf. Drei junge Advokaten, die angeblich dem des Weges dahergetragenen Sakrament ungenügende Ehrfurcht erwiesen, wurden nur mit Not den Fäusten des rasenden Volkes entrissen, wobei die Schweizerwache, der Oberstlieutenant und die andern mit Salis zur Hilfe herbeigeeilten Schweizeroffiziere Püffe davontrugen. Es wurde häufiger als je exerzirt, so am 14. auf dem Champ de Mars vor dem in Schweizeruniform erschienenen Grafen von Artois und dem Kriegsminister und im Beisein einer nach Tausenden zählenden Volksmenge; am 22. und 23. blieb Salis' Regiment in Vaugirard konsignirt und marschfertig, „da die états généraux sich nicht vereinigen konnten und man eine Gährung befürchtete"; am 25. erhielt es Kanonen mit Munition und Kugeln. Die Aufregung stieg von Stunde zu Stunde, Auftritte, wo der Pöbel wirkliche oder vermeintliche Verächter des dritten Standes seine Wut fühlen ließ, häuften sich: so wurde ein Abbé, der sich mißliebig gegen den tiers-état geäußert haben sollte, vor dem Palais royal, dem Versammlungsort der feinen Gesellschaft, besonders der Offiziere, von dem Volke gezwungen, knieend Abbitte zu leisten. Häufig genug wurden Deserteure der französischen Garde von den Bürgern öffentlich traktirt und vor den Augen der Vorgesetzten zur Insubordination aufgehetzt.

Die für die leitenden Kreise so charakteristische Schwäche und Unentschlossenheit in den militärischen Angelegenheiten machte die Lage der Schweizertruppen von Tag zu Tag peinlicher. Be-

fehl und Gegenordre jagten sich. In der ersten Juliwoche wurde mehrmals Allarm geschlagen, nach Paris und wieder ins Quartier zurückmarschirt. In der Nacht vom zweiten auf den dritten stand das Regiment bis Mitternacht unterm Gewehr und gewärtigte einen Zusammenstoß, ebenso am vierten und in der Frühe des fünften Juli, wo das Gerücht von der Entwaffnung der französischen Garde umgieng. Auf das Marsfeld beordert, übernachtete es am fünften in der école militaire und erhielt, nachdem es im Lauf der folgenden Tage durch das in Parforcemärschen aus Orleans herbeigeeilte Regiment Chateauvieux, sowie durch das ebenfalls aufs schleunigste aus Amiens herbeigezogene dritte Bataillon Diesbach, und das zweite aus Arras und überdies durch ein Artillerieregiment verstärkt worden war, den gemessenen Befehl, den Platz nicht zu verlassen. Während sich Einheimische und Fremde ein Vergnügen daraus machten, das Lager zu besichtigen — Salis erhielt u. a. den ganz unerwarteten Besuch seines Jugendlehrers Conradi und mehrerer Bekannter — wuchs die Erbitterung der Aufständischen gegen die betteraves (rote Rüben), wie der Gassenwitz die rotröckigen Schweizer benamste, zur unerträglichen Frechheit, und mehr als ein Schuß aus dem Hinterhalt mußte ungerächt hingenommen werden.

Am 12. Juli gewannen die gespannten Verhältnisse den Anblick einer unausbleiblichen Entscheidung. Ermattet durch die unermüdlichen Allarme und eine beinahe schon zwei Wochen währende ständige Bereitschaft zum Schlagen, heruntergekommen durch mangelhafte Verpflegung, gereizt und erbittert durch den schweigend ertragenen Hohn und die tätlichen Beleidigungen der Aufrührer und entmutigt durch die ungewisse, schwankende Haltung des Königs, welcher die Schweizer, als die einzig Getreuen, in den Kampf mit den Empörern schicken oder sie diesen erbarmungslos ausliefern konnte, aber entschlossen, dem übermächtigen Feinde die Zähne zu weisen — so standen die Schweizer schon seit vier Uhr morgens unterm Gewehr. Um sieben Uhr wurde das Regiment Salis-Samaden nach dem Platz Louis XV. beordert, wo der zwischen den Rebellen und Kavalleristen entbrannte Kampf bei ihrer Ankunft aufhörte. Nachmittags ein Uhr zur Deckung der Straße nach Versailles befehligt, blieben Offiziere und Soldaten bis zum nächsten Morgen

gegen fünf Uhr, wo sie wieder in das Lager auf dem Marsfeld einrückten, im Gewehr, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, ohne Nahrung, ohne Schlaf und jeden Augenblick den Angriffen des zahllosen, zu tierischer Grausamkeit aufgestachelten Pöbels entgegensehend; neunzehn Stunden waren sie ohne Nahrung, zwei Nächte, so sagt Salis, ohne Schlaf gewesen. Am 13. erwarteten sie jede Stunde einen Überfall. Am 14., am Tage des Bastillensturmes, wurden ihrem Lager gegenüber Batterien aufgefahren, und da die Schweizer von dem, wirklichen oder angeblichen, Plan der Aufständischen erfuhren, sie in der Nacht mit 30,000 Mann zu überfallen, so zogen sie sich beim Beginn der Abenddämmerung still nach Versailles zurück. An der Spitze von Salis' Kompagnie und an der Tête der Kolonne giengen gesenkten Hauptes der Graf von Narbonne und der Oberstlieutenant von Besenval, unter dessen Kommando die sämtlichen nach Paris konzentrirten Schweizerregimenter gestellt waren. Endlich am 15. erhielten die Tapfern etwas Ruhe; der König hatte sich dem Schutze der Nationalversammlung anheimgegeben.

Salis besaß Gemütsruhe genug, an diesem Tage die von einem Schweizer geleitete Porzellanfabrik in Sèvres zu besuchen und eingehend zu besichtigen. Er gehörte zu den melancholischen, weichen Naturen, deren Widerstandskraft da erst erwacht und wächst, wo mancher Stärkere zusammenbricht, und so hatte er denn auch die Gefahren und Strapazen der letzten Zeit kaltblütig und mit einer ihn selbst überraschenden Leichtigkeit ertragen. Über seine Haltung und den Umstand, daß er beinahe als Verteidiger der Bastille zu kämpfen gehabt hätte, berichtet Reichard, den Salis im Beginn des folgenden Jahres besuchte: „Hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung bestimmt, so wäre die Reihe an Salis gewesen, dahin befehligt zu werden. Man wählte aber nur eine kleine Abtheilung, deren Kommando sein Lieutenant von der Flüe bekam. An wie vielen Zufälligkeiten die große Weltbegebenheit gehangen hat! Hätte der entschlossene, muthige Salis mit etlichen hundert treuen Schweizern die Besatzung der Bastille ausgemacht — wer weiß, ob je ihre Uebergabe und was darauf folgte geschehen wäre! An dem ewig denkwürdigen Julitage (14.) hatte er seinen Posten mit dem Reste seiner Kompagnie am

Pont tournant; aus großen Entfernungen that man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft; von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, riefen ihm zu: „die Bastille sei erstürmt", oder rasselten mit großen Beuteln voll Geld, welche sie den Schweizern als eine Belohnung hinreichten, wenn diese zu ihnen übergehen wollten. Hierüber äußerst ergrimmt, beschworen die Gardisten[1] ihren Hauptmann: „er möge erlauben, daß sie den Schreiern das Maul stopften"; allein Salis gebot ihnen, ruhig zu bleiben und ernstlichere Angriffe abzuwarten; er ließ das Gewehr bei Fuß nehmen und keinen Schuß erwidern. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten zu verlassen. In einem nahen Hause waren sein Freund Schweitzer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu verfertigen. Dies erzählte mir Salis, als er mich besuchte."

Die von der Nationalversammlung dem König abgezwungene Entfernung der Schweizer führte auch Salis aus Paris, denn schon am Abend des 16. Juli erhielt sein Regiment mit einigen andern unversehens Marschordre und mußte am 17. ohne Proviant und Geld zehn Stunden bis St. Denis marschiren, wo sich etwa 8000 Mann zusammenfanden. Den nächsten Tag gieng es nach Pontoise, von wo sie nach Arras aufbrechen sollten; aber ausbrechende Unruhen hielten sie zurück, bis am 23. durch hundert Bürgergardisten aus Paris Ablösung erfolgte. Am 26. brach das Regiment Salis-Samaden auf, und von der Anhöhe hinter Pontoise warf Salis noch einen letzten Blick auf das greuelerfüllte Paris. Dann gieng's ins Land hinein. Aber überall hatte die Revolution ihr Haupt erhoben. Schon am 27. ereilte das Regiment der Befehl, nach dem neuerdings allarmirten Pontoise zurückzukehren.[2] Schließlich marschirte es nach Ecouis

---

[1] Wie hier, so findet sich fast in allen biographischen Skizzen über Salis die irrige Angabe, er sei Hauptmann der Garde gewesen.

[2] Hier schrieb Salis am 4. August folgenden Brief an Wolzogen: „. . . Seit wir unsere Schafgehege, das Champ de Mars, verlaßen haben, war unser Schicksal so, daß ich einst nur auf deutschem Boden davon reden mag. Verläumbet, verabscheuet, verrathen — weil wir gehorchten! — gehaßt als Werkzeuge der Unterdrückung, zu einer Zeit, wo wir wähnten, unser Leben nur für die öffentliche Ruhe auszusetzen. Doch ich bin mit Allem zufrieden,

in der Normandie, wo Salis zum ersten Mal seit fünfzehn Tagen wieder in ein Bett kam und sich über Nacht der Stiefel entledigen konnte, was ihm innerhalb drei Wochen nur fünf Mal möglich gewesen war. Nach wenigen Stunden kam die erwünschte Nachricht, das Regiment habe in Rouen zu garnisoniren, wohin sofort aufgebrochen wurde. Der herrliche landschaftliche Anblick der Umgebung dieser Stadt entzückte das schönheitsdurstige Auge des Anführers, aber unliebsam genug erinnerte ihn an die trübe Zeit eine Menge aufgeregten und tumultuirenden Volkes, das zwei gehenkte Rebellen umstand und durch welches die Einmarschirenden sich Bahn brechen mußten.

Die Angewöhnung an den neuen Ort hielt Salis schwer, wie er sich überhaupt nicht leicht in neue Verhältnisse fand. Die nicht seltenen Exekutionen, in denen die Wirkungen der hauptstädtischen Revolution bis in die Provinz nachzuckten, verdarben ihm die Laune, und seine Stimmung wurde noch trüber, weil der Vater neuerdings den Verzicht auf die Geliebte forderte. Er besuchte das Theater ziemlich oft und machte noch häufiger Spaziergänge in der Umgebung der Stadt, deren schwermütig-idyllische Schönheit seiner Seele wohl tat. Es begannen sich auch zahlreiche gesellschaftliche Bande zu knüpfen, und glänzende Offiziersgelage wechselten mit privaten Einladungen: so hielten am 16. August die Offiziere zu Ehren der Bürgerschaft und der Volontairs der Besatzung eine Gastung von über 200 Teilnehmern, wobei die Regimentsmusik und Trommelwirbel die Trinksprüche auf den König und die Nation begleiteten. Am 20. August wurde die Ablegung des neuen Treueides an die Nation, den König und das Gesetz von allen Truppen, die Schweizer ausgenommen, mit einem

---

wenn nur die Freiheit aus den düstern Rauchwolken emporsteigt, die diese Stadt bedecken, wo manche leichtsinnige Grausamkeit in diesen Tagen der Rache zwar ewig die Thäter schändet — doch nur Vergeltung ist. Unser Regiment ist seit 14 Tagen oder 3 Wochen in dieser Stadt und marschirt morgen nach der Normandie. Der Stab und meine Compagnie kommt in den Flecken Ecouis, sechs Stunden von Rouen. Könnte ich noch in der Entfernung Gelegenheit finden, Sie zu überzeugen, wie theuer mir Ihr Andenken und Ihre Bekanntschaft bleiben. Die Stunde, die mich durch einen sonderbaren Zufall Ihnen zuführte, wird mir unvergeßlich bleiben." (Abgedr. im Litt. Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen, II. Band 393.)

Tedeum in der herrlichen gotischen Kathedrale festlich begangen, welche Feier freilich am folgenden Tag durch die Exekution der zwei Hauptführer des letzten Tumultes ein wenig erhebendes Nachspiel fand. Der eine auf der fatalen Leiter war der ausgezeichnete Komiker Bordier, den Salis noch in Paris spielen sah, der andere ein Advokat Jourdain, beide um so mehr bedauert, weil sie in guten Verhältnissen lebten und die Achtung ihrer Mitbürger genossen.

Der Dienst bot größere und Salis angenehmere Abwechslung als je; die häufigen und nicht gefahrlosen Kornconvois — denn es war die Aufgabe des Regiments, die Kornzufuhr nach Paris vor dem streifenden Gesindel und den empörten Bauern zu decken — setzten seinen Mut und seine Fähigkeiten auf eine ihm erwünschte Probe, abgesehen davon, daß er die schöne Landschaft gerne weithin kennen lernte. Trotz der revolutionären Verführungsversuche und der Gerüchte über eine geplante Entlassung der Schweizertruppen durch die Nationalversammlung oder ihre Heimberufung durch die Kantone blieb der Geist der Soldaten ein guter, wiewohl sie anläßlich eines den Wachtmeistern von den Volontairs gegebenen Festes das Begehren nach der Freilassung aller Gefangenen des Regimentes stellten, worin ihnen auch „in Anbetracht der Umstände“ die Offiziersversammlung willfahrte. Sonst ereignete sich mit dem Regiment nicht viel Wichtiges: eine große Parade, bei der die Bürgerwehr, die Freiwilligen, die Regimenter Navarre und Salis-Samaden einen bunten Anblick boten, die lange verzögerte Ankunft des Regimentsdepots und der Equipage aus Arras, wohin einige Offiziere das Regiment gerne zurückgehabt hätten, die im Oktober vollzogene völlige Vereinigung der Bürgerwachen mit dem Regiment, die Ankunft der von Vaugirard nach Claies und Arras detachirt gewesenen Compagnie Ackermann u. s. w.

Salis' militärisches Tun und Privatverkehr — er schloß sich am liebsten an den General Marquis de Harcourt, den Freiwilligen-Oberst Marquis d'Herbonville und den Maire von Rouen, Marquis de Radepont an — umrankten immer mehr Reisegedanken, und es war ein artiges Zusammentreffen, daß er in den Septembertagen les voyages d'Anacharsis las, nach denen

er schon lange gefahndet. Das Ziel seiner Fahrten war allerdings ein anderes, als dasjenige des jungen Scythen; er gedachte über Holland nach Deutschland zu reisen; er wollte den Urlaub nicht in der Heimat verbringen, er wollte nicht in der Nähe Ursinas sein, da er sie doch nicht sehen und nie besitzen sollte. Der Vater hatte freilich im Laufe des Sommers eine weniger schroffe Haltung angenommen und am 18. Juli geschrieben, er müsse die Anstrengungen des Sohnes, der Leidenschaft durch die Vernunft Herr zu werden, anerkennen, würde aber untröstlich sein, wenn der Sohn, wie er vorhabe, wegen dieses Kampfes die Heimat meiden wollte. Er möge ihm vertrauend sagen, ob es sich um eine vorübergehende Neigung handle, oder ob, wie das Gerede der Leute gienge, „des engagemens sérieux“ vorlägen; in diesem letztern Falle „nous pourrions toujours en raisonner, soit pour raffermir, soit pour dissoudre.“ Aber Johann Gaudenz mochte die hinter dieser scheinbaren Nachgiebigkeit lauernde Abneigung nur zu deutlich fühlen und darum stand es bei ihm fest, das „zärtlichste Mädchen“ und das Vaterland zu meiden. „Ich bin also so weit gekommen, (ist es meine Schuld!) daß ich mich glücklich schätzen muß, wenn ich nur die Stärke habe, das, was mich mit süßen Banden an sich zog, bei dessen Gedanken sonst mein Herz überwallte, heimische Gegenden und sie zu fliehen ..... aber vergessen, was in meiner Seele glühte, wie soll ich das? und was wäre ich, wenn ich's thäte und könnte?“

VIII. Auf Reisen.

1789—1790.

Endlich war es Salis vergönnt, die unter dem jungen Bündner Adel übliche, durch seinen Eintritt in die Garde verschobene Bildungsreise anzutreten und, was ihm weit höher galt, dem Drang seiner Seele, Deutschland zu besuchen, ein Genüge zu

tun. Denn der deutsche Dichter, der sich „in Frankreich niemals heimisch fühlte und vor dessen Augen allmälig der unbestimmte, über die Gefilde der Heimath gebreitete Zauberschleier zerriß", sah jenseits des Rheines das Land seiner Ideale. Dort waren die Meister, die er verehrte, dort lebten die geistesverwandten Seelen. Noch am 18. September 1789 war ein schon vor einem Jahre abgegangener und erst jetzt ihm zugekommener Brief von Voß wie ein Ruf aus jener sehnsüchtig begehrten Welt an das Ohr des in seinem dichterischen Tun und Denken Vereinsamten herübergedrungen. „Mein Herz überwallte vor Freude beim Andenken dieses vortrefflichen Mannes und tiefdenkenden und fühlenden Dichters. Meine Sehnsucht, ihn zu sehen, wuchs mit der Hoffnung, sie diesen Winter stillen zu können."

Den zweitletzten September fuhr er mit dem Bedienten Peter Sutter in seinem alten Cabriolet, in welchem er nach Paris gereist und das er sich nun wieder zu verschaffen in der Lage war, von Rouen gegen Dieppe zu, wo er zum ersten Mal das Meer sah, „das so oft der Gegenstand meiner Sehnsucht, meines herzlichsten Wunsches gewesen" und das ihm einen tiefen Eindruck „ernster Größe und schrecklicher Gewalt machte und alle Bilder aus dem geliebten Ossian in der Seele wieder erstehen ließ." Dann gieng es weiter über Boulogne, Calais, Gravelingen, Dünkirchen, Ostende, Brügge, Gent, Antwerpen, Breda, Dortrecht, Rotterdam nach dem Haag, wo ihn eine unfreiwillige Muße zwei Monate lang festhielt. Bis dahin war die Reise eine genußreiche gewesen, die Fahrt eines gebildeten, mit Nutzen und Behagen reisenden Weltmanns, in dessen Tagebuch Natur- und Kunstgenuß, Beobachtungen über Land und Leute, allerlei Reiseerlebnisse, neue Bekanntschaften und zahlreiche unerwartete Begegnungen mit Landsleuten die Feder führen. Nirgends versäumt er Landschaftsbilder ausführlich zu skizziren und ihnen einige poetische Lichter aufzusetzen. Angesichts des Meeres dünken ihn die großen Worte des Psalmisten und Hiobs der würdigste Ausdruck des ihn ergreifenden Gefühls — „die Stimme des Herrn gehet auf den Wassern, der Gott der Ehren donnert. Die Wasserwogen im Meere sind groß und brausen gräulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe" u. s. w. In Boulogne bemerkte er die

herrschende englische Sitte, in Calais empörte ihn ein Franzose, der den König, die Prinzen und die Schweizer lästerte. Die Gegend zwischen Calais und Gravelingen bot ihm ein Bild des ausgesuchtesten unvergleichlichen Elends, und es wurde ihm in dem „dumpfigen Fieberlazareth" Gravelingens schwer ums Herz, als er hier von manchem Bündner Offizier vernahm, den das Fieber dahingerafft hatte.

Bald lag die Grenze hinter ihm: „die Wollenperrücken der Männer, die blauen Mäntel der Weiber, die dickleibichten starken Pferde, die dreiräderichten Karren und endlich die Tabakspfeifen auch im Munde der jungen Knaben mahnten uns, daß wir die Niederlande erreicht hätten." Von Dünkirchen entwarf er eine eingehende Beschreibung. Er besah sich den Hafen, spazierte am Strande und entschloß sich, den Weg zunächst zu Wasser fortzusetzen und sein Cabriolet in sicherm Verwahr zurückzulassen. Auf bequemen, luxuriös meublirten Ziehbarken gelangte er nach Furnes, Nieuport, Ostende, nicht ohne reichliche Gelegenheit, über die von der französischen so sehr verschiedene niederländische Gesellschaft seine Glossen zu machen, über die spielenden, schwatzenden und qualmenden Männer, über die reizlosen, in lange Mäntel gehüllten Weiber und manchen „phlegmatischen Bäuchling, der da sitzt, als hätte man ihn vor die Stirn geschlagen." Das schiffreiche Ostende bot manche Augenweide, und vor allem freute sich Salis, ein von einem Bündner geführtes Café de Suisse und manchen Bekannten zu treffen. Die Weiterfahrt wurde den Kanal hinauf auf einem Sloop bewerkstelligt, und bald stiegen die Landhäuser von Brügge empor; dann wurde die Reise in echt niederländischer Schweigsamkeit mit einem Treckschuyt (Schleppschiff) nach Gent fortgesetzt. Hier fesselte ihn der Bilderschmuck der Benediktinerabtei St. Pierre, der Hauptkirche und der Benediktinerkirche und nicht minder — denn er suchte wo möglich über jede fremde Stadt eine Vogelperspektive zu gewinnen — der vom St. Nikolas gewonnene Überblick der „weitläufigen" Stadt mit ihren roten Ziegeldächern und grünen Rasenplätzen. Als das Merkwürdigste erschien aber hier dem Offizier die für die Bekleidung der Truppen aller Niederlande errichtete k. k. Kommission, deren dirigirender Major Heyden, ein Kölner, ihm alle gewünschten Aufschlüsse gab. „Hier werden durch

Soldaten und im Verding alle Montirungsstücke verfertigt und an die Regimenter abgeliefert. Der größte Ordnungsgeist ist mit der pünktlichsten Sparsamkeit vereinigt, z. B. aus dem Abfall des Sohlen-Leders werden Gamaschenknöpfe geschlagen, der Rest zum Verbrennen verkauft, jedes Riemchen Tuch wird angewandt. Kein Knopf ist auf diesen noch neuen Kleidungen, denn die alten werden als immer dauernd angesehen und durch verschiedene Generationen von Röcken fortgepflanzt. Aus altem Filz werden Casketten verfertigt, die Kupfen[1] der Hüte sind klein und niedrig, damit weniger Stoff angewandt werde. Die Hosen sind ohne Knöpfe, mit Bändern gebunden, die Zündpfannendeckel und Bajonettgrifffutter von steifem Leder, die Patronentaschen lakirt und nicht gewichst. Ein Hemde kömmt auf etwa 54 Sols. Die Feldkessel sind von geschlagenem Eisen. Eine vollkommen neue Montirung für die ganze Armee liegt in den Magazinen bereit auf den Fall eines Feldzuges. Jedes Kleidungsstück wird mit einer Nummer bezeichnet, die den Arbeiter kenntlich und für die Dauer responsable machen. Dieses Laszysche Oeconomiesystem ist wirklich bewundernswerth. Der Einkauf im Großen ist wohlfeiler, die abfallenden Stücke können alle angewandt werden, und kein Mißbrauch, keine Plackerei einzelner Regiments-Regien kann statthaben. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Kosten der Kaiser eine der stärksten und besten Armeen hält; auch die kleinlichen Mittel verdienen Bewunderung, wenn sie zu einem großen Zweck so richtig führen."

Da er mit dem Belegen der nach Antwerpen bestimmten Diligence zu spät kam, so blieb er den 9. Oktober noch in Gent und genoß auf einem Spaziergang „viel sanfter Wonne." Der Anblick der Stadt mit ihrer Citadelle und den Türmen, die herrliche, von schönem Vieh belebte, von schilfreichen Wasseradern durchschnittene Weide im Vordergrund, die in purpurne Schlaglichter der untergehenden Sonne getaucht war — das alles versetzte ihn in ein andächtiges Entzücken und erregte sein religiöses Gefühl; er sehnte sich „nach einem festen Grunde des Glaubens, einem Anker im Schiffbruch des Lebens." Auf der Fahrt nach Antwerpen fühlte er mit Behagen den Unterschied zwischen den wohlhabenden,

[1] Schweizerdeutsch Gupf = Spitze, oberster Teil.

großen niederländischen Dörfern und den „französischen Schlupfwinkeln des Elends.“ Den Hauptteil seiner Aufmerksamkeit beanspruchten in Antwerpen die Gemäldegalerien, wo er, ganz im Sinne seiner Zeit, die einer antikisirend-idealistischen Kunst huldigte, über die Meisterwerke der Niederländer anders urteilte als wir heut zu Tage. „Zu sinnlich, wie es mir scheint“, schreibt er über Rubens' Kreuzabnahme, „und wohl oft zu unedel, fühlte sich Rubens unfähig zu dichterischer Schöpfung und setzte daher auch auf die Altarladen dieses Gemäldes sich selbst und seine Weiber. Es ward mir widrig, überall diese Portraits zu finden und sich aus dem Traum der Ideale in die flämische Gesellschaft zurückgezogen zu fühlen. Zeuxis und Apelles schufen ihre Venus aus dem Resultat, dem Auszug ihrer sinnlichen Erfahrung und durch Zusammensetzung einzelner Vollkommenheiten. Alle Portraits sind Kopien!“

Von Antwerpen fuhr Salis nach Breda und sah unterwegs mit Vergnügen die reinlichen großen Tafelscheiben der Fenster, die wohlgehaltenen Backsteintrottoirs, die schnurgeraden Lindenalleen und die Hagenbuchen- oder Stechpalmzäune der Dörfer. Da sein Fuhrmann unentwegt an der Gepflogenheit festhielt, jede halbe Stunde einzukehren, so gewann der Reisende einen gründlichen Einblick auch in die holländischen Schenken: „das Zimmer war meist reinlich, voll altmodischer Kannen, Gefäße und Geräths. Der Heerd am Boden wie in Frankreich; man brannte viel Haiderasenstücke. Genèvre, Weißbier und Tabak spielen hier eine herrschende Rolle; ein Kelchglas Bier macht die Runde und wird, mit Myn heer oder mon ami begleitet, umgeboten; dieses Myn heer und ein gedehntes ja ist der herrschende Ton in der holländischen Sprache, so wie das Bä im Schafgeblöcke.“ Weniger angenehm als die reinlichen Wirtsstuben berührten ihn die Haufen kaiserlicher, mißvergnügter Niederländer, die sich oft an seinen Wagen drängten, „meistens verlaufene Jungens, die ihr Vaterland als Patrioten verlassen hatten. Ueberall stößt man auf solche Pseudopatrioten (deren 6000 ausgezogen sein sollten). O Patriotismus, welche unwürdige Priester hast du in den drei Reichen Frankreich, Holland und Brabant.“ Ein paar Tage später sah er in Breda dem Exerziren solcher „verlaufener Brabanter“ zu: „über zweihundert

dieser Leute bestrebten sich, fruchtlose Manoeuvres zu machen. Manches wäre lächerlich gewesen, wenn nicht auch eingebildeter Eifer für das Vaterland ehrwürdig und ihr leicht vorzusehendes Schicksal bedauernswürdig wäre. Unter diesen durch Pfaffen getäuschten Leuten waren viel minderjährige Knaben." Von solchen Brabanter Emigranten fand sich Salis auch in seinem Gasthof belästigt, den sie „mit dem betäubenden Ton ihrer Sauf- und Freiheitslieder erfüllten." In Antwerpen wollten sie ihm sogar den Peter Sutter für ihre Sache werben, aber dieser blieb standhaft. Übrigens wurde ihm der mehrtägige Aufenthalt in Breda durch den Verkehr im Hause des mit einer Tochter des Generals Battista von Salis-Maienfeld verheirateten Kapitäns Schorsch angenehm gemacht, wo er noch eine entfernte Verwandte, Frl. Marianne von Salis, fand. Schorsch führte ihn auch in das „Societätshaus", in dessen großem, wie Vulkans Esse mit Rauch und Dampf gefüllten Kaffeesaal eine Menge Zeitungen, darunter auch deutsche, auflagen und wo Wein, Bier und Punsch verabreicht wurde. Der Ton dieses durch Skrutinium sich ergänzenden Clubs — er bestand meistens aus Offizieren — gefiel ihm wegen der Steifheit und Kälte durchaus nicht, und es mochte ihn sonderbar anmuten, als ein betrunkener Offizier den Aufwärter prügeln wollte. In Dortrecht, wohin er von Breda mit einer Chaise fuhr, fielen ihm besonders die zierlichen Landhäuser und Pavillons auf mit ihren gemalten Verzierungen und bunten Muschelgängen — „Alles so aufgeputzt, geschnirkelt und bemalt oder gefirnißt"; sogar die Naben der Windmühlen waren meist vergoldet. „Vor allen Häusern hängen gescheuerte, blanke Milchgefäße aus Messing, inwendig immer blau lackirt, Eimer oder steinerne Bierkrüge; überall sah ich Leute, die etwas wuschen."

Schon in Rouen hatte Salis öfter an Flußfiebern und Brustbeklemmungen gelitten, die wohl mehr waren, als, wie er einmal meinte, hypochondrische Grillen; denn nun bannte den ernstlich Erkälteten der kalte Herbstnebel aufs Zimmer. Aber das melancholische Patientenleben nahm ein jähes Ende, als ihn unvermutet ein Jugendfreund, Lieutenant Nickli, überraschte, der ihn durch Peter Sutter ausfindig gemacht hatte. Sofort wurde nun der Feldprediger Bavier aus Chur, der Hauptmann Schmied und der Oberstlieutenant

Jenatsch von dem hier garnisonirenden Regiment Schmied, das Salis nach Mannschaft und Haltung den eingebornen weit überlegen fand, aufgespürt und bald blühten die Freuden der Landsmannschaft in vollem Maße, so daß sich Salis „oft kaum besinnen konnte, an diesem Ort unter so vielen Landsleuten zu sein.“ Mit ihnen und den Lieutenants Flugi, Brosi und Pestaluz, alle graubündische Landskraft, verbrachte er noch einige vergnügte Tage und ließ sich von ihnen auch aufs Societätshaus führen.

In Haag gedachte er längere Zeit zu verweilen, da neben dem vielen Sehenswerten auch ein großer Kreis von Bekannten winkte. Er war mehrmals im Haus des Generals von Salis-Maienfeld und verkehrte mit seinem Jugendfreund Herkules Fischer, dem Gardeoffizier David Heß aus Zürich, dem Feldprediger Wetli, den er in Olten bei der helvetischen Gesellschaft getroffen hatte, mit den aus Rotterdam herübergekommenen Freunden Bavier und Marti, ferner mit dem Oberst Pfister vom Regiment Stockar, der ein alter Freund des „Oheims Brigadier“ von Salis war; auch mit dem Generallieutenant und Kommandant der Schweizergarde von May[1], mit de Vernand, dem Oberstlieutenant der Schweizergarde, kam er fast täglich zusammen, sowie mit den Berner Hauptleuten von Grafenried, Hackbrett, Effinger von Wildegg, mit dem Glarner Paravicini und dem Lieutenant Planta von Haldenstein. Die vornehme holländische Gesellschaft lernte er hauptsächlich in der „Großen Societät“, einem zweihundert Mitglieder starken und über ein prächtiges Vereinshaus verfügenden Klub, und in den von der feinen Welt frequentirten Cafés kennen, wo übrigens auch schweizerische, deutsche und holländische Offiziere und portugiesische Juden verkehrten; sie erschien ihm, der das französische savoir vivre kannte und übte und von Haus aus gegen die kleinste Taktlosigkeit sehr empfindlich war, meist roh und ungebildet. Die nicht seltenen militärischen Übungen — denn „der dicke Prinz von Holland gab sich viel mit dem Soldatenspiel ab“ — ließ er sich nicht entgehen; sie mußten ihn schon deswegen interessiren, weil damals[2] noch etwa

[1] May: hist. milit. des Suisses. tom. II. pg. 399.
[2] May: hist. milit. des Suisses. tom. II. pg. 470.

7000 Schweizer in Holland dienten. Bei einer vom Prinzen abgenommenen Parade der Schweizergarde, die sich durch schöne Leute auszeichnete, fiel ihm auf, wie viel auf zeremonielle Platzveränderung, wie wenig auf Richtung und Position gehalten wurde; die holländische Garde fand er schön, aber schlecht gedrillt.

Das gesellige Offiziersleben, durch häufige Spaziergänge am Meer und im Mondschein und durch dichterisch angehauchte Stunden des Alleinseins unterbrochen, erhielt nun noch einen weitern gemütlichen Reiz durch die Ankunft seines Onkels, des Generals Battista von Salis, der ihm allerlei Familienneuigkeiten brachte. Aber Atmungsbeschwerden, Schwindel bis zur Ohnmacht, Kopfschmerz und Mattigkeit kamen und giengen und störten die Freude, Vorboten einer schweren, von ihm nicht geahnten Krankheit, die am dritten November als Nervenfieber ausbrach und erst nach drei Wochen soweit wich, daß er das Bett etwas verlassen und geschwächt und zitternd ins Tagebuch schreiben konnte, daß er sich in guter Pflege befunden habe und noch befinde, da Herkules Fischer brüderlich Sorge zu ihm trage und auch Peter Sutter das Seine treu und wohlmeinend getan habe. Den größten Dank jedoch erwarb sich sein junger kluger Arzt Thuesink. Die Tage der Rekonvalescenz sind Tage der erstarkenden Hoffnung und Kraft, aber auch der zarten Sehnsucht und darum ein lieber Spielplatz der Muse. Salis merkt es ausdrücklich an, daß er während dieser Zeit der Wiedergenesung zu dichten begonnen habe, wahrscheinlich das nach seiner Angabe 1789 entstandene Lied „Der Entfernten"; dem geliebtesten Wesen, dem er seit seiner Abreise nie geschrieben, werden sich die Gedanken des dem Tode Entronnenen zuerst und am meisten zugewendet haben; und da er von der See spricht, an deren Strand er ja erst seit kurzem weilte, so erwächst diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit.

Wohl denk' ich allenthalben,
O du Entfernte, dein!
Früh wenn die Wolken falben,
Und spät im Sternenschein.
. . . .
Wenn Lüfte sanft bestreifen
Der See beschilften Strand,
Umflüstern mich die Schleifen
Von deinem Busenband.

. . . .
Wenn, sanft dir nachzulangen,
Der Sehnsucht Arm sich hebt,
Ist dein Fantom zergangen,
Wie Thaugedüft verschwebt.

Nicht nur die Muse, auch ein Freund der Muse besuchte ihn: David Heß schenkte ihm während der Krankheit eine Ode und eine „rührende" Zeichnung[1] — es war, für einen Schwerkranken recht passend, ein Kirchhof im Mondschein. Salis richtete in den Momenten der wiederkehrenden Kraft und der erstarkenden Geisteshelle folgende mit großen schweren Buchstaben geschriebene Zeilen an den Freund, den er dringend um den Voßischen Musenalmanach für 1790 bat: „Edler Freund. Die siebenfache Hülle, die meinen Geist umflorte, fängt nun allmählich an aufzudämmern. Ich trete aus dem Gebiete der wirren Phantasie wieder in das liebe lichte Reich der Wahrheit und habe wieder Wünsche und geistige Bedürfniße. Ich grüße Sie herzlich bey meinem neuen Eintritte in den Gesundheitstempel, deßen Schwelle ich zwar nur noch erblicke. Leben Sie wohl, Lieber. Der Ihrigste J. G. v. Salis." Bildchen und Ode begeisterten ihn zu einem Gedicht „Abschied an David Heß"; es trägt das Datum des eigentlichen Abschieds: 19. Januar 1790, entstand aber schon am 7. Dezember vorher. Die sechs zwischen den beiden Daten liegenden Wochen füllte den beiden ein angenehmer Verkehr voll angeregten Gesprächs und innersten Verständnisses der liebsten Interessen, wie es Salis noch kaum gefunden hatte. Gleich ihm aus einer altangesehenen Familie stammend, war Heß frühe in fremden Kriegsdienst getreten, aus dem er sich in Mußestunden gern auf sein besseres Selbst zurückzog und, wie jener, dem angebornen melancholischen Zug sich hingebend, den Gefühlen des unter fremden Fahnen, im fremden Lande vereinsamten Schweizers elegischen Ausdruck verlieh. Beide dürsteten nach dem Quell der zeitgenössischen deutschen Dichtung und empfanden namentlich in frühen Tagen einen starken Einfluß Goethes; in beiden schlug eine gesunde religiöse Ader, beide waren sie gewöhnt, in Tagebüchern Gang und Tun ihres Lebens aufzubewahren. Aber

[1] Vergl. David Heß: Kleine Gemählde, S. 16. Ferner Bächtold: J. C. Schweizer S. XXXI ff.

als Dichter stand Heß hinter Salis entschieden zurück, und wenn dieser, immer bereit, die andern anzuerkennen, seinem neuen Freunde eine „reiche feurige Imagination und viel Liebe zur Poesie“ nachrühmt, so wird man ihm, wenigstens was den ersten Punkt betrifft, um so eher widersprechen dürfen, als Heß gerade unter diejenigen Nachahmer von Salis gehörte, die bedeutend hinter ihrem Vorbild zurückblieben, wie denn seine Elegie „Der Frühling“ eine deutliche Anlehnung an Salis' 1785 entstandene „Elegie an mein Vaterland“ und an die 1786 gedichtete „Elegie an die Ruhe“ erkennen läßt. Der mittelmäßige Poet ohne Grazie und Eigenheit entwickelte sich später zum vorzüglichen Prosaerzähler und leistete schon damals Interessantes und Vorzügliches als Karrikaturenzeichner, dessen etliche Jahre später in Kupfer gestochene satirische Blätter über die holländische Revolution und die damit zusammenhängende Auflösung der in niederländischen Diensten stehenden Schweizerregimenter großen Beifall fanden.

Salis' schon erwähntes Abschiedscarmen an Heß gehört nicht eben zu seinen besten Sachen; er war kein Gelegenheitsdichter; aber die in der Schlußstrophe ausgesprochene Hoffnung sollte sich später erfüllen:

Wo des Nebels matter Flügel
Nicht auf flache Sümpfe sinkt
Und am grünen Tannenhügel
Klarer Quellen Füll' entspringt;
Wo in deines Gartens Linden
Reine heitre Lüfte wehn:
Werd' ich, Bester, einst dich finden.
Lebe wohl! Auf Wiedersehn!

Freilich trat dieses Wiedersehen erst nach langen Jahren ein, denn zunächst trennten sich ihre Lebenswege, und als sie sich örtlich einmal wieder so nahe gekommen waren, daß ein Wiedersehen in ihrer Hand lag — im Juni 1799 — da hielten sie politische Differenzen auseinander. Salis stand nämlich damals als helvetischer Generalstabschef in den Reihen der Franzosen bei Zürich, während Heß, der inzwischen gegen sie gedient hatte und sie mit glühender Seele haßte, auf seinem Sitze Beckenhof nahe der bedrängten Stadt mit seiner vor kurzem ihm angetrauten Frau alle Leiden des wechselvollen Kriegsglücks litt. Erst in den zwanziger Jahren

unseres Saeculums suchte Salis den alten Freund im Beckenhof wieder auf und feierte später das neu aufgerichtete Verhältnis mit einem Gedichte. Die Nachricht vom Heimgang des Dichters, die Ursina 1834 an Heß sandte, traf diesen noch an rüstiger Arbeit. Er starb erst am 11. April 1843.

Da er mit dem Talente eines Dichters und Zeichners auch musikalische Begabung verband, sehr hübsch Klavier spielte und fremde und eigene Lieder in Töne setzte, so war er nun für den rekonvaleszenten Salis ein gar lieber Gesellschafter; dieser trank bei ihm abends gern eine Tasse Thee und hörte auf seinem Zimmer einmal dem Spiel des Orgelvirtuosen Abbé Vogler zu, der „auf dem Klavier vorspielte und accompagnements zu Bürgers Romanzen, zum Oberon und auch, aus Höflichkeit, zu meinem Liede eines Landmanns improvisirte.“

Gleich in den ersten Zeiten der wiedererlangten Besinnung erhielt Salis einen am 18. November aus Lyon abgesandten Brief Matthissons nebst einem Abdruck des Gedichts „An den Genfersee.“ „Erst in dieser Stadt“, schreibt er, „erfahre ich, daß Ihr Regiment, mein geliebter Salis, sich in Rouen befindet, und säume keinen Augenblick, Ihnen von neuem den heiligen Schwur meiner Bruderliebe zu wiederholen. Wiewohl mein Auge dem Ihren nie begegnete, so giebt es doch wenige Wesen, die ich mit der Innigkeit liebe, wie Sie. Diese Gefühle der hohen, alles aufopfernden, alles wagenden Freundschaft erwachten von neuem in ihrer ganzen Stärke, als ich im neuen Musenalmanach Ihre Ermunterung und den rührenden Gesang an die Erinnerung las. Kein Dichter spricht mit der sanfthinreißenden Gewalt meines Salis zu meinem Herzen! Ich wünsche mir Glück, daß einer meiner Lieblingsmenschen auch mein Lieblingsdichter wurde. Wann und wo werden wir uns sehen? Meine Sehnsucht wächst mit jedem Augenblick. Sagen Sie mir bald, ob Sie künftigen Sommer in Ihr Vaterland reisen; ich komme nach Zürich. Was mich das letztemal abhielt, kann mich jetzt nicht mehr verhindern, da meine Lage sich verbessert hat. Ich ahnde unaussprechliche Seligkeit. Unsere Seelen, des bin ich sicher, sind im reinsten Einklang.“ Unter diesen Zeilen begeisterter Freundschaft stand eine Abschrift des „schönen und feinen“ Lobes, das Wieland im Musenalmanach des vorigen Jahres Salis' Muse

gespendet hatte. Das Weihnachtsfest brachte Salis eine ähnliche Freude, den Hamburger Musenalmanach mit zwei seiner ältern Stücke. Einen später aus Paris eingeschickten Beitrag mußte er für verloren gegangen erachten, fand sich aber reichlich entschädigt durch die grünen Kränze, die ihm Pfeffel und Matthisson in ihm gewidmeten Liedern gewunden hatten. Des letztern Gabe suchte er bald zu vergelten und schrieb am Morgen des Sylvestertages im Bett das an Matthisson gerichtete Lied „Sehnsucht nach Mitgefühl“:

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht
Gewährt er mir nicht.

Wann in den Pappeln die Nachtigall schlägt,
O Freund, wie bin ich so innig bewegt!
Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut,
Verscheucht sie mein Laut.

Der Mond beflimmert mich düster und bleich
Durch Tannenwipfel und Föhrengesträuch;
Der matte binsenbespühlende Bach
Seufzt langsam mir nach. U. s. w.

Trotz der Überwindung der quälenden und langsam weichenden Nachwehen der Krankheit konnte Salis nicht aus dem Haag abreisen, weil der sehnlich erwartete Brief des Vaters samt Wechsel, durch einen unvorhergesehenen Zufall verzögert, nicht eintraf und die Hoffnung, in der Lotterie zu gewinnen, in die er nach Gewohnheit der Waffenkameraden schon oft gesetzt, sich als trügerisch erwies. Nachdem er bei steigender Erstarkung an Leib und Seele den Entschluß einer direkten Heimreise, den er nur „als krank und halbgenesen hatte fassen können“, aufgegeben, verbrachte er die unfreiwillige Muße mit Billardspiel und eifriger Lektüre des Ossian, des Dichters Colardeau, der Bemerkungen Lindaus über die preußische Taktik und Pancos recherches philosophiques sur les grecs, tat sich im prinzlichen Naturalienkabinet und in der Gemäldegalerie mit ihren Wouvermans, Potters, Rembrandts, Dows u. s. w. um, kramte unter den Büchern, Karten und Kupfern des „Oheims Generals“ und besah die Raritäten des Obersten Paravicini. Vor der Abreise wurde er noch durch den Oheim

dem Hofe präsentirt, von wo man dem schönen adligen Offizier während der Krankheit hundertjährigen Rheinwein aus dem Keller des Prinzen und von den „prinzlichen Trauben" geschickt hatte. Der Prinz war sehr leutselig und erkundigte sich nach den Schweizerregimentern, die im Juli auf dem Marsfeld gelegen hatten, und nach jenen gefahrvollen Tagen. Endlich, gerade drei Monate nach seiner Ankunft, bestieg er am 19. Januar 1790 das Leydener Passagierschiff und schloß seine Erfahrungen über den holländischen Charakter mit folgender Zeichnung desselben: „die Geldsucht, Sprache und Klima waren mir in Holland gleich widrig. Strenge der Sitten, Häuslichkeit, Emsigkeit, Geradheit und Reinlichkeit sind Vorzüge dieses Landes; man ist hier weniger gekünstelt und beifallsüchtig in Gesellschaften als in Frankreich; man darf schweigen, ohne für dumm zu gelten, und wenn sich andere wenig um einen bekümmern, so heischen sie auch weniger Achtsamkeit." Über Leyden und Harlem kam er am 21. Januar nach Amsterdam[1] und besichtigte Stadt und Hafen eingehend; unter den städtischen Monopolen, die z. T. das zwölf Millionen Gulden starke Jahreseinkommen der Stadt ausmachten, fiel ihm besonders die Sargfabrikation auf. Während der Weiterreise über Arnheim und Doesburg trat ihm namentlich die holländische Sammelwut vor Augen, die sich selbst auf die kleinen Leute, auf Kneipwirte und Bauern erstreckte, von denen mancher sich sein Kabinet, seine liefhebberei anlege, ohne etwas anderes daran zu haben als das bloße „Häbben".

Von Münster, wo Salis am 26. anlangte, fuhr er über Paderborn nach Kassel, in dessen reicher Sammlung ihn der Galerieinspektor Tischbein, durch das Äußere und sein Talent dem berühmten Onkel ähnlich, aufs liebenswürdigste herumführte.

---

[1] Erst von hier aus schickte er Heß das erwähnte Gedicht mit folgenden Zeilen: „Vergebens hoffte ich, mein edler Freund, noch Zeit zu gewinnen, Ihnen am Morgen des Tags meiner Abreise einen Besuch zu machen. Meine Geschäfte schienen sich auf die Stunde anzuhäufen, in der ich den Haag verlaßen sollte. Aus diesem Grunde erhalten Sie das beigelegte Gedicht so fehlerhaft in Komposition und Abschrift. Wenn inniges Gefühl Ihres Werths und aufrichtige Hochschätzung Ihrer Eigenschaften meine Ansprüche auf Ihr freundschaftliches Andenken gültig machen, so wird die Beihülfe dieses Liedchens entbehrlich und sein Zweck ohnehin erfüllt."

Mit einbrechender Dunkelheit bestieg er den unbequemen Postwagen und langte morgens in Göttingen an. Vormittags besuchte er eine Reihe von alten Freunden, Berühmtheiten und andere Leute, an die er empfohlen war; nach dem einfachen mit Studenten eingenommenen Essen gieng er zu Bürger. „Er las mir eines seiner Gedichte in Stanzen nach Ariost vor. Seine Rede hat einen großen Nachdruck, seine Worte sehr viel Kraft.“ Darauf sah er Kästner, „ein siebenzigjähriges, noch ganz munteres Männchen in einem langen Schlafrock, das sehr schiefe und tiefe Bücklinge machte.“ Den dritten Februar verließ er Göttingen, passirte am vierten Langensalza — „Schneegänse quackten in der Luft, Irrwische huschten über die nächtlichen Gefilde“ — und erreichte Gotha am Nachmittag des fünften. „Mein Freund Reichard und sein liebenswürdiges Weib empfiengen mich mit vieler Wärme und Freude. Die Zeit meines Aufenthaltes verstrich mir schnell bei ihnen, und ich versäumte, neue Bekanntschaften zu machen, ausgenommen Hofrath Grimm, den Arzt, der die Reisen in Frankreich und Holland schrieb, und den Buchhändler Ettinger, Reichards Schwager.“ In Erfurt, wohin Salis Extrapost genommen, vereitelte ein Zufall die beabsichtigte Vorstellung beim Coadjutor von Dalberg, und nun gieng's ohne Säumen nach Weimar. Er stieg im Erbprinzen ab und zeichnete dort folgende Erlebnisse ein:

7. Febr. „Mein erster Besuch war bei Leg. Rath Bertuch, mein zweiter bei Wieland; Nachmittags bei Schulz[1], bei Herder und Abends in Gesellschaft von Wieland, Schulz, Hrn. von Knebel, von Kalb, Major in franz. Diensten, und seinem Bruder, bei Bertuch auf seinem schönen ländlichen Hause soupirt. Wielands Genius ward oft zum ausgelassenen Satyr. Die zwei Kalbs schimpften auf die Bibel; Herr von Knebel hat etwas Selbstgenügsames in seinem Beifallgeben. Herder dagegen ist voll reiner Anmuth. Schulz hat viel Sanftes in seinem Wesen. Das deutsche Vaterland galt ihnen wenig; Witz und Geschmack schimmerte.

8. Febr. Ließ Herr von Knebel (ehemals preußischer Offizier, dann Hofmeister bei dem Herzog) mich zum Kaffe bitten. Er ist

[1] Wohl Friedrich Schulz, Romanschriftsteller. 1762—98.

durch einige Gedichte in den ältern Musenalmanachen bekannt, kennt die griechische Litteratur und hat viel Stärke — im Kopfe. Von ihm zu Wieland (er schilderte mir Madame La Roche, tadelte ihre Verschwendung an Lobe, pries seine Frau und ermahnte zur Vorsicht, nie Lob und Gefühl zu prostituiren). Von Wieland aus gieng ich zu Goethe. Er empfieng mich mit viel Anstand und Kälte. Wir speisten bei Herrn von Kalb, Major unter Royal suedois. Wieland, Herder und Goethe saßen mir gegenüber. Auch lernte ich Madame de Kalb und ihre Schwester kennen. Goethe scherzte viel, parodirte den Ton der Beisitzer der Nationalassemblee — vertheidigte Sophismen mit Laune, Deutschland mit Wärme. Knebel führte mich zur Frau Kammer-Präs. von Stein; hier lernte ich die Frau von Beulwitz[1], geb. von Lengefeld nebst ihrer Schwester kennen. Ein Glücklicher, der die herrlichen Briefe dieser liebenswürdigen Dame über das Pays de Vaud im Schweizerischen Museum kennt![2] Im Club fand ich Lips,[3] den Kupferstecher aus Zürich, und Bode, den Uebersetzer des Tristram Shandy (Ein dicker, alter Mann; wie ein Orgon aus Molières Comedie). Ein gewisser deraisonnirender Graf von Beust, der über Salz- und Bergwerke geschrieben, war auch mit gräflicher Selbstzufriedenheit gegenwärtig. Wieland liebt das l'hombre Spiel bis zur Leidenschaft. Im Club wird nur wenig

---

[1] Wenige Frauen haben auf Salis einen so tiefen Eindruck gemacht. „Wenn Sie", schreibt er 1791 an Wolzogen, ihren nachmaligen Mann, „an unsere gemeinschaftliche Bekannte in Deutschland schreiben, so gedenken Sie meiner bei ihnen. Besonders bei der Edlen von Beulwitz, deren Geist und Herz ich innig verehre, obgleich mein Blick nur Momente auf ihr ruhte und meine Seele sich nur mit wenigen fliegenden Worten entdeckte", und im März 1794: „Sind Sie noch in Briefwechsel mit Ihrer edeln Freundin C. v. Beulwitz, welche mir erst durch ihre Briefe über die Schweiz, sodann durch persönliche Bekanntschaft in Weimar — unendlich interessant geworden." Ein Jahr später nannte er sie „eine der vorzüglichsten Frauen Deutschlands." (Lit. Nachlaß der Frau Carol. v. Wolzogen, II Bd., 396 u. 402.)

[2] Wilhelm Fielitz, „Schiller u. Lotte" sagt I. Buch p. 5 Anm.: „In einem Briefe von Salis (Wolz. Nachlaß II., S. 409) werden gedruckte Briefe von ihr über das Pays de Vaud erwähnt, ich kann dieselben nicht nachweisen." Sie stehen also im Schweizerischen Museum. (Jahrgang 1784.)

[3] Lips war durch Goethe Ende 1789 als Lehrer der Zeichenschule nach Weimar gezogen worden.

gespielt. Ein Nachteßen von etwa vierzehn Personen und Gespräche nahmen die Zeit weg.“ Hierauf folgt:

„9. Febr. Verließ ich Weimar. Die Aufnahme, die ich in dieser aufgeklärten Stadt fand, war über meine Erwartung. In zwei Stunden fährt man nach Jena. Besuchte Professor Hufeland und Hofrath Schütz, mit dem ich in Briefwechsel gestanden. In ihrem Hause ist die Expedition der Allg. Litteratur-Zeitung (von der jährlich über 2000 Exempl. abgehen). Hofrath Schütz war eben Prorektor geworden. Er wollte mich loschiren und behielt mich, da ich das Logis nicht annahm, doch Mittags und Abends zum Eßen, lud Professor Reinhold, Schiller, die hier studierenden Herrn Sprecher von Jenins und Fäsi von Zürich nebst anderen dazu. Schiller ist groß und schlank von Wuchs, röthlich blond, gebogene dünne Nase, nah beisammenstehende, feurige, helle Augen, die Augenbraunen verlaufen in einander. Wenn ich auch seinen Genius und seine Talente bewunderte, konnte ich mich ihm doch nicht nähern. Sein Angriff auf mein Vaterland in den Räubern hätte ich noch eher entschuldigen können, als das ebenso frevelnde, als irreleitende, heidnische, gefährlich scheinende Gedicht Griechenlands Götter.“

Es ist gewiß auffallend, daß die famose, für Schiller selbst so verhängnisvolle Stelle in den Räubern über Salis' Vaterland bei diesem so lange nachzuwirken vermochte,[1] der übrigens, rein persönlich genommen, Schiller einen bessern Eindruck machte als umgekehrt. Dieser schreibt an Lotte: „Salis ist hier und war diesen Nachmittag bei mir. Er erzählte mir von Wolzogen, von Paris, was mich interessirte. Überhaupt hat er mir wohl gefallen, er scheint etwas stilles und ernstes in seinem Wesen zu haben, was mich an ihn fesselt. Diesen Abend werde ich noch

[1] Dieser Tagebucherguß bietet übrigens einen Beweis dafür, wie sehr Salis unter der Herrschaft einer augenblicklichen Stimmung stehen und wie ungerecht, wenn auch nie nach außen, er dann werden konnte. Er verehrte sonst Schiller, dessen Einfluß er auch als Poet verspürte; er schrieb fünf Jahre später an Wolzogen: „Ihr Vaterland ist also so glücklich, wieder seinen Schiller innert seinen Grenzen zu haben. Wenn Sie ihn sehen, so versichern Sie ihn meiner Verehrung, vielleicht erinnert er sich noch meines kurzen Besuchs bei ihm in Jena.“ (Lit. Nachl. d. Fr. C. v. Wolzogen. II. 401.)

mehr mit ihm umgehen, ich verspreche mir viel Vergnügen." Lotte antwortete ihrem Bräutigam: „Ich denke, Du hast einen Besuch gehabt von Salis, dessen Bekanntschaft wir gestern machten und ihm sagten, wenn er sich in Jena aufhielte, daß er zu Dir gehe und Dir von Wollzogen erzehlen sollte, dem er in Paris sah. Ich habe eine gute Idee von Salis, der ton in seinen Gedichten ist so einfach und natürlich, auch ist er so bescheiden, und Er selbst hat mir gar wohl gefallen, er hat so einen artigen Ton, die Französischen Sitten haben ihm nicht die Schweizerische Offenheit und Treuherzigkeit geraubt, ich könnte ihm recht gern sehen, lebte ich mit ihm an einen Ort. Ich glaube, er wird Dir auch gefallen haben."

Nachdem nun Salis die bedeutendsten deutschen Dichter seiner Zeit von Angesicht zu Angesicht gesehen und eine Reihe von Bekanntschaften gemacht hatte, die übrigens alle so ziemlich ohne Bedeutung für ihn blieben, trat er die Heimfahrt an. Vielleicht war die Ende des Jahres 1789 bei der Mutter ausgebrochene Gelbsucht Schuld daran, daß er den Plan, die Reise bis nach Berlin auszudehnen, fallen ließ und sich gegen seinen Vorsatz doch noch dem Vaterland zuwandte. Den 12. Febr. kam er nach Bamberg und Nürnberg, dessen Sehenswürdigkeiten er am 13. betrachtete, erreichte am 15. Augsburg und den 16. Memmingen. Den 18. verließ er Lindau und fuhr bei scharfem Wind und Schnee die ganze Nacht hindurch bis nach Malans. Früh um halb sechs Uhr erreichte er den Bothmar und da er niemanden stören wollte, so blieb er im Stall, bis es Tag geworden war.

IX. Freundschaft. Rouen.

1790—1791.

Ohne Hoffnung und Freude hatte Salis die Heimat wieder aufgesucht, und Hoffnung und Freude gewährte sie ihm auch wenig. Die Haltung des Vaters wandte sich nicht zum Bessern,

da er sich fortwährend gegen die Verbindung mit Ursina stemmte. Solo e pensoso, zeichnet Salis einmal auf, sei er spazieren gegangen, solo e pensoso verlebte er so ziemlich den ganzen Urlaub, den ihm d'Affry auf die Verwendung des Obersten von Salis-Samaden bis Mitte Juni verlängerte. Einmal konnte er sich der seit Jahren ungewohnten Tränen nicht erwehren und empfand es bitter, wie hart es sei, mit seinem Schicksal zu ringen. Dem väterlichen Wunsche gehorsam, sah er während der drei Monate daheim seine Freundin, die ihn mit rührenden Zeilen begrüßte, nur selten und besuchte ihr Haus nicht öfter, als es die Pflichten der Höflichkeit verlangten; während er mit schweren Herzen an sich hielt, und ihr etwa gar auswich, ließ sie ihm dann und wann in kurzen Briefen einen Wink zukommen, welche Richtung sie auf ihrem Spaziergang einschlagen werde. Eine vertraute Seele, der er sein Leid hätte klagen mögen, besaß er nicht, denn von Bansi zog er sich mehr und mehr zurück, weil ihn dessen charakterloses Treiben in politischen Dingen immer stärker und so sehr abstieß, daß er ihm einmal derbe Worte sagte. Die Muse nahte ihm nicht, um seinen Schmerz im Lied zu lösen, und auch sonst wollte ihm nichts die trüben Tage erhellen; wenigstens die Ehrenamtung eines Gerichtsbeisitzers, womit ihn das Zutrauen seiner Malanser Mitbürger überraschte, hätte er gerne von sich geschüttelt. Der harte, vorwiegend auf Erwerb gerichtete Zug seiner Landsleute wurde ihm immer deutlicher und unangenehmer, und als er einer Exekution von Übeltätern in Maienfeld beiwohnte, tat es ihm weh zu sehen, bei wie wenigen der Zuschauer sich „die göttliche Eigenschaft des Erbarmens regte und wie schwer ihre dürftige Einbildungskraft sich in den Fall der Unglücklichen versetzen konnte."

Im März verreiste Gubert, von den beiden Brüdern bis nach Ragaz begleitet, nach Paris zum Regiment und mit ihm die andern Gardeoffiziere Bergamin, Blumenthal, Chevalier von Salis-Zizers und Castelberg, von denen die drei letztern, wie Salis später aufzeichnet, ihr Leben in der Revolution verloren; am 31. Mai schon kehrte Gubert zurück, und am folgenden Tage verließ Johann Gaudenz den Bothmar, um zu seinem Regiment zu gelangen und zwar mit dem Umweg durch die Waadt, denn diesmal war nun eine Zusammenkunft mit Matthisson möglich

und beschlossene Sache. Nachdem er sich in Solothurn dem französischen Ambassador Marquis de Verac hatte vorstellen lassen, gelangte er am sechsten Reisetag in die Gegend von Lausanne, wo er so glückliche Tage verlebt, deren Schönheit und Zauber ihm der unerwartete Anblick von Marianne Porta mit doppelter Kraft vor die Seele führte. Matthisson war ihm von Vevey her entgegengeeilt. Ihre „Seelen überflogen den zögernden Zwischenraum gewöhnlicher Bekanntschaften, denn sie waren Herzensfreunde, ehe sie einander gesehen hatten"; in zwei Briefen, im April und Mai, hatte Matthisson seiner Liebe und Sehnsucht beredten Ausdruck verliehen und die Ungeduld nach einer Zusammenkunft geäußert, da ihm sein weissagendes Herz von der Stunde dieser Bekanntschaft an eine neue Epoche seines Daseins verkündete. „Da wird zum erstenmale meine nach Liebe und Mitgefühl dürstende Seele volle Befriedigung finden. Ich schwöre es Ihnen, daß ich noch keiner Begebenheit meines Lebens mit höherm Entzücken entgegengesehen habe, als Ihrer Ankunft. Hier ein Feldblümchen, das Ihnen die Freundschaft pflückt, gegen den unverwelklichen Vergißmeinnichtkranz, den Ihre Muse mir sandte:

Die Grazien.

An Salis.

Glücklich ist der und hochgesinnt wie Götter,
Der den Grazien opfert! seine Tage
Fließen hell wie Tage des Blüthenmondes,
Lieblicher Sänger!

Unser Pokal, geweiht von Mädchenlippen,
Unsre Leier, bekränzt von Mädchenhänden,
Bleibe, bis Elysium winkt, den keuschen
Göttinnen heilig.

Wehe dem Manne, dem sie zürnen, traurig
Schweifen seine Gedanken erdwärts. Amor
Und Lyäus senden ihm oft des ganzen
Tartarus Qualen."

Die endlich Vereinten spazierten auf dem schönen Kirchhof von Montreux im Sonnenuntergang, von dessen Scheidestrahlen durchlodert die Bäume glühten wie der Busch von Horeb; Salis erschien alles wie ein seliges Traumbild. Den nächsten Tag fuhren

sie nach Nyon, Bonstetten zu besuchen; abends stahlen sie sich aus einem Konzert weg und spazierten im Sternenschein auf einer Schloßterrasse, wo, wie Salis schreibt, Matthissons tieffühlende Seele sich in die seinige ergoß. Den achten Juni stiegen sie zusammen den Jura hinan, manchen Blick auf das weitausgebreitete Paradies der Waadt werfend, und schieden endlich gerührt von einander.

Jenseits der Grenze, in St. Laurent, fand Salis die Bevölkerung unter den Waffen und wegen zurückgehaltenen Getreides aufgebracht, denn hier wie anderwärts war der Same der Revolution aufgegangen; in Dijon fand er die an einem Tore zu Ehren des Prinzen von Condé angebrachte Inschrift ausgekratzt und durch die Worte ersetzt: Porte de la liberté. In der Chaise, die er zu Nyon gekauft hatte, und in Begleitung eines Lieutenants Trembley vom Regiment Diesbach gieng die Reise bis Paris ungehindert von statten, wo Salis seine besten Freunde besuchte, u. a. den Baron von Wolzogen, den Prinzen Gallizin und den Baron Heinrich von Salis-Zizers; in der Rue St. Denis drängte sich so viel Volk zu dem bekränzten Altar der Freiheit, daß nicht durchzukommen war. Je mehr er sich Rouen näherte, desto wohler wurde ihm ums Herz; die fruchtbaren mit Apfelbäumen besetzten Felder, die eingehegten, malerischen Hütten, die Waldungen, aus denen mitunter eine Tanne aufragte, erfüllten ihn mit Freude, nnd mit einem Anflug von Heimweh begrüßte er das liebliche Thal von Fleury wieder.

Auf seiner niederländischen Reise hatte er im Anfang des Jahres von Freund Frey einen langen Brief des Inhalts bekommen, die Freiwilligen und die Bürgermiliz von Rouen seien nun mit einander vereinigt, die Menge habe einen Auflauf gemacht, die Kanonen aus dem Stadthaus geschleppt und tausend dumme Streiche begangen, worauf man einen der Führer gewohnheitsgemäß gehenkt, ein paar andere zur Galeere verdammt hätte, und so sei die Ruhe wieder eingetreten. Als Salis anlangte, konnte er bald gewahren, wie die Dinge standen, selbst wenn er nirgends hin gekommen wäre als ins Theater. Am 26. Juni saßen die Fischweiber von Versailles als Gegenstand allgemeiner Huldigung auf den ersten Plätzen und wurden, wie Salis sagt, als die

Staatstriebfedern der Revolution gefeiert. Auch aus den aufgeführten Stücken zuckten die Blitze der gewitterschweren Atmosphäre, die damals über Frankreich lag. Im Dezember gab man mehrmals vor gedrängt vollem Hause „Brutus", im nämlichen Monat einen „Tod Caesars", im Februar 1791 wurde Brutus öfter wiederholt, im März folgte eine liberté conquise, am vierten April wurde die Vorstellung wegen Mirabeaus Tod ausgesetzt, im Juni folgte ein Stück: Mirabeau à son lit de mort.

Inzwischen giengen die Ereignisse mit eben so starken Schritten einher und führten keine minder kräftige Sprache als die dramatischen Elaborate der phrasenreichen freiheittrunkenen Dichter. Am 29. Juni 1790 fand in Rouen ein großes Föderationsfest statt, wobei die gegen zehntausend Mann zählende Militärmacht drei und die ihr um das Dreifache überlegene Zuschauermasse die vierte Seite eines Riesenrechteckes bildete, in dessen Mitte eine Pyramide mit drei Altären stand, an denen man Messe las und der Nation, dem Gesetz und dem König den Eid der Treue schwur. Noch zwei Tage dauerten die Lustbarkeiten, das Volk trug einige Vorgesetzte auf Stühlen in der Stadt umher, zwang die Dragoneroffiziere, die Hüte auf dem Degen, mit ihm einherzuziehen, und sang Lieder gegen die Aristokraten, u. a. das ça ira. Zwei Wochen später, den 14. Juli, wurde der Tag der Pariser Föderation auch in Rouen von sämtlichen Truppen festlich begangen und an einem im Freien errichteten Altar dem Könige von neuem der Eid der Treue geleistet; am 25. Juli nahmen sämtliche Nationalgarden und das Regiment Salis-Samaden das Gewehr, um die vom Pariser Föderationsfest zurückkehrenden Detachements einzuholen, was nicht eben in streng militärischer Weise geschah, indem, wie sich Salis mild und schonend ausdrückte, „militärische Ordnung und gesetztes Wesen dem Tumult der Volksfreude weichen mußten." Während er hier seinen Soldatengeist verleugnete und der gelockerten Disziplin das Wort redete, verdammte er das Gebaren Ludwigs von der Flüe, der am 14. Juli, also am Tage des Pariser Föderationsfestes und des Bastillensturmes, den dreizehn oder vierzehn Soldaten ein kleines Fest gab, mit denen er ein Jahr vorher die Bastille vertheidigt hatte und mit heiler Haut davongekommen war. Die Expektorationen eines Bansi, die Reden

und der Verkehr im Schweizerischen Hause, die Schriften eines Rousseau und andrer hatten ihre Wirkung getan, Salis war ein überzeugter und unentwegter Freiheitsmann geworden, entschlossen, selbst gegen seinen eigenen Vorteil für die heilige Sache der Freiheit zu wirken. Als er am 24. Mai 1791 die Kunde von der Gefangennahme des Königs zu Varennes erhielt, freute er sich von ganzem Herzen — nicht über das Mißgeschick des Herrschers, sondern weil ihm diese Wendung der Dinge „Frankreich vor dem Bürgerkriege zu sichern und die Konstitution zu befestigen schien“ — und unterzeichnete am dritten Juli, worüber er sich vor der ganzen Kompagnie erklärte, den Eid der Treue gegen die Nation, in welcher Eidformel der König nicht erwähnt war. Bald nachher, am Föderationsfest, speiste er an einer Volksgastung mit der ersten Kompagnie und sah dem lustigen Treiben der Soldaten und der Bürger mit Behagen zu. Da er bei seiner ehrlichen und geraden Natur mit seinen Ansichten und Überzeugungen, dem Produkte eines langen Nachdenkens und innerer Kämpfe, nicht hinter dem Berge halten konnte und sich namentlich gegen die Anmaßungen der Geburt auflehnte, so stieß er bei einer Reihe der Kameraden beträchtlich an, vorab bei seinem Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant von Bachmann, der, ohnehin eine rücksichtslose und tyrannische Seele, dem Hauptmann der ersten Kompagnie so viel wie immer möglich in den Weg trat. Offene und geheime Anfeindungen vergällten ihm manchen Tag und bereiteten ihm oftmals unruhige Nächte, mochte er sich auch vor sich selbst mit der Reinheit seiner Gesinnung noch so sehr gerechtfertigt wissen.

In solchen Augenblicken der Verdüsterung, wo sein reizbares Herz vielleicht mehr als wirklich der Fall war, sich von den Kabalen und Machenschaften der politischen Gegner verfolgt fühlte, sehnte er sich doppelt nach Wald und Flur, um in der freien Luft die Bitterkeit abzuschütteln und sich im Angesicht der einsamen Natur wieder mit der Menschheit zu versöhnen. Er gewann der Landschaft um Rouen immer neue Reize ab und ruft einmal aus: „O schöne Gegenden von Rouen, bei euch fand ich das Glück zuweilen auch in der Wirklichkeit und Ruhe und Frieden bei euerm Anblick!“ Ein Spaziergang, wo er einsam die mondbeschienenen Felder durchwanderte und sich von den an den Ab-

hängen klingenden Herdenglocken heimatlich angemutet fand, und ein anderer, wo er von Rouen nach Bapaume und wieder zurück gieng und sich von den malerischen Bildungen der Felsen an der Seine angezogen fühlte, machten ihm einen besonders tiefen Eindruck, und als er an einem Apriltage 1791 die landschaftlichen Lieblichkeiten in voller Schönheit erstanden sah, konnte er sich kaum der Tränen erwehren. In diesen schönen Tagen entstand wohl der dem Jahre 1791 angehörige „Maireigen“:

Singt der Wonn'- und Blüthenzeit,
Pflanzt die grünen Maien!
Selig, wer des Mai's sich freut,
Wie uns die Natur gebeut,
Zu zweien! zu zweien! zu zweien!

Wenn ihn die Natur nicht hinausrief oder der durch die Aufregung der Zeit etwas gelockerte Dienst ihn nicht in Beschlag nahm, so lag er der Lektüre und seinen Studien ob und zwar so emsig, daß er, der Bescheidene, sich einmal im Tagebuch selbst seines Fleißes rühmte. Mit Hilfe eines Sprachlehrers trieb er namentlich Englisch, las viel englische Bücher und besuchte mitunter das englische Café; daneben ließ er sich, auf Matthissons Anraten, eine eingehende Beschäftigung mit Botanik angelegen sein. Überhaupt verbrachte er durchschnittlich einen guten Teil des Tages auf seinem Zimmer, und der angeborne Hang zur Einsamkeit trat immer stärker hervor, so daß er mehrmals ausdrücklich bemerkt, er begehre keine neuen Bekanntschaften anzuknüpfen. Ein Brief vom 17. Jan. 1791 an Wolzogen, der den Plan, den Freund in Rouen zu besuchen, nicht hatte ausführen können, schildert sein Leben: „Ich lebe im Geiste bei meinen abwesenden Freunden und in der Erinnerung verfloßener Zeiten. Meine Freunde sind mir alles; der große Haufe vom Weltgewühle rauscht zu meinen Seiten kaum bemerkt vorüber. Ich strebe nicht mehr nach neuen Bekanntschaften in Frankreich und meide die Sammelplätze der Gefallsucht und der müßigen Langeweile an Spieltischen und im Speisesaal. Meine liebsten Stunden verfließen mir in meinem Zimmer bei meinen Büchern, zwar mitten unter 150 Soldaten, oft von Trommel und Commando-Gekreisch unterbrochen .. Ich habe mich auf die englische Sprache gelegt und warf mich ganz in

ihre Litteratur."[1] Wenige Tage später schrieb er: „O lieber Wolzogen, es giebt so edle Menschen in unserm deutschen Vaterlande! Andre Nationen mögen kühner denken, lauter lärmen, besser tanzen, feiner persifliren, selbstgenugsamer plaudern und absprechen — die deutsche Menschheit kann noch empfinden und lieben."[2] So flossen ihm die Wochen, die nicht eben häufigen Zuckungen der politisch aufgeregten Epoche und die Anfeindungen von seiten der aristokratischen Kameraden abgerechnet, ziemlich gleichmäßig und in erquicklicher Ruhe dahin.

Im Februar 1791 wurde dieser einförmige Lauf der Dinge für wenige Tage unterbrochen, als man ihn beorderte, mit 75 Mann von seinem Regiment, mit 200 Nationalgarden, 75 Cavalleristen vom Regiment Royal Bourgogne und zwölf Polizisten einen Aufruhr zu dämpfen, der in Elboeuf gegen die Polizei ausgebrochen und übrigens bei der Ankunft der Ruhestifter schon ziemlich im Sande verlaufen war, worauf denn Salis, der mit Kraft und Behutsamkeit vorgieng, nicht viel anderes übrig blieb, als die Rädelsführer im benachbarten Dorfe Caudebec arretiren und nach Rouen bringen zu lassen. Weil hier das Gerücht von Mord und Totschlag fabulirt hatte, so wurde der unversehrt anrückende Führer der Expedition mit einer Fülle von Komplimenten und Glückwünschen[3] überschüttet, die er vor sich selbst auf das richtige Maß zurückführte, indem er sich die verhältnismäßige Kleinheit und auch das Unangenehme der nun glücklich gelösten Aufgabe nicht verhehlte. Aber im August 1790 stürzten ein paar Begebenheiten in rasender Hast auf ihn und trafen sein empfindsames Herz aufs tiefste.

Ein schwerer Hang zur Melancholie und die Entfernung von der zärtlich geliebten Braut lasteten dermaßen auf seinem Freunde

---

[1] Lit. Nachl. d. Fr. C. v. Wolzogen, II, 396 (auch: Dreihundert Briefe.. Herausgegeben v. Carl v. Holtei, II, 46).

[2] a. a. O. 398.

[3] Charakteristisch schrieb Matthisson: „Ich sah Dich kühn und herrschend gleich einem jungen Gotte vor dem Heer Deiner Krieger und warf ahnend einen Lorbeerzweig in die Luft. Dreimal glücklich, Du Liebling der Musen und des Kriegsgottes!"

Frey[1], daß er vorübergehend geistiger Umnachtung anheimfiel und man kein anderes Mittel vor sich sah, als ihn mit einem vertrauten Manne schnellstens ins Vaterland zu schicken. Früh um vier Uhr wurde er fortgebracht. Salis war tief erschüttert durch den Anblick des in düstrer Seelenangst Verreisenden und empört über die Hartherzigkeit des „großen Haufens der sogenannten Kameraden", von denen manche Verstellung des Unglücklichen annahmen, während sich andre über ihn lustig machten. Frey genas zum Glück in Bälde, quittirte den Dienst und führte seine Braut heim, Margaretha Burckhardt, eine Tochter des Obersten Burckhardt zum Kirschgarten und Stiefschwester des Afrika-Reisenden Johann Ludwig Burckhardt (1784—1817). In einem noch erhaltenen Entwurf gab Salis seiner Freude über die Genesung des Freundes herzlichen Ausdruck: „Si vous saviez, mon cher et bon ami, combien j'étois charmé, d'apprendre des nouvelles consolantes de votre situation, vous pourriez vous faire une idée du tendre intérêt et de la sollicitude, que vous nous aviez d'abord inspirés, lorsque vous souffriez ce qui doit vous rendre si cher à vos amis. Votre coeur trop affectueux et trop sensible pourroient même devenir les sources de votre infortune."

Um das erschütterte Gleichgewicht der Seele herzustellen, gieng Salis nach der Abfahrt des Freundes spazieren; da erzählte man ihm auf der Brücke, man habe eben einen Ertrunkenen aus dem Wasser gezogen, und als er weiter gieng, traf er auf eine Schar von Gefangenen, die man ins Gefängnis schleppte. Der Tag, der so schlimm begonnen, sollte noch schrecklicher enden. Wenige Minuten, nachdem Salis, aus der Stadt zurückkehrend, ganz allein über den nämlichen Platz gegangen war, wurde der Unterlieutenant

[1] Wie sehr Salis an diesem Freunde hieng, zeigt ein Brief vom 27. April 1789: „.. mein Herz erhebt sich, wenn ich an die Freude denke, Sie wieder zu sehen, und in Ihrer Gesellschaft sollen mir alle Beschwerden der Reise erleichtert werden. Da kömmt die Zeit, uns besser zu verstehn, als durch den todten Buchstaben und durch geschriebene Worte — im offenen Herzenserguß der Freundschaft, ohne Argwohn — oh, mein Lieber, ich lerne je länger je mehr Freunde redliches Herzens und feiner Empfindung wie Sie schätzen. Es ist zwar leider oft ein Quell von Leiden, aber dennoch mehr werth als alle kalte List der Männer, die ihr Glück machen"

Victor von der Flüe unter den Platanen vor der Kaserne von einem Unbekannten niedergestochen und bald darauf, tötlich verwundet, in das Zimmer seines Oheims Ludwig von der Flüe gebracht, das nur durch eine dünne Mauer von demjenigen Salis' getrennt war. Hatten während der vorhergehenden Nächte die Seufzer und das angstvolle Stöhnen des zerrütteten Freundes Frey zur Rechten an sein Ohr geschlagen, so mußte er nun zu seiner Linken das Röcheln des Sterbenden und die Wehklagen der Verwandten hören.

Für Leid und Bitternis, das ihm aus dem Verhalten der Kameraden erwuchs, tröstete ihn Freundschaft und Anerkennung Gleichstrebender. Als er im Sommer 1791 von Klopstock aus Hamburg einen Gruß erhielt, brach er in den Jubel aus, keine Gunstbezeugung des gewaltigsten Erdenherrschers hätte ihn so sehr freuen können: „Hier ist reiche Entschädigung für tausend hämische Urtheile, für den Kaltsinn von hundert Thoren oder Schurken. Der Thoren und der schlechten Seelen Haß und die Liebe der Edelsten im Volke machen meinen einzigen Stolz aus!“ Die persönliche Begegnung mit Matthisson hatte Liebe und Achtung zwischen den beiden noch gesteigert und ließ den Schmerz der Trennung um so bitterer fühlen und die Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit gedoppelter Stärke sich geltend machen. Kein Liebender kann zärtlichere Briefe schreiben, als Matthisson sie an Salis schickte. „Ich will es nicht wagen“, schreibt er im Juni 1790, „Dir meine Gefühle zu schildern, als ich Dir zum ersten Mal in die Arme sank. Ich verlange nie einen andern Himmel, als den, in welchem sich diese Gefühle erneuern. Jetzt, da ich bei kälterm Blute die Wonne unseres Beisammenseins zurückrufe, weiß ich gewiß, was ich damals nur dunkel fühlte, daß ich nie ein Wesen (selbst kein weibliches) zärtlicher und feuriger geliebt habe als Dich. So lang Arbeit mich zerstreut, ist's gut; aber in Stunden der Erholung fühle ich nur das Elend, von dem getrennt zu sein, an dessen Seite mir Augenblicke zu Theil wurden, „die den Himmel auf ihren Fittigen trugen.““ Einen Monat später berichtet er von einer Alpenreise, wo er unter Lebensgefahr zehn Stunden lang ohne Pfad in einer Eis- und Schneewüste umherirrte, aus der er wie durch ein Wunder gerettet wurde. „Bei

dieser Gelegenheit blickt' ich dem Tode fest ins Auge und wurde deutlich inne, daß ich ihn nicht fürchte. Auch da umschwebte mich Dein Bild, geliebter Salis, und winkte mit himmlischem Lächeln mich ins Leben zurück . . Dich wiedersehen und sterben — sind mir jetzt die zwei wichtigsten Epochen meiner Zukunft." Als er mit Scherer, dessen Sohn er erzog, nach Lyon übergesiedelt war, freute er sich, Salis näher zu sein, und malte sich die Hoffnung aus, unweit von ihm „ein Hüttchen zu bauen und Hand in Hand mit ihm zur Ruhe zu gehen."

Zwischen den üppig wuchernden Beeten voll Liebesfloskeln blieb noch manches Plätzchen für literarische Dinge, und da Matthissons Produktion in jener Zeit, durch die Freundschaft aufs neue angeregt, in lebhaften Fluß geriet, so hatte er fast jedem Briefe ein neues Gedicht beizufügen, um das Urteil des Freundes einzuholen. Er unterließ es auch nie, sich nach den Geschenken der befreundeten Muse zu erkundigen, und fand es nicht ganz in der Ordnung, daß der Freund poetisch so lange verstummte; schickte dieser aber endlich einmal ein Gedicht, so erschien es Matthisson schöner und besser als seine eigenen Geisteskinder, wie er denn in neidloser, fast übertriebener Anerkennung gegenüber Salis sich kaum genug tun konnte, von dem ganz richtigen Gefühle geleitet, daß aus den Sachen des Bündners ein Hauch der Gesundheit wehe, der in den seinigen nicht zu spüren sei. Er suchte ihn auch zu größern Arbeiten anzutreiben, indem er darauf hinwies, daß er selbst jeden Augenblick poetischer Weihe mit Eifer und Freuden erhasche. „Du bist", schreibt er am vierten November 1790, „der Sänger der Natur, und dein Beruf wäre, ein größeres malerisches Gedicht in Kleists oder vielmehr in Deiner eigenen Manier. Dein Genie und Helvezier! Wie selten ist so eine Vereinigung, und wie strafbar der, dem aus solcher Ehe nicht Halbgötter geboren werden, die an Majestät und Jugendgeist alle Halbgötter Wielands, Kleists und Geßners überstrahlen. Lieber! laß uns einen Stoff wählen, im Stillen arbeiten und uns so ein Denkmal bereiten, das Zeugniß von uns gebe, wenn wir nicht mehr sind. Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke! Die Enkelin liest Dein Lied und segnet Dein Andenken! Bester! laß uns ringen nach dem Kranze, der am Ziel der Laufbahn schimmert, und uns

gegenseitig ermuntern zu unermüdetem Hinstreben. Ohne Grimasse von Bescheidenheit gestehe ich Dir, daß ich mich als Dichter tief unter Dir glaube und folglich mehr Aufmunterung bedarf als Du. Ich schäme mich meiner frühern Gedichte ohne Ausnahme und finde nichts erträglich, als was ich seit zwei Jahren in der Schweiz geschrieben habe. Von Dir kenne ich nichts Mittelmäßiges. Dein erster Laut war Harmonikaton!" Ein ander Mal schreibt er: „Soeben lege ich den neuen Musenalmanach aus der Hand, wo Deine Gesänge hervorstrahlen ut luna inter sidera — mit wie unaussprechlicher Rührung habe ich sie wieder gelesen! Welche Wahrheit! Welche Harmonie! Welche Innigkeit! Dein ist die Unsterblichkeit und die Thräne der Enkelin!"

Salis setzte diesem Lob eine bescheidene, doch bestimmte Ablehnung und unüberwindliches Mißtrauen in die eigene Kraft entgegen und gab nur ungern eine Brieftasche in die Hände seines Freundes, in welcher dieser während der persönlichen Zusammenkunft ein paar poetische Erstlinge gesehen hatte, die er zu retten wünschte, während Salis wie gegen die neuern so auch gegen diese zu großer Strenge geneigt war. Matthisson, findiger, praktischer und geschäftsmäßiger, suchte alles zusammenzubringen, was Salis geschrieben, und anerbot sich, eine Ausgabe davon zu veranstalten und alle Mühe dieser Arbeit über sich zu nehmen, wenn Salis weder Zeit noch Lust dazu finde. Dieser antwortete: „An die Sammlung meiner zerstreuten Lieder habe ich noch nie gedacht. Noch habe ich zu wenig geleistet. Schriftstellerei und Publizität erschrecken mich so sehr, als sie den Knaben reizten. Publikum! Mein Herz zieht sich zusammen beim Gedanken an das liebe Publikum! Stelle Dir unsere Lesewelt vor — sieh da! in einem Theaterparterre zusammengedrängt alle selbstgenügsamen Halbkenner, boshafte Deutler und Sinnverdreher, splitterspähende Recensenten, hohnlächelnde Persiffleurs, achselzuckende, von Dummheit strotzende Staatslastthiere und alle miserablen Empfindler und Gesellschaftsmenschen. Schriftsteller! Dichter! ein solches Publikum müßt ihr zum Vertrauten eures Herzens, eurer Empfindungen machen, müßt [illegible] Schleier eurer Seele aufheben und die Gefühle, die auch ihre [illegible]chamhaftigkeit haben, vor ungeweihten Blicken prostituiren [illegible]it geheuchelter Empfindung gaukeln. Matthisson, wer glücklich

sein will, muß nur für den kleinen Kreis der Edeln leben und sterben. Im Musenalmanach kann mein Name unter vielen in beschirmender Dämmerung hinschleichen; eine Sammlung von Gedichten brächte ihn in den Meusel und den Almanach der Belletristen.“ An der nämlichen Stelle — es ist ein Briefentwurf an Matthisson, nebst zwei andern, wegen vieler Korrekturen oft kaum leserlichen, das Einzige, was sich, die wenigen Briefe an Ursina ausgenommen, von Salis' Hand aus jenem Jahre erhielt — zeigt er, daß er die Liebe des Freundes mit ganzer Seele erwiderte. „Deine Frage, ob ich hier Freunde von Herz und Geist habe, beantwortet ein Sehnsuchtsseufzer. O Du, den meine Seele liebt, Du fehlst mir; hier ist kein Wesen, das Dir gleicht, Liebling Uraniens!“ Und an einem andern Orte: „Mit unsäglicher Rührung las ich Deine Strophen an den Genfer See, in welchen Du Deines entfernten Freundes gedenkst. Ich kann Dir das Gefühl nicht ausdrücken, das mich bei Lesung dieses Gesanges überwältigte. Mein Herz ward wechselweise beklemmt durch die Wehmuth der Trennung und erquickt durch die lieblichsten Bilder des Sees. Die Erinnerung besuchte mich im Geleite süßester Melancholie. Ich verdanke Deinem Genius einen der Momente, die ich allein zu meinem wahren Leben zähle .... Mit voller Theilnahme finde ich in Deinen Briefen Spuren der Schwermuth. Gott! macht denn ein liebendes Gemüth und eine zarte Empfindung nothwendig unglücklich? Ist denn keine Zuflucht für den Frieden suchenden Dulder als in der Halle des Todes und in den Armen der Freundschaft? Freunde sollen mir die Wimper zudrücken, Freunde sollen mich an der Pforte der Ewigkeit mit offenen Armen empfangen ..... Unser Freundschaftsbund besteht unverletzt die Probezeit eines langen Stillschweigens. Ich lege die Hand auf mein Herz, und es bezeugt mir, daß die Unterbrechung unseres Briefwechsels mich wohl wegen Deiner Gesundheit, aber nie wegen Deiner Treue beunruhigen konnte. Von Dir, Du Edler, erwarte ich nie weniger als von mir selbst und traue Deinem Herzen so fest als Deiner Freundschaft ... Es ist mein inniger Wunsch, mein Lieblingstraum, einst auf den Weiden eines Alpthals mit Dir zu wandeln und unsre Empfindungen in einander zu verschmelzen ... Ich wandle unter dem Menschenschwarm so achtlos herum wie

ein Schatten in fremden Welten; ich erwarte wenig mehr von den Menschen und fordre nichts als Gerechtigkeit. Ich habe mich gegürtet mit Kraft und arbeite mich aus dem Moraste des Unmuths auf."

X. Givet. Der Tod der Mutter. Schöne Tage.

1791—1792.

Der 21. August 1791 brachte die für das Regiment unerwartete Ordre, nach Givet an der luxemburgischen Grenze zu marschiren, eine für Salis unangenehme Nachricht, weil er sich nun in Rouen eingelebt und wenn auch keinen Matthisson, so doch einen angenehmen Verkehr in der bürgerlichen Gesellschaft gefunden hatte, für den er nicht hoffen durfte, leicht einen Ersatz zu finden. Man sah die Schweizer ungern scheiden und die Verwaltung der Stadt bot alles auf, die Abreise zu hintertreiben; sie schickte sogar Deputirte deswegen nach Paris und ließ die Hoffnung, zum Ziel zu gelangen, bis zur Stunde der Abreise nicht fahren. Die Unmenge von Geschäften, Folgen eines raschen Aufbruches, die auf Salis lasteten und ihm alle Hände voll zu tun gaben, mochten ihn um so ungewohnter berühren, als sein Lebenslauf, einen kleinen Ausflug nach Havre mit dem von Paris gekommenen Bruder Gubert abgerechnet, seit der Expedition nach Elboeuf still und ruhig gewesen war. Als das Regiment in der ersten Morgenfrühe des 26. August aufbrach, trat die Nationalgarde unters Gewehr und überreichte den Scheidenden im Namen der Stadt eine prächtige Nationalfahne, während ihre Musik, als das letzte Peloton vorbeizog, die Arie aus Nina spielte: Hélas! Hélas! le bien aimé ne revient pas! Einige Bürger dehnten ihr Geleite bis nach Ernital aus, wo man zu guter Letzt eine Collation hielt und sich dann brüderlich umarmte.

Die Reise, die am 9. September in Givet ihr Ende fand, war nur von einem einzigen Rasttag unterbrochen und ziemlich

ermüdend, weil mehr als einmal an einem Tag gegen zehn Stunden marschirt wurde, wie z. B. zwischen Beauvais und Clermont, und zwar auf so schlechten Nebenwegen, daß die vierspännigen Regimentswagen nur mit Mühe und nicht unbeschädigt durchkamen und selbst Salis' leichtes Cabriolet, über das er wie über sein Reitpferd nach Gutdünken verfügte, einst in ein Loch versank, aus dessen Schlamm es nur mit Mühe herausgebracht werden konnte. Der Zug gieng von Rouen nach Ry, Gournay, Beauvais, Clermont, Compiègne, Soissons, Lâon, Marle, Vervins, Hirson und gelangte am 7. September nach Terlon. Da Salis, so oft es der Weg gestattete, im Cabriolet fuhr, so genoß er manche landschaftliche Schönheit mit Bequemlichkeit; doch scheint ihn nichts auf dem ganzen Marsch so angesprochen zu haben wie die schöne gotische Kirche zu Soissons. Von Terlon brach man bei dunkler Nacht auf und zog nach Überschreitung der österreichischen Grenze mit klingendem Spiel in Chimay ein, wo Salis zum ersten Mal Ulanen sah und auf geflüchtete französische Offiziere stieß, die weiße Kokarden trugen. Der nämliche Tag brachte das Regiment auch auf Lüttichsches Gebiet und abends nach Marienburg. Salis war angenehm überrascht von der malerischen Lage und Schönheit von Charlemont, diesem französischen Gibraltar, und von Givet mit seiner 560 Schritt langen Kaserne und der Folie der gewaltig herüberwinkenden Bastionen von Charlemont. Er besuchte dieselben in den nächsten Tagen mit gemischten Gefühlen, denn so sehr sich der Soldat an den mächtigen Festungswerken erbaute, so sehr geriet der Freiheitsmann über die Kanoneninschrift: ultima ratio regum in Unwillen und gab der Hoffnung Raum, es würde wohl bald klingen: ultima ratio populorum. Als die Kunde am zweiten Oktober anlangte, der König habe die Konstitution angenommen, freute sich Salis an den wegen dieser Nachricht auf dem Marktplatz und den Wällen angezündeten Freudenfeuern und dem Freudenschießen. Da fast gar nicht exerzirt wurde, las er ziemlich viel, setzte seine englischen Studien fort und durchstreifte die Umgegend, auf deren Felsen und rauhen Gebirgen er das liebliche Abendrot und das bezaubernde Spiel von Licht und Schatten bewunderte, das ihn lebhaft an die Heimat mahnte. Er hoffte sie bald zu sehen, denn da das Regiment seit dem Abmarsch von Rouen

47 Mann durch Desertion verloren hatte, durften die rekrutirenden Offiziere mit doppelter Aussicht eines Urlaubs gewärtig sein, um diese Lücken wieder zu füllen. Er traf in der Tat am 29. Oktober ein.

Schon Tags darauf fuhren Salis und sein Reisegenosse, der Basler Rudolf Burckhardt, mit der Post ab, während der Diener Peter Sutter angewiesen wurde, mit dem Pferd seines Herrn nachzufolgen und den geraden Weg nach Bünden einzuschlagen. Sie kamen nachts spät in Mezieres an und waren froh, gute Unterkunft zu erhalten, nachdem sie vom schneidenden Nordwind selbst in der geschlossenen Chaise gelitten. Den folgenden Tag erreichten sie Verdun. In der Nacht vom ersten auf den zweiten November schreckten Salis dumpfe Rufe aus dem Schlaf: „priez pour les morts! n'oubliez pas les morts!“ Es war das Allerseelenfest, das man auf diese Weise ankündete. Am dritten trennten sich die Gefährten, Burckhardt gieng nach Basel und Salis nach Buchsweiler, wo sein jüngster Bruder Johann Ulrich, den er seit vier Jahren nicht mehr gesehen, nun eben so lange Zeit sich in Pension befand und beim Wiedersehen zur herzlichen Freude des Ältesten trefflich entwickelte Geistesgaben verriet. In Straßburg verweilte Salis einige Tage, einmal um sich neu kleiden zu lassen, wesentlich aber, um einen Brief des Vaters abzuwarten, der entscheiden sollte, ob direkte Heimfahrt oder eine noch länger andauernde Entfernung vom Vaterlande rätlich sei; denn sein Entschluß stand fest, nicht mehr in die frühere gedrückte Lage zurückzukehren und sich nicht ferner der unselbständigen, schiefen Stellung der letztvergangenen Urlaubszeiten zu unterwerfen. Wiewohl er den Empfang eines solchen Briefes nicht anmerkt und im Schreiben des Vaters aus diesen Tagen von Ursina nicht ein Wort fällt, so verließ er doch Straßburg am 9. November mit der Post, die schon in Kehl anhielt, wo die Reisenden keine Betten erhielten und bis drei oder vier Uhr morgens auf den Bänken der Wirtsstube verblieben. In der Gegend von Offenburg traf er viele französische Emigranten, meist mit polnischen Fuchsmützen, breiten Stockdegen und Schnurrbärten; in Freiburg etwas vor Mitternacht angelangt, erfuhr er auf dem Posthaus die Nachricht von Schubarts Tode und erfüllte sich am nächsten Morgen einen

längst gehegten Wunsch, indem er Johann Georg Jacoby besuchte. Als hinter Donaueschingen der unvorsichtige Postillon vom Sitz gefallen war und die mutigen Pferde auszureißen begannen, konnte Salis noch rechtzeitig die Leitseile packen und sich vor schwerem Sturz bewahren. In Engen traf er den Landsmann und Offizier Capol und erhielt von ihm neuste Nachrichten von der Schwester Anna Paula, dereu Verlobung mit einem Salis-Marschlins er schon in Rouen vernommen. In Balzers erhielt er Kunde, daß Peter Sutter schon Tags vorher durchgekommen sei, und ließ, da er keine Postpferde mehr bekommen konnte, sein Gepäck zurück, nahm das Nötigste davon, in einen Sack gepackt, auf ein Reitpferd und verritt nächtlicher Weile in Begleit eines Bauern nach Hause, wo er nachts um zehn Uhr anlangte.

Hart hinter der Schwelle trat dem Ermüdeten, der anderthalb Jahre in der Fremde gewesen, die bittere Botschaft entgegen, das ihm schon früher gemeldete leichte Unwohlsein der Mutter habe sich in eine schwere und bedrohliche Krankheit gewendet, die das Schlimmste, wenn auch nicht so bald, befürchten lasse. Die Kranke verlangte gleich nach dem Angekommenen und freute sich herzlich an seinem Anblick, sodaß sie, dem Sohne recht zum Trost, alle ihre Schmerzen eine Weile vergaß. Doch brachen in den nächsten Tagen ihre Kräfte immer mehr zusammen und Leiden und Schmerzen nahmen zu. Der Hausarzt gab wohl Hoffnung auf Linderung der Qualen und vorläufige Abwendung einer Katastrophe, nicht aber auf Genesung, worin ihn das eingeholte Gutachten des berühmten Doktor Hotze von Richterswyl unterstützte. Sie fand ihren einzigen Trost neben dem geistlichen Liederbuch in der Gesellschaft der drei Söhne und ihres Gatten, der abwechselnd mit ihnen, wie sie es verlangte, nachts an ihrem Bette Wache hielt. Johann Gaudenz erwies ihr diesen Liebesdienst von ganzem Herzen, und es war ihm später eine süße Genugtuung, diese und die andern Kindespflichten am Krankenlager erfüllt zu haben. Er verließ den Bothmar fast gar nicht und begab sich nur ein Mal, um sich etwas zu zerstreuen, nach Seewis, fühlte sich aber schon am dritten Tage wieder heim getrieben, da ihm der Umgang der Mutter um so teurer wurde, je näher ihre Stunde dem Ziel alles

Irdischen zu rücken schien. Nachdem sie sich eines Nachts schlimmer als sonst befunden, sodaß sie in der Frühe unter Tränen, die dem Sohne das Herz zerrissen, jeder Hoffnung auf Genesung entsagte, begehrte sie noch ein Mal alle ihre Kinder um sich zu sehen, worauf sofort Briefe nach Chur und Sils abgiengen. Von Stund an zeigte sie sich geduldig und standhaft im Leiden und flehte selber den Tod als Erlöser herbei. In der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember, als die Reihe der Nachtwache Johann Gaudenz getroffen, befiel sie nach einer ruhigen Nacht ein heftiges Blutbrechen, und er setzte sich gleich zu Pferd, um den Arzt aus Zizers zu holen. Er fand ihn unerwartet unterwegs und freute sich unendlich über diesen Zufall, der so schleunige Hilfe versprach. Aber ihre Qualen wuchsen und das Blutbrechen steigerte sich, so daß die Kranke an eine raschere Auflösung glaubte, als ihre Umgebung. Nachdem Johann Gaudenz bis Mitternacht aufgeblieben war, suchte er endlich, ermüdet vom Wachen und der letzten Nacht, sein Bett auf. Da schreckte ihn bei Tagesanbruch der Bruder Herkules mit der Meldung, die Mutter wünsche den Ältesten noch einmal zu sprechen, sie liege unter furchtbaren Schmerzen hoffnungslos. Noch war er nicht gänzlich angezogen, so stürmte die zweite Aufforderung heran und trieb ihn zur Sterbenden. Mit inniger Zärtlichkeit reichte sie ihm die matte Hand, segnete ihn und lispelte: „Ich danke dir, du hast es immer treu und redlich mit mir gemeint!“ Krämpfe verhinderten sie mehr zu sagen, allmählig wurde sie stiller, der Atem gieng kürzer, und sie verschied, als sänke sie in sanften Schlummer. Laut weinend beugte sich der Sohn über die Erblaßte. Die erschütternden Augenblicke ihres Heimganges blieben ihm so tief eingeprägt, daß er nach dreißig Jahren, als ihm das eigene Ende und die Vereinigung mit der Mutter in den seligen Gefilden vor Augen gerückt waren, ihr einen tiefempfundenen Nachruf sang.

Am dreißigsten Jahrestage nach dem Tode meiner Mutter.

Du meine Mutter einst und Mutter auch noch drüben,
Dort, wo kein Tod mehr ist, wo keine Thräne rinnt,
Dein denkt dein Sohn, der hier so lang zurückgeblieben,
An Jahren alternd — doch im Innern treues Kind.

Oft wenn mein Abendroth schon Herbstgewölke trüben,
Erscheinen jene mir, die längst vollendet sind,
Und mahnen, daß auch bald mein höh'res Selbst beginnt,
Wo meine Hülle soll in deiner Gruft zerstieben.

Wie als geboren dir im Mutterarm ich lag,
Und schmerzverlächelnd noch dein Blick auf mir verweilte,
Erst Mitleid, Hoffnung dann aus deinen Zügen sprach:

So wenn des Todes Nacht sich schon vor mir zertheilte,
Empfange meinen Geist, der liebend zu dir eilte:
Durch Dunkel geht die Bahn, die Herrlichkeit darnach!

Auf den Hinterbliebenen lasteten nun die traurigen Pflichten, die über einem aufgebahrten Familienmitgliede entstehen, die Trauerbotschaften, das Briefschreiben u. s. w. Am Morgen des Bestattungstages betrachtete Salis die Leiche zum letzten Mal, ihre Züge waren unentstellt, sie war lächelnd entschlummert, ihre Hände waren nicht erstarrt; er drückte sie ihr und nahm dann Abschied von der Hülle „bis zum Tage der Auferstehung.“ Daß die Trauergesellschaft lärmender und munterer wurde, als ihm schicklich schien, tat ihm weh, und seine trübe Stimmung mehrte noch das Betragen des Vaters, der ihn aus Mißverständnis schief beurteilte. Stark angegriffen folgte er dem Sarge mit einem beträchtlichen Leichengeleite, an dem ungefähr siebenzig Auswärtige teilnahmen, darunter zwanzig Herren von Salis, sowie fast alle Bauern der Umgebung, indem sie entweder beim Bothmar oder unterwegs sich anschlossen und sich „zu ihrer Ehre gerührter und theilnehmender erwiesen, als die Andern“, wie Salis bitter anmerkt. Er hielt indes mit Gram und Leid zurück und führte ein stilles Leben, da er außer im Pestalozzihause nirgend Besuche machte und ein gut Teil seiner Zeit über Büchern und mit Übersetzungen aus dem Englischen ausfüllte.

So giengen sein Geburtstag und die Jahreswende trüb herum, ohne im geringsten eine Aussicht auf eine Verbindung mit der Geliebten zu bringen; und wenn er die Schwester in Chur, die er im Anfang des Jahres oft besuchte, im friedlichen Glanze beglückter Häuslichkeit sah, so überfiel ihn diese Hoffnungslosigkeit mit doppeltem Schmerz. Die Teilung der mütterlichen Hinterlassenschaft nahm ihn einige Zeit in Beschlag und ließ ihm die unangenehmen Tage rascher vorübergehen; er erhielt, nachdem Geld

und Schmuck der Seligen den Kindern schon früher eingehändigt worden waren, einen Anteil an Wiesen, Äckern und Rebbergen und das sehr geräumige sogenannte Brückersche Haus, dessen üble bauliche Beschaffenheit er bald darauf mit einem Maurermeister untersuchte. Vielleicht fühlte er durch diesen ersten Besitz den Rücken für die Zukunft einigermaßen gedeckt oder war, zumal sich der Vater als Mitglied einer politischen Deputation gerade in Mailand befand, nicht geneigt, sich den Umgang mit Ursina fürderhin zu versagen; kurz, er gieng seit Mitte Januar öfter in ihr Elternhaus. Er hieng sich je länger desto inniger und vertrauter an sie und empfand bei ihr eine stille Seligkeit. Sie freuten sich der überstandenen Hindernisse, und die Verbindung ihrer Herzen war allzusicher, „als daß wir uns wegen der Hindernisse rücksichtlich unseres Vermögens hätten beunruhigen sollen. Ihre Liebe konnte nicht erhöhter, ihre Anhänglichkeit nicht inniger sein." So grünte ihm denn nach dem trüben Jahresanfang ein schöner Liebesfrühling, den ein frühes Erwachen der Natur mitzufeiern schien: mit ihr sah er schon in der ersten Hälfte des März im Garten Krokus und Hyacinthen blühen, mit ihr freute er sich wenig später, als die Narzissen ihre Kelche öffneten und die Mandelbäume die Blütenkronen aufsetzten. Am Ostermontag, den 16. April, führte er sie in Chur auf die Osterwiese, wenige Tage darauf besuchte sie ihn im Bothmar. Er lebte nur noch für sie, blieb um sie, so viel er konnte, und verschob seine Abreise möglichst lange. Denn freilich warf diese einen schwarzen Schatten auf das junge Glück und das um so mehr, weil die Nachrichten aus Frankreich kriegerisch und bedrohlich klangen. Unvergeßlich blieb ihm ein gewitterschwüler Aprilabend, als man vom Abschied sprach und Ursinas Tränen bitterlich zu fließen begannen, Tränen, die ihm schwer aufs Herz fielen. Er machte seine Abschiedsbesuche und rüstete alles zur Reise, da jede Bemühung um eine Verlängerung des Urlaubs hoffnungslos war. Den Abend verbrachte er bei seiner Holden und fuhr dann in der Morgenfrühe des 24. April mit Bruder Herkules ab, der ihn bis Feldkirch begleitete — Gubert war schon zwei Wochen vorher zur Garde abgereist. Erst der gewaltige Ruf des Rheinfalls zu Schaffhausen weckte seine verstimmten Geister aus der Betäubung, die seit der Trennung über ihnen gelegen.

XI. Die Reise nach dem Recht. August- und September-Tage 1792 in Paris.

Schon in Rorschach hatten Salis die Zeitungen den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich sicher erscheinen lassen, und in Rheinfelden langte eben bei seiner Ankunft auch die Nachricht der Kriegserklärung an, so daß er Gefahr lief, von der österreichischen Besatzung — sie war vom Regiment von Gemmingen — aufgefangen zu werden; doch zog er sich glücklich aus dem Handel und hielt gute Contenance. In Langres drohte ihm noch größeres Unheil, da ihn das aufgeregte Volk für einen Emigranten hielt und gerne massakrirt hätte; er war nämlich, weil er keinen Paß besaß, angehalten, aufs Rathaus geführt und einer Untersuchung unterworfen worden, aus welcher er sich nur durch Vorweisung an ihn gerichteter Briefe rettete. In Montargis besuchte er seinen Regimentsobersten, der sich mit seinen vierundachtzig Jahren noch recht munter befand und ihm einen Brief mitgab, der seine verspätete Ankunft in Rouen entschuldigte. In Paris traf er mit dem Oberstlieutenant von Bachmann zusammen, der ihm den Urlaub verlängerte, so daß er nun mit einer Reihe alter Bekannter, so mit Schweizers, verkehren konnte und Gelegenheit fand, neue Beziehungen anzuknüpfen, unter andern mit Bernardin de St. Pierre und — im deutschen Klub — mit dem bekannten Hauptmann von Archenholz. Er wohnte auch einer Sitzung der Nationalversammlung bei und unterhielt zweifelsohne zu verschiedenen eingeweihten und einflußreichen Revolutionären engere Beziehungen, wie er auch in Basel mit Peter Ochs eine Zusammenkunft gehabt hatte. Auf den Gängen in die verschiedenen Theater frappirte seine ernsthafte Art besonders ein Stück Werther et Charlotte, das den tragischen Stoff ins Lustige kehrte, indem der kluge Werther sich nicht erschoß, sondern „das Ding auf die leichte Achsel nahm" und zum Schluß ein Vaudeville sang.

Nach einem Aufenthalt von beinahe vierzehn Tagen verreiste er in der Mitternacht vom fünfzehnten auf den sechszehnten Mai

mit Bachmann nach Rouen, wo den Wiederkehrenden viele Beweise der Freundschaft erfreuten. Er besuchte den Generallieutenant Drummond de Melfort und den Herzog von Liancourt und verreiste schon in der Frühe des neunzehnten nach Havre, da drei Kompagnien des Regiments aus Gründen dorthin verlegt worden waren, die er in einem Briefe an Ursina (2. Juni 1792) folgendermaßen formulirt: „es sorgten unsere sehr vorsichtigen — den Krieg verabscheuenden Aristokraten dafür, daß wir wie päpstliche Truppen ferne von aller Gefahr und dem Feuer bleiben. Ob es ihnen gelingen wird, ist noch zweifelhaft! Von allen denen, die sich darüber freuen, daß man unser Regiment hindert, für eine gerechte Sache zu fechten . . ." In einem vom 20. März aus Basel datirten Schreiben, worin er auch einer production sur la révolution von Salis Erwähnung tut, die dieser ihm bruchstücklich vorgelesen, bezeugt Remy Frey, der Geist der Offiziere im Regiment sei, teilweise sehr im Gegensatz zu den Soldaten, aristokratischer und revolutionsfeindlicher als je. Es bedeutete einen Sieg dieser Partei, als es ihnen gelang, die von revolutionären Offizieren befehligten Kompagnien nach dem vom Geiste der Empörung nicht angesteckten Havre zu bringen. Hier verflossen Salis sechs ruhige und gleichmäßige Wochen. Er wohnte in der Zitadelle, und weil der Gasthof, wo er speiste, das Kaffeehaus und das Theater ganz in der Nähe lagen und wegen des „aristokratischen Geistes" die Mehrzahl der Einwohnerschaft sich von den Soldaten fernhielt, bewegte sich, so lang er das Weichbild der Stadt nicht verließ, sein Wandel in diesem engen Umkreis der wenigen Gebäude. Meist aber verweilte er im Freien und genoß die mannigfaltigen Naturschönheiten der Seestadt, die in seinen Augen vor andern, die er kannte, den Preis verdiente. In seiner „Monodie" faßte er einen Teil dieser landschaftlichen Reize zusammen:

Im falben Schein des Westens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geschwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kieselriffe
Verrieselt und zerschellt.

Die golddurchfloßnen Wolkenlagen blaßten:
Den Ozean bepurpurt Zitterglut;
Dem Schooß' der Fern' entragen kaum die Masten,
Und tauchen in die Fluth.

Zur Hütte kehrt mit Sensen dort und Harken
Der frohe Landmann, der sein Feld gemäht.
Die Rhede ruht, von braunen Fischerbarken
Und Nachen übersäet.

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade
Mit zartem Grau; die scheue Möwe pfeift
Am Kreidenfels der kluftigen Leukade,
Wo Sehnsucht einsam schweift.

Aber seine Gedanken wandern vom Meer nach der fernen Heimat und suchen die Geliebte:

Dort wandert sie, wo grüne Schimmer zücken,
Sie, welche nur mein Geistesflug erreicht.
Die Stunde schlägt, wann mit gesenkten Blicken
Sie dem Gedräng' entweicht.

Fleug hin, mein Geist, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung steigend sich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten sinken,
Und hallt der Amsel Lied.

Dort wandelt sie, umwölbt von Lerchbaumsprossen,
Staunt[1] vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletscherlicht begossen;
Ihr Antlitz nur ist bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde
Und flüsternd wallt das schwarze[2] Seidenband,
Das seit der Trennung, statt der Rosenbinde,
Sie um die Locken wand.

Der letzte Hall der fernen Abendglocken
Verstummt und stirbt. Schau, wie sie ernster sinnt!
Sie neigt die Stirn' auf die gelösten Locken,
Und ihre Thräne rinnt.

Ihr tief-lasurnen Frühlingsgenzianen,
Faßt auf die Thräne, welche sie vergoß!
Sink' ein, o Nacht, und laß nur mich es ahnen,
Um welchen Freund sie floß.

---

[1] Staunen, schweizerdeutsch für träumen, sinnen.

[2] Wie der Briefwechsel der Liebenden zeigt, beruht dieser kleine Zug auf Wahrheit. Ursina trug seit dem Abschied von dem Geliebten statt des frühern blauen ein schwarzes Seidenband in den Locken, das er ihr geschenkt.

Im Gedanken an die Geliebte durchstreifte er die Einsamkeit, so oft es ihm die Geschäfte erlaubten; seinen Lieblingsbaum nannte er Sinas Baum, einen Quell im Schatten Sinas Quelle.

Den 26. Juni traten die drei Kompagnien: Oberst, d. h. die Oberstkompagnie, deren Kommando Salis inne hatte, und die Kompagnien Buxtorf und Burckhardt den Rückmarsch nach Rouen an, auf welchem Salis Gelegenheit ward, seiner Mannschaft ein Beispiel von Festigkeit zu geben. Als sie nämlich zwei Soldaten losbegehrte, die er als Gefangene mitführen ließ, schlug er ihr dies Ansinnen rundweg ab und drohte, die Anführer der unziemlichen Petition in Ketten zu werfen. Schneller, als er ahnte, sollte er abermals eine Probe männlicher Entschlossenheit ablegen. Der Oberstlieutenant, der ihnen mit den übrigen Offizieren ein Stück vor Rouen entgegengekommen war, mißhandelte einige Soldaten auf empörende Weise mit Säbelhieben und Schimpfworten, und die drei Hauptleute fühlten wohl, daß die ganze Szene nur auf sie gemünzt sei, weil sie, zu seinem blutigen Ärger, aus ihren freiheitlichen Anschauungen kein Hehl gemacht hatten. Es lag in Bachmanns zufahrender und harter Natur, politischer Gegnerschaft und Abneigung auf solche Weise Luft zu machen. So unangemessen sie war, sie entsprang aus der ehrlichen und während eines langen und tüchtigen Lebens festgehaltenen Überzeugung von der Schädlichkeit der durch Salis und Gleichgesinnte angestrebten Neugestaltung der Verhältnisse. Er lehnte die 1791 angebotene Würde eines Brigadegenerals ab, um beim Regiment bleiben und es dem König treu erhalten zu können, und ließ in den Tagen des wachsenden Konflikts zwischen Volkstum und Bourbonen auf die Fahnen sticken: pro patria et liliis. Die bis zur Entlassung der Schweizertruppen aufrecht erhaltene Disziplin des Regimentes Salis-Samaden ist zum allermeisten sein Verdienst. Die drei Beleidigten begaben sich am folgenden Tag zu Bachmann und forderten eine Erklärung über sein Betragen. Wütend und unter harten Drohungen verweigerte er sie, so daß Salis sofort seine Entlassung gab. Verblüfft und erschrocken zog Bachmann gelindere Saiten auf und suchte ihn von diesem Schritt abzuhalten, aber Salis blieb fest und packte ungeachtet der Bemühungen und Begütigungen der Kameraden seine Sachen, um nach Paris zu

reisen und dort Genugtuung und Gerechtigkeit zu finden; Buxtorf und Burckhardt, die ihre Entlassung ebenfalls verlangt hatten, waren schon vor ihm aufgebrochen und erwarteten ihn unterwegs. Salis, von den dreien als der Mann der Feder dazu am meisten berufen, setzte zu d'Affrys Handen eine Eingabe auf und ließ sie durch einen geschickten Advokaten ausfeilen. Aber in zwei Audienzen sträubte sich d'Affry zu helfen und mutete ihnen zu, ohne weitere Genugtuung zum Regiment zurückzukehren, was sie standhaft von sich wiesen. Salis wandte sich hierauf an Terrier de Montciel, den Minister des Innern, mit dem er schon früher in Verbindung gestanden, und erhielt von ihm die Zusicherung einer Verwendung beim Kriegsminister. Schon am folgenden Morgen gieng die auf diese Unterstützung gebaute Hoffnung in die Brüche, denn die Minister reichten ihre Demission ein, und — „das Fachwerk meines Glückes lag in Trümmern." Sodann versuchte er sein Heil bei zwei guten Bekannten, Vimard und Soret, beide Deputirte bei der Nationalversammlung. Als er von diesem Gang heimkehrte, erhielt er die Trauerbotschaft vom Tode der lieben Großmutter, die in einem Alter von beinahe 83 Jahren — sie hatte im August 1709 das Licht der Welt erblickt — an einem Katarrhalfieber in Malans gestorben war, wohin man sie kurz vor ihrem Ende von Seewis her gebracht. Seine Stimmung trübte noch ein Brief des Vaters, der den ungerechten Vorwurf gegen ihn erhob, er habe der Verstorbenen durch Unterlassung eines Besuches vor seiner Abreise zuletzt nicht die gebührenden Rücksichten erwiesen; gleichzeitig lief ein Brief von d'Affry mit einem Einschluß Liancourts ein, des Inhalts, die Demission der drei Hauptleute sei nicht angenommen, sie hätten sich vielmehr ohne weiteres zum Regiment zurückzuverfügen. Wiewohl sich nun alles gegen ihn verschworen zu haben schien, wiewohl er sich, vom Regiment und von der Heimat verdrängt, ohne Hilfsmittel und Hoffnung sah, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, er gab sich nicht besiegt, sondern betrat einen neuen Weg. Die Generale Lafayette und Montesquiou hatten ihm vorteilhafte Chargen in der Armee antragen lassen, und so reichte er dem Kriegsminister ein Gesuch um eine Offiziersstelle im französischen Heere ein, was sein Freund Jost und ein Salis-Samaden,

beide von der Schweizergarde, bereits versucht und erlangt hatten, und zwar, wie Jost meldete[1], unter gleichzeitiger Beibehaltung dieser Gardestellen. „Hoffnung und Muth“, schrieb Salis damals ins Tagebuch, „beseelen den, der sich nichts vorzuwerfen hat und zu sterben weiß“; er war entschlossen, in den Kriegsgefahren oder im Tod den ersehnten Frieden zu finden. Es war begreiflich, daß er der Braut die Lage der Dinge bis auf die Bemerkung verhehlte, sein Geschäft verwickle ihn in Weitläufigkeiten, da der Gegner alle Kunstgriffe der Kabale und Verleumdung anwende; schelmisch bekannte er ihr, sieben Mal sei er der Versuchung unterlegen, den eingepackten Musterschuh, den ihm Ursina zur Anfertigung neuer Schuhe geschickt, die Gubert bereits mit ins Land genommen, wieder auszupacken und zurückzubehalten.

Er hielt in einer fernern Audienz mit Zorn und Unwillen vor d'Affry nicht zurück, der ihm gute Worte gab, aber die Demission nicht annahm. Auf seiner Fahrt nach dem Recht ließ er sich keine Mühe und keinen Gang verdrießen, indem er alles mit jener gründlichen Hartnäckigkeit betrieb, wie sie in solchen Dingen verletzten Ehrgefühls und verweigerter Genugtuung oft gerade den sanften und rücksichtsvollen, darum freilich tiefverletzbaren Naturen eigen ist. Er besuchte die Komites und seine Bekannten Bimard, Jaucourt und d'Overhouet; Terrier de Montciel und Schweizer taten in Paris ihr Möglichstes, Jost und Salis-Samaden bei General Montesquiou, unter dessen Fahnen sie dienten. Nachdem Salis von diesem, als er nach Paris gekommen war, am 29. Juli die Zusicherung einer Adjutantenstelle erhalten, begab er sich Tags darauf wegen dieser Ernennung zum Kriegsminister d'Abancourt[2], der ihm zugleich die Belassung der Hauptmannscharge versprach. Er knüpfte auch mit den Deputirten Gensonné und Mailhe an, um seinen Handel mit Bachmann durch sie vor die Nationalversammlung zu bringen. Am 9. August sah er seine Bemühungen so weit vom Erfolg gekrönt, als er wirklich zum Hauptmann im 80., zu Bajonne garnisonirenden Regiment ernannt wurde. Aber nun brach eine tötliche Gefahr

---

[1] Siehe Anhang II.

[2] Er wurde am 9. September vom Volk ermordet.

über ihn herein, denn es begannen die Kämpfe, die mit der Ermordung der Schweizergarden und mit der Gefangennahme des Königs endeten.

Es rettete Salis wohl das Leben, daß er am Morgen des 10. August über schriftlichen Arbeiten versäumte, mit einem Adjutanten Lafayettes zu einem Pferdekauf auszugehen, wie die beiden abgeredet hatten. Die Glocken begannen zu stürmen, Gewehrfeuer und Kanonendonner erscholl: der Kampf in den Tuilerien war entbrannt, die Schweizer, deren Treue und heldenhafter Tapferkeit der Löwe zu Luzern gedenkt, fanden im Handgemenge ihren Tod oder wurden nachher niedergemacht. Voll brennender Ungeduld saß Salis, denn er durfte keinen Schritt auf die Straße wagen, in seinem Zimmer, von Besorgnis und Jammer über das ungewisse, doch jedenfalls schreckliche Los der Landsleute betäubt. Eine gräßliche Nachricht jagte die andere, Gewisses wußte er nicht, und Erkundigungen einzuziehen verbot die eigene Sicherheit, denn in diesen Tagen war es schon ein todeswürdiges Verbrechen, ein Schweizer zu sein. Am 12. erhielt er endlich Kunde vom Schicksal der Gardeoffiziere: Castelberg, der seiner Zeit, da Salis nach Arras gieng, als Lieutenant in der Generalskompagnie nachrückte, war durch Bajonnetstiche am Eingang der Tuilerien gefallen, Hauptmann Heinrich von Salis hatte sich gerettet, sein jüngerer Bruder war, von einem Säbelhieb über den Kopf verletzt, nach der Abtei ins Gefängnis gebracht worden. Eine Reihe anderer, darunter ein Erlach, waren gefallen. Der Rest der Generalskompagnie, die nicht bei den Tuilerien gestanden, wurde in Karren weggeschleppt und auf dem Greveplatz vom Pöbel ermordet. Am 13. gelang es Salis, an seine Braut ein paar Zeilen mit der Nachricht abgehen zu lassen, daß er heil und frei geblieben sei.

Während die ehemaligen Waffengefährten und Untergebenen, soweit sie nicht der Tod ereilt hatte, im Gefängnis schmachteten oder sich zitternd in Schlupfwinkeln versteckt hielten, gedieh Salis' Angelegenheit zu einer günstigen Wendung und fand erwünschte Erledigung: Gensonné, der Deputirte von Bordeaux, der damals einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte besaß, brachte die Beschwerde der drei Hauptleute vor die Nationalversammlung, und diese beauftragte den Kriegsminister mit der

Untersuchung derselben. Wenige Tage später faßte die nämliche Körperschaft freilich einen für Salis weniger angenehmen Beschluß, indem sie die Entlassung aller Schweizerregimenter dekretirte, so daß nun seine ganze Hoffnung auf den Dienst in der Nationalarmee gestellt war. Gensonné ermahnte ihn, da einige Gefahr für sein Leben zu befürchten sei, zu baldiger Abreise und Übernahme seines Postens; allein er verzog noch, weil er die Beschwerdeschrift gegen Bachmann und dessen Haupthelfer, die beiden von der Flüe, ausarbeiten wollte, und dem Baron Heinrich von Salis-Zizers, der sich nicht aus seinem Versteck hervorwagen durfte, allerlei zu besorgen hatte und ihm die Mittel zur Flucht verschaffte. Inzwischen rückten die Septembertage heran, während welcher nach seiner Schätzung gegen fünftausend Gefangene in den Gefängnissen hingeschlachtet wurden, unter ihnen auch der Chevalier Rudolf von Salis-Zizers.[1] Nur der schlaue d'Affry, der Odysseus und Proteus unter den Schweizer Offizieren, wußte sich auch hier herauszuwinden. Übrigens blieben die Straßen während dieser Metzeleien ruhig; jeder gieng und kam, wie er wollte, und auch Salis unterließ seine Gänge und Besuche nicht.

XII. Im Dienst der fränkischen Republik.

1792.

Am 8. September verließ Salis das greuelvolle Paris, glücklich und zufrieden, der freien Natur wieder gegenüber zu stehen. Unter den Reisegenossen fiel ihm namentlich eine einundzwanzig Jahre alte Nonne auf, welche, von der Revolution aus ihrem Kloster vertrieben, nun ihre Heimat aufsuchte. Es bot Salis einen lieblichen Anblick, als sie, nach vierjähriger Abwesenheit, leise erbebend, das strohgedeckte Elternhaus wieder erblickte und dann, als ihr am Eingang des Dorfes Eltern, Geschwister und Gespielinnen entgegeneilten, durch die Rührung überwältigt, vom

[1] Rudolf Freiherr von Salis-Zizers 1736—1792.

Wagen sprang und nun im Gewühle der Dörflerinnen dastand, die des Fragens, Betrachtens und Umhalsens kein Ende zu finden wußten. Salis ward das Herz voll und warm, er „segnete die Familie und nahm bewegten Abschied." In dieser Gegend, es war einige Stunden hinter Montargis, füllten die Freiwilligen alle Wege, meistens junge Bauern in mannigfacher Tracht und fast durchgehends nur mit einem Stock bewaffnet; andere, die ihm begegneten, waren bei der Einnahme von Verdun kriegsgefangen geworden und zogen nun bescheidener als die prahlerisch Ausrückenden in die Heimat zurück, nicht ohne Hohn und Spott erdulden zu müssen.

Acht Tage hatte die Reise von Paris nach Lyon gedauert, wo Salis am 16. September endlich ankam, wegen der Schwierigkeit, Pferde zu erlangen, vielfach gehemmt und aufgehalten, so daß er einmal ein Stück Weges als Postreiter, ein anderes zu Fuß zurücklegte. Gleich am nächsten Morgen, nachdem, wie er unterwegs erfuhr, eine Woche vorher Mord und Totschlag vorgefallen, kam es zu einem revolutionären Auftritt, da das Volk, welches die Lebensmittel niedriger verkauft wissen wollte, in die Kramläden eindrang und sich die vorhandenen Waren zu beliebigen Preisen aneignete. Salis begab sich am 18. September auf die Isle Barbe und verlebte dort, am Lieblingsplatze Matthissons, stille und nachdenkliche Stunden, in welchen ihm sein schwankendes und unbestimmtes Schicksal schwer genug auf der Seele lasten mochte. Vielleicht stand ihm der Tod im Feld bevor, den er nicht fürchtete, vielleicht erwarteten ihn Ruhm und militärische Ehren, die er nicht sonderlich begehrte, aber ein sicherer Ausblick auf die Gründung des häuslichen Glückes, auf die Vereinigung mit der Geliebten wollte sich nicht zeigen, da sich der Vater immer noch kalt, wenn auch nicht gerade ablehnend verhielt. Damals entstand wohl, denn es gehört ins Jahr 1792, das an Ursina[1] gerichtete Gedicht „Der Herbstabend", eines seiner schönsten und geschlossensten:

[1] Zum 29. September, zu ihrem Geburtstag, beschenkte er sie freilich mit keinem Lied: „Il y a", schreibt er am 24. September, „21 ans que ce jour me donna mon tout; ah que ce soit la dernière fois, qu'il me trouve separé de lui. Ma bonne amie, vous savez que tous les rimeurs et des poetes encore plus mauvais que moi, s'empressent de faire des vers pour les jours de naissance de leurs amantes. Si je n'en fais point

Abendglocken-Halle zittern
  Dumpf durch Moorgebüfte hin;
Hinter jenes Kirchhofs Gittern
  Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Aus umstürmten Lindenzweigen
  Rieselt welkes Laub herab,
Und gebleichte Gräser beugen
  Sich auf ihr bestimmtes Grab.

Freundin! wankt, im Abendwinde,
  Bald auch Gras auf meiner Gruft,
Schwärmt das Laub um ihre Linde
  Ruhelos in feuchter Luft,

Wann schon meine Rasenstelle
  Nur dein welker Kranz noch ziert,
Und auf Lethes leiser Welle
  Sich mein Nebelbild verliert:

Lausche dann! Im Blätterschauer
  Wird es dir vernehmlich wehn:
Jenseits schwindet jede Trauer;
  Treue wird sich wiedersehn!

Seine ungewissen Aussichten gewannen eine noch verworrenere Gestalt, als eines Abends Jost und Salis-Samaden mit dem Entschluß bei ihm eintraten, den Dienst in der französischen National-armee zu quittiren und nach dem Vaterland zurückzukehren. Acht Tage später raubte die Nachricht, daß General Montesquiou entsetzt sei, Salis die letzte Hoffnung auf eine militärische Laufbahn. Die Dinge in Frankreich hatten bereits einen solchen Grad der Unbeständigkeit erreicht, daß er auch diese Botschaft gelassen ertrug. Zwar stieg sein Mut wieder bei der bald darauf eingetroffenen Meldung, Montesquiou habe Savoyen ohne Schwertstreich erobert und dadurch seine Stellung wieder gefestigt; aber als die von der Nationalversammlung an den siegreichen Feldherrn abgesandten Kommissäre nach Lyon kamen, ersuchte sie Salis um eine Unterredung und erbat — für alle Fälle — einen Paß, um die

---

le 29 Septembre, vous pouvez hardiment dire, que je suis bien gueri du ridicule et de la manie de rimer." Zu einem heitern Geburtstags-angebinde fehlte ihm nun bei der Unsicherheit seiner Lage wohl auch die Stimmung.

Schweizergrenze ungehindert zu überschreiten; denn nun verwehrte ihm das übellaunige und wetterwendische Verhängnis die Übernahme der langerstrebten und endlich gesicherten Stelle, weil Montesquiou möglicherweise Genf, zu dessen Schirm Bern und Zürich bereits Hilfstruppen geschickt, angreifen konnte, und Salis niemals gegen einen Teil des schweizerischen Staatenbundes Waffen tragen wollte, mochte dieser mit seinem engern Vaterlande auch in einem ziemlich lockern Zusammenhange stehen. Gleichzeitig traf ein Brief von Montesquiou an ihn ein, worin er ihm abermals einen Platz im Generalstab antrug und ihn zum Kommen aufforderte. Da der Angriff auf Genf nicht stattzuhaben schien, so packte er endlich seine Sachen und verließ Lyon, wo er drei Wochen auf eine Abklärung seiner Lage gewartet, am achten Oktober, nachdem ihn ein Wechsel von Hause in reisefähigen Stand gesetzt.

Schon am zweiten Reisetage drängte sich das erneute Gerücht von der beabsichtigten Belagerung Genfs als unangenehmer Begleiter auf und setzte ihn in peinliche Verlegenheit. Es wurde ihm leichter ums Herz, als sich die Savoyerberge vor ihm zu erheben begannen und die an den Bäumen emporrankenden Weinstöcke, die Kastanienwälder und Maulbeerbäume den mildern Himmelsstrich anzeigten, den er nun betrat. Aber schon hinter Pont schwang sich die Straße ins Gebirg hinauf und die Landschaft wurde wild und rauh. Der in Felsen gehauene Weg kletterte am Rand eines Abgrunds entlang, in welchem ein Wildwasser toste. Les Echelles, wo er nächtigte, mahnte ihn an heimatliche Bergtäler. Am 11. Oktober erreichte er den Grottenpaß, der, ganz aus lebendigem Fels gebrochen, sich zwischen turmhohen schwarzen Mauern erhebt. Hier wehte schon Alpenluft, die Bergspitzen waren angeschneit. In Chambery bekräftigte man ihm die Nachricht, daß Genf, da es sich der Aufnahme einer französischen Besatzung weigere, einem nahen Angriff ausgesetzt sei, und so hielt er, um Genaueres abzuwarten, einen Rasttag. Die sanftromantische Gegend labte sein Dichterauge, und die Erinnerungen an Rousseau, der hier einen Teil seiner Jugendjahre verlebt und die Stätten derselben unnachahmlich beschrieben hatte, erfüllten sein Herz. Er besuchte auch das damals einem Abbé gehörige Landhaus aux Charmettes, wo der berühmte Mann einst gewohnt hatte, und

fand es verwahrlost, den Garten vergrast und keine Inschrift mit einem Worte des Andenkens. Erst am 21. Oktober, denn dem Rasttag vom 12. war wegen des Ausbleibens von Nachrichten noch mancher gefolgt[1], nahm er die Weiterreise auf, entschlossen, die Armee vor Genf aufzusuchen, um im Falle eines Bruches mit der Schweiz unverzüglich ins Vaterland zu wandern, sonst aber dem General sich zur Verfügung zu stellen.

Als er am Abend des 23. im Generalquartier zu Landecy anlangte, sah er sich sofort in dem Wahn getäuscht, Montesquiou möchte ihm die gewünschte Entlassung erleichtern; vielmehr empfieng er den Eintretenden — übrigens wie dieser von altadligem Geschlecht, Anhänger der Freiheitsbestrebungen und Dichter[2] — mit den Worten: „Eh bien, Monsieur de Salis, nous n'avons la guerre ni avec la Suisse, ni avec Genève, vous restez avec nous; und Tags darauf wurde er den Offizieren des Generalstabs vorgestellt. Das Mißliche, das die Charge eines französischen aide de camp Landsleuten gegenüber für ihn mit sich brachte, drängte ihm ein kleiner Zufall deutlich auf und faßte gleichsam die Überlegungen mancher unangenehmen Stunde in ein greifbares Exempel zusammen, dem

---

[1] Am 15. schrieb er an Ursina: .... „Mein ganzes Verlangen nach meiner Heimath ist nur eine Sehnsucht — nach Ihrem Ofensteglein oder gar nach der Manschnizen-Hütte. An die letzte darf ich kaum denken — denn in allem Ernst, die süße Erinnerung kann mich rühren zu Thränen der Sehnsucht. Denken Sie, wie sich das schickte — mitten im Kriegsgetümmel, unter unsern von der Sonne schwärzgebräunten Grenadieren, schnurrbärtigen Reutern und blutgierigen Volontairs, von denen unser enges Chamberri wimmelt ..."

[2] Montesquiou-Fezensac (Anne Pierre, marquis de) lieutenant général, né à Paris en 1739, mort en 1798, fut d'abord menin des enfants de France, puis écuyer du comte de Provence (Louis XVIII), et fut nommé en 1780 maréchal de camp. Élu en 1789 député de la noblesse de Paris aux Etats généraux, il se réunit un des premiers au Tiers état. Chargé sous la république du commandement de l'armée du Midi, il occupa la Savoie en 1792; mais, ayant été peu après accusé sous un vain prétexte, il se retira en Suisse: il ne put rentrer en France qu'en 1795. Il avait composé plusieurs pièces de vers, de petites comédies d'amateur, assez agréablement écrites, des Mémoires et des rapports qui prouvent des connaissances étendues. Il fut reçu à l'Académie française en 1784.

(Bouillet, Dictionnaire Universel d'Histoire et de Géographie.)

ja möglicherweise andere, weit quälendere folgen konnten: er war bei Montesquiou, als ein Offizier der schweizerischen Armee erschien und Depeschen vom General Muralt überbrachte.

Am 25. begannen seine Funktionen, und da den Adjutanten oblag, die Kolonnen zu führen und Quartiere zu besorgen, so traf es ihn, weil das Lager von St. Julien aufgehoben wurde, ein Bataillon Freiwilliger in Crevin und Bossey unterzubringen, über welchem Geschäft er den ganzen Tag hin und herreiten mußte. Er selbst wurde im Schloße zu Crevin installirt, dessen herrliche Aussicht auf Genf ihn entzückte; auch seine Leute gefielen ihm wegen ihres guten Willens und Eifers. „Oh, c'est bon", hieß es allemal, wenn ihnen am Quartier oder Proviant etwas fehlte, „c'est pour le service de la patrie." Er blieb soviel wie möglich in seiner poetischen Soldatenwohnung, genoß die lachende Landschaft und vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Um die Wende zwischen Oktober und November giengen ihm zwei angenehme Briefe ein: einer zeigte ihm an, daß er und die beiden andern Hauptleute eine kräftige Genugtuung erhalten hätten, indem Bachmann, dessen Regiment den 19. September entwaffnet und entlassen worden war, ein Termin angesetzt worden sei, innerhalb dessen er Frankreich zu verlassen habe; in einem andern versprach der Vater, sich jedes Widerstandes gegen die Verbindung mit Ursina zu begeben. Sie selbst schrieb von der Liebe und Freundlichkeit, die ihr von den Verwandten ihres zukünftigen Gatten erzeigt werde. Dieser aber ließ die Geliebte wissen, wenn er auch nur einen Monat Urlaub bekommen könnte, so sollte es mit der Anrede Mademoiselle ma cousine ein Ende haben. Dagegen brachte der 13. November eine eben so unangenehme als wichtige Nachricht: Montesquiou war nach Genf geflohen, um sich der durch einen Kommissär von Paris drohenden Verhaftung — wegen seines angeblich zu wenig energischen Vorgehens wegen Genf — zu entziehen. Zwar blieb das Heer ruhig, aber Salis mußte nicht nur befürchten, daß die von dem Geflüchteten ihm in Aussicht gestellte Raschheit des Avancements, sondern auch der vom General mit Genf abgeschlossene Vertrag leiden würden. In der Tat gieng in der zweiten Hälfte des Monats das Gerücht, die schwere Artillerie rücke wieder vor. Bevor er indessen einen raschen Schritt tat

und die Entlassung begehrte, sprach er mit dem Chef des Generalstabs, wobei er erfuhr, es sei beschlossene Sache, das Abkommnis mit Genf anzuerkennen, wenn die Schweizer ihre Truppen zurückzögen, was wirklich auch geschah. Am siebenten Dezember trug man ihm eine Oberstlieutenantstelle in seinem Bataillon an; er schlug sie aber aus, weil „unter den damaligen Umständen eine Stelle um so mißlicher war, je höher sie schien.“ Am 14. Dezember erhielt er, denn die Campagne war nunmehr zu Ende, vom Generalstabschef die Zusage, man wolle für seinen wegen häuslicher Angelegenheiten — er hatte die durch den Tod der Mutter nötig gewordene Regelung der Erbschaft vorgeschützt — schon verlangten Urlaub Genehmigung auswirken. Sein Bataillon marschirte am 15. nach Chambery ins Winterquartier, er aber bekam seinen Urlaubspaß und mußte versprechen, im Frühjahr wiederzukehren. Freiwillig entsagte er dem Sold für die Zeit, während welcher er bei der französischen Armee gestanden, um zu beweisen, daß weder Eigennutz noch Ehrgeiz ihn bewogen, unter die französischen Fahnen zu treten und im Dienst der Freiheit diesen Teil des Feldzuges mitzumachen. Freilich vermochte ihn weder das rühmliche Zeugnis, das ihm der Generalstabschef ausstellte, noch sein politischer Optimismus darüber zu täuschen, daß ihm ein schöner Traum zerronnen war: die Freiheit hatte auch diesen uneigennützigen und begeisterten Anhänger ernüchtert; als er Schweizerboden unter den Füßen spürte, schrieb er unterm 25. Januar 1793 an seine Geliebte: ... „auch Frankenfreiheit war nur ein Schatten, den blutgierige Hunde besudelten; eine Freiheit, die ich mir einst schön und hold dachte wie meine Berenice, die aber je länger je unwürdiger ist, mit einem Engel verglichen zu werden ... Frankenfreiheit ward Cromwellisch.“

Nun war er frei; da aber der Vater wieder eine ablehnendere Haltung einnahm, so beschloß Salis, sein Vaterland vorläufig zu meiden und in Erwartung besserer Kunde Matthisson heimzusuchen. Am drittletzten Tage des Jahres traf er in Vevey mit ihm zusammen, am letzten begaben sie sich nach Grandclos in das Haus des Kaufmanns Scherer, dessen Kinder Matthisson zu unterrichten hatte — „die lieblichsten, sanftesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe“, schreibt Salis.

Vom Sterbebett der Mutter im Bothmar war der letzte Brief datirt gewesen, den Matthisson von seinem Freunde erhalten hatte. Wiewohl die drei Episteln, die er als Antwort nach Frankreich abgehen ließ, ohne Rückäußerung blieben, zweifelte er nicht an der Unveränderlichkeit des treuen Herzens und nahm an, „Sturm und Drang, Ebbe und Fluth der Weltbegebenheiten“ hätten Salis verhindert, zur Feder zu greifen. Als er Ende November 1792 der Möglichkeit eines Wiedersehens gegenüberstand, brach er in hellen Jubel aus und schrieb im Dezember: „Wir werden uns sehen! Unaussprechlich ist die Seligkeit, welche diese erneute Versicherung meines nahen Glücks über mich ausgießt! Nein, mein Salis, Du hast mich nicht in den schönen Hoffnungstraum gewiegt, ohne seiner Erfüllung so gewiß zu sein, als unter gegenwärtigen Umständen möglich ist. Unser Wiedersehen ist die einzige Glückseligkeit, die ich vor meiner Frühlingsreise noch vom Schicksal erwarte.“ Er hatte aber den Tagen der Vereinigung eine ganz bestimmte Aufgabe gestellt, die Vorarbeit für eine Herausgabe der Gedichte seines Freundes: „Ich fordere Dich noch einmal, im Namen meines Vaterlandes, dessen Lieblingssänger Du bist, auf, Deine Gesänge zu sammeln oder durch mich sammeln zu lassen. Du weißt nicht und ahnst vielleicht kaum, wie allgemein jeder Leser von Sinn und Gefühl Johnsons Urtheil von Gray auf Dich anwendet: „Deine Lieder sind reich an Bildern, die einen Spiegel in jeder Seele finden, und an Gedanken und Empfindungen, die jede Brust wiederhallt.“ Nur dann könnte diese wiederholte Aufforderung indiscret scheinen, wenn sie nur meine und nicht die Stimme eines ganzen Publicums wäre, dem Du als Dichter so theuer wurdest.“ Die Angelegenheit blieb bis zur Zusammenkunft der Freunde unentschieden.

Nach den drangvollen Erlebnissen des letzten Jahres athmete Salis an den stillen Gestaden des schönsten Sees auf, und der Freund unterließ nicht, ihm alle Reize der Umgegend zu zeigen — denn Salis selbst war nie über Vevey hinausgekommen —, sie besuchten den Pisse-vache, fuhren in die unterirdischen Gewölbe der Salzquellen von Bex, brachten im Felsenkeller zu Chillon Bonnivard ein Totenopfer und begiengen in einem Gartenkabinet, wo er zu arbeiten pflegte, Hallers Gedächtnisfeier. Auf dem

Kirchhof von Montreux hatten sie während eines schönen Sonnenunterganges eine unvergeßliche Unterredung über Trennung, Tod und Fortdauer, wobei sie zur Überzeugung gelangten, daß „Verbindungen, welche den erkenntnisfähigen Teil unseres Wesens vereinigen, aller Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, ewig unzerstörbar bestehn.“ So oft aber Schneeschauer und Winterstürme die Freunde vor den Kamin bannten, waren ihre meisten Stunden den Musen geweiht.[1]

Ende Januar trennten sie sich in Clarens. Sie hatten die Gedichte druckfertig gestellt.

XIII. Die Gedichte.

Das Jahr 1793 brachte Salis drei Gaben: es löste ihn endgiltig vom Dienst der fränkischen Armee und damit vom Fremddienst überhaupt, es vereinigte ihn mit Ursina und ermöglichte ihm die Sammlung der Lieder. Sie erschienen unter dem Titel: „Gedichte von J. G. von Salis. Gesammelt durch seinen Freund Friedrich Matthisson. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie“, 1793 in einem Oktavband von 105 Seiten, auf starkes Papier vornehm gedruckt, wie man es damals mit poetischen Novitäten tat, da man die Bücher wesentlich noch für die vermöglichen und reichen Leute herausgab.[2] Während ein kleines Kupfer, Bäume neben einem Wasserfall, die Sammlung schloß, eröffnete sie ein größeres Bild, ein von zwei mächtigen Bäumen

[1] Briefe von Friedrich Matthisson I. Thl. 20 ff, und Erinnerungen, Seite 171.

[2] Matthisson schrieb am 8. März 1791 aus Lyon: „Die Taschenausgabe Deiner auserlesenen Gedichte ist vollendet! .... ein zierliches Büchlein! rother Corduanband mit vergoldetem Rücken und Schnitt.“ Es ließ sich weder ein Exemplar dieser Ausgabe noch eine weitere Nachricht finden, so daß die Vermutung nahe liegt, es handle sich bloß um eine geschriebene Sammlung, die M. zu seinem Privatgebrauch herstellte oder herstellen ließ.

halbverstecktes Bauernhaus darstellend, womit Matthisson so unzufrieden war, daß er, bildlicher und kräftiger als gewöhnlich, den Dichter fragte, was denn das Hundehäuslein vor dem Tempeleingang zu bedeuten habe. Er hatte auch die Vorrede geschrieben, „um dem Publikum über den Himmelsstrich, unter welchem diese Blüthen eines edeln Geistes sich entwickelten, einige Winke zu geben, die er ihm schuldig zu sein glaubte." Er hielt sich übrigens bescheiden und vorsichtig, wohl schon aus dem Grunde, weil Salis eine Lobpreisung irgend welcher Art nicht geduldet hätte.[1]

In spätern Auflagen standen noch eine Reihe von neuen Gedichten, aber den geschlossenen, vollkommen einheitlichen Charakter des Büchleins vermochten sie nicht mehr zu ändern. Eines sprang sofort in die Augen, dem Verfasser und Herausgeber am meisten, daß diese Schöpfungen eine auffallende Übereinstimmung mit denjenigen Matthissons aufwiesen. Vielleicht kennt die Literatur keinen zweiten Fall von so überraschender Ähnlichkeit der Physiognomie zweier Dichter, von denen doch keiner ein eigentlicher Nachahmer des andern ist, sondern jeder in seinen eigenen Schuhen steckt. Dieses gleiche Gesicht rührte davon her, daß sie beide von einem Dritten beeinflußt waren, doch nur so weit, als es sich mit einem ausgeprägten Grad der Selbständigkeit vertrug. Salis selbst bezeugt diese Verwandtschaft in dem Gedichte „Die Wehmuth":

Du neigst, wo Gräber grünen,
Dein Ohr zu Hölty's Ton,
Pflückst Moos von Burgruinen
Mit meinem Matthisson.

Alle drei repräsentiren eine außerordentlich mächtige Strömung jener Zeit, jeder in der besondern Färbung seiner Individualität: sie sind die Sänger der Sentimentalität, der zarten Wehmut, sie sind ausgesprochen elegische Naturen.

Klopstock war es in der deutschen Literatur zuerst, der die zartesten, ahnungsvollsten Gefühle und Stimmungen der Wehmut auf landschaftlichem Hintergrund zum Ausdrucke brachte, und seine

---

[1] Noch 1807, als die Vorrede „wegen veränderter Umstände" weggelassen werden sollte, schrieb er an Füßli: „so ungern ich auch Matthissons klassische Worte aufopfere."

beiden Oden „Die frühen Gräber“ und „Die Sommernacht“ zeigen in dieser Beziehung den vollendeten Meister und gehören zu seinen wenigen Gedichten, die uns heute noch so stark berühren wie seine Zeitgenossen. Zu diesem Hange, sich melancholisch in die Landschaft zu versenken, gesellte sich der tiefe Drang, aus den ungesunden, konventionellen Verhältnissen der Gesellschaft zu den einfachen Zuständen natürlicherer Zeiten zurückzugelangen; darum errang Salomon Geßner mit seinen Idyllen so weitreichenden Erfolg, weil er ideale einfache Menschen auf zartem arkadischem Hintergrund heraufzuzaubern wußte.

Der Hinblick auf einen frühen Tod und das Verweilen in einfachen ländlichen Verhältnissen stärkten in Hölty die Lust schwermütiger Naturbetrachtung und elegischer Hingabe an landschaftliche Reize, so daß er einen wesentlichen Zug Klopstocks und Geßners zu einer lebendigen Ganzheit verband, während ein gleichfalls fühlbarer starker Einfluß der Anakreontiker und Bürgers seiner innersten Natur so wenig entsprach, daß er ihn wohl überwunden oder doch gemildert haben würde, wenn ihm ein längeres Leben das Ausreifen seiner Kunst vergönnt hätte; originell und wirkungsvoll erscheint er nur in der sanften Schwermut, in der melancholischen Schilderung der Natur. Seine Balladen und tändelnden Liebeslieder haben wenig Selbständiges. Matthisson verstand das beliebte und dem Zeitgeist außerordentlich genehme Genre salonfähig zu machen, indem er Höltys einfache Weisen ins Pathetische übertrug und mit einem anspruchsvollen Apparat kunstvoller und ausgesuchter Schilderung und wohlklingender Sprache ausstaffirte. Aber ihm fehlt die Ursprünglichkeit, er treibt die Sentimentalität oft ins Süßliche, und seine landschaftliche Schilderung, die Schiller allzusehr rühmte, wird nur zu oft Selbstzweck.

Es lag Salis fern, schon wegen seiner persönlichen Verehrung für seinen Freund, die sprechende Ähnlichkeit zwischen seinen und Matthissons Gedichten irgendwie in Abrede stellen zu wollen. Aber er hat seinen Ton gefunden, bevor er Matthissons Person oder Geisteskinder kennen gelernt hatte; er hob in der Vorrede zur vierten Auflage hervor, seine Gedichte seien „aus freiem Naturtrieb entkeimte Blüthen.“ Es dürfte im Gegenteil, wiewohl Matthisson rücksichtlich der Geburt und der Herausgabe der Gedichte um ein

Jahr voran stand, kaum zu bestreiten sein, daß er, wie sich aus dem Briefwechsel ergibt, in höherm Grade der Empfangende war als Salis. Er empfand die Vorzüge des Schweizers gar wohl und suchte sie zu erreichen, er beneidete ihn unverhohlen um eine gewisse Ursprünglichkeit der Sprache und Eigenheit der Empfindung. Wie oft ihn einzelne Gedichte zur direkten Bearbeitung des nämlichen Stoffes antrieben, läßt sich nicht in allen Fällen nachweisen, aber Matthisson bezeugt einmal, er habe der „Kinderzeit" von Salis wetteifernd ein Gedicht von gleichem Inhalt und gleichem Titel an die Seite gestellt. Ein geriebener Techniker und Tiftler, wie er war, der mit allen äußerlichen Mitteln arbeitete und ans Ziel zu gelangen suchte, warf er aufmerksame und begehrliche Blicke auf Salis' Reime und gestand im Jahr 1793, daß er die Hand nach einem derselben ausgestreckt habe: „Ich habe unsere 999 Mailieder noch mit einem tausendsten vermehrt. In selbigem war nun folgender Reim, nach welchem meine Diebsfinger schon lange juckten:

> Schlüsselblumen und Ajugen
> Sprossen um der Haine Rand,
> Farrenkräuter in den Fugen
> Der bemoosten Felsenwand.

Die Zartheit meines Gewissens ist einzig Ursache, daß ich diese Stanze wieder durchstrich und Dir hiemit die Ajuga mit allen daran haftenden Gerechtsamen wieder zurückgebe, mich auch anheischig mache, nie weder in gebundener noch ungebundener Schreibart von derselben Gebrauch zu machen und mich ihrer nicht anders, als zum Gurgelwasser zu bedienen."

Während sich zwischen den gleichfühlenden und gleichgesinnten Freunden keine Linie ziehen läßt, die das Empfangene und Geschenkte sicher abzirkte, steht es außer Frage, daß Salis von Hölty starke Einflüsse erfahren hat. Weil nicht auszumachen ist, ob er schon aus Zeitschriften Lieder des Frühverstorbenen kennen lernte, so muß der Beginn dieser Einwirkung in jene Zeit verlegt werden, wo er seine ersten Flüge schon gewagt hatte, nämlich in die Jahre 1782 und 1783, da er nach einer Aufzeichnung des Tagebuchs in jenem die Geislersche, in diesem die von Fr. L. v. Stolberg und Voß gemeinsam besorgte Ausgabe der Höltyschen Gedichte

las.[1] Das idyllisch-friedliche Wesen derselben, die sanfte Wehmut, die melancholische Vertiefung landschaftlicher Stimmungsbilder, die Lust am Landleben und der Preis einfacher Sitten und Verhältnisse mußten seine verwandte Seele anmuten und seinem Geist als jene Kunst erscheinen, die seinem Wünschen und Können am angemessensten erschien; und indem diese Lieder in der Tiefe seines Talentes manchen verwandten Laut wachriefen, gaben sie ihm Anlaß zur kleinlichen, niederländernden Schilderung der Landschaft. Hölty hat über ein halbes Dutzend Frühlingslieder geschrieben, Salis fünf, von denen er eines nicht in die Sammlung aufnahm. Wiewohl die Schilderungssucht jener Zeit und die seit Brockes noch nicht gänzlich unterdrückte Neigung zur peinlichen Kleinmalerei ihre Hand im Spiel gehabt haben mögen und die Natur des Stoffes manches Gleichmäßige mit sich brachte, so dürften doch gewisse Parallelen bei Salis nicht spontan entstanden sein. Hölty singt in seinem Mailied:[2]

Blumen wehn, vom West gefächelt,
Gelb und roth, auf grüner Flur;
Um die kleinen Nester hüpfend,
Singt der Vögel Chor im Hain;
Und der kalten Tief' entschlüpfend,
Spielt der Fisch im Sonnenschein.

Blau und golden schwebt der Aether
Im bebüschten Gartenteich;
Bäume, weißer hier, dort röther,
Spiegeln ihren Blüthenzweig.
Durch die Blüthen, durch das grüne
Blumenthal, vom Sonnenschein
Ueberstrahlet, summt die Biene,
Sammelt süßen Nektar ein.

Daneben sieht Salis' „Merzlied" verwandt genug aus:

Hier an rothen Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
. . . .

---

[1] In ein Exemplar dieser 1783 erschienenen Ausgabe, das er 1784 erwarb, zeichnete er folgendes ein: „Süße Melancholie, sanfte trübe Schwärmerei; starker Ausdruck; Grazie, Anmuthige, aber nicht sehr abwechselnde Gemälde. Ländliche Szenen, wenig Erhabenes und fast nie einen Odenschwung."

[2] Gedichte von L. H. Ch. Hölty. Herausgegeben von Karl Halm. 869. p. 139.

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen;
. . . .
Mücken, die im Reigen schweben,
Lerchen, hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm.

Seht! Erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum; u. s. w.

Noch stärker deuten einige Stellen von Salis' allererstem und gar nicht in die Sammlung aufgenommenen Gedicht „Mailied“ auf Höltys eben zitirte Partien:

Belaubt ist schon der Blüthenbaum
Und dämmernd die Allee.
Der Lerche Lied, der Wachtel Schlag
Begrüßt den schönsten Frühlingstag.
Aus vollgeschwollnen Knospen dringt
Manch Blümchen gelb und blau;
Um jedes zarte Gräschen schwebt
Ein Mückenheer im Tanz;
Laut plätschern, unterm Erlenbach,
Forellen in dem Kieselbach.

Auch das „Winterlied“ der beiden Dichter zeigt in der Haltung und in Einzelheiten solche Ähnlichkeiten, und das vielzitirte — es steht in Salis' „Frühlingslied“ —

Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin,

dürfte wohl seinen Ursprung einem Passus in Höltys „Mailied“ verdanken:

Heller blühn der Liebe Rosen
Um den Mund der Schäferin;
Schäferin und Schäfer kosen
Manche goldne Stunde hin.

Wichtiger als solche äußerliche Einzelheiten, an denen Salis gewissermaßen Sprachübungen[1] machte, ist der Gleichklang der

[1] In seinem 1784 erworbenen Handexemplar der Höltyschen Gedichte zeichnete er auf einem leeren Blatte alle Maße der von Hölty angewandten antiken Strophenformen auf; fünfzig Jahre später waren das letzte, was er kurz vor seinem Tode las, Höltys Gedichte.

verwandten Seelen, das gleiche Gebaren und Gehaben des Geistes überhaupt, so daß Voß, der Höltys vertrauter Freund gewesen, im Jahre 1789 in Salis den „neuerstandenen Hölty" begrüßte. Und dennoch bestehen zwischen beiden sehr merkliche Unterschiede. Hölty ist im Grunde eine fröhliche Natur, ein lachendes Kindergemüt, dem die Wehmut neben der Freude gar wohl ansteht, Salis dagegen ist der geborne Melancholiker, von ernster, beschaulicher, bei aller Freundlichkeit von gemessener Art. Gedanken an Tod und Grab und die Vergänglichkeit des Irdischen füllen seine Brust häufig in Augenblicken poetischer Conception. Wo er von Lust und Wonne singt, und es geschieht nicht oft, singt er Lust und Wonne andrer, der Schnitter, der Pflüger, der Landmädchen, der Fischer u. s. w., für sich selbst schlägt er vorwiegend wehmütige Töne an. Es gefällt ihm an Berenice, daß die jüngste der Grazien den dunklen Kranz von Sinnviolen sanfter Melancholie ihr auf die Stirne drückte. Er besingt die Wehmut, die den Sänger weiht, die sich gerne zur Kinderzeit zurückträumt und das, was Erinnerung schildert, mit stillem Gram verbrämt. In den Kahn seines Lebens steigt mit der Ergebung die süßlächelnde Melancholie, verklärten Schmerz in trüben Zügen. Er wendet sich gerne zur Vergangenheit und blickt melancholisch in die Zukunft, er sucht das Glück in entflohenen Zeiten und in den kommenden Tagen, selten in der Gegenwart. Ihm ist die Gefährtin süßer Wehmut die Erinnerung, die mit rückwärts gewandtem Gesichte lächelt, die das Vergangene betrachtet, wie Bräute des Bräutigams Bild. Sie erscheint ihm oft durch Tränen lächelnd, und kost vertraut und lange mit ihm; sie, die sinnende Trösterin, bleibt ihm, während der Gegenwart Freude rasch entweicht. Sie spricht mit ihm an Gräbern, die schon höheres Gras umwallt; und nicht umsonst ist sein bekanntestes Gedicht ein Lied über das Grab. Erinnerung und Wehmut geben ihm jene schönen Heimwehlaute ein, die das Lied eines Landmanns in der Fremde durchzittern. Während Hölty gerne den aufleuchtenden Morgen und den glänzenden Tag feiert, die Lust und Pracht der Welt schildert, vor allem Frühling und Sommer, verweilt Salis' Geist mit Vorliebe in den wehmütigen Abendstimmungen, und unter den Jahreszeiten spricht ihn der ernste Herbst zumeist an. Seine „Monodie am Meer bei Havre"

ist ein Abendgedicht, auch die Szene im Lied beim „Rundetanz“ verlegt er in die Augenblicke der hereinbrechenden Nacht; bei andern deutet schon der Titel zur Genüge auf den Inhalt: der Herbstabend, die Herbstnacht, Abendwehmuth, Abendsehnsucht, das Abendroth, Abendbilder, Herbstlied.

Der schwermütige Dichter, den mehr als das Blühen und Wachsen das Erlöschen und Verbleichen im Leben der Natur und des Menschen bewegte, hieng seinen Gedanken gerne auf einsamen Spaziergängen nach. Er wählt sich, so schildert er es im Gedichte „Entzogenheit“, einsam gehend den Eichwald zum Aufenthalt und das verschlungene Gebüsch zur Klausenzelle. Die nahe Wüstenei ist der stillen Phantasie lieb, sein Herz erweitert sich im engen dichten Wald. Er schätzt sich glücklich in der Entzogenheit, sie birgt seine Tränen und die Wonne der verschämten Empfindung vor der Schmähsucht; er preist des Weltlaufs süße Vergessenheit, welche die Menschen flieht, um sie mehr zu lieben. Er lobt ein Tal um seiner Einsamkeit und landschaftlichen Schönheit willen, noch mehr aber darum, weil hier kein Neider und Spötter lauert, weil hier Genügsamkeit das Schiff der Ehrsucht an Blumenküsten festband, weil hier Gerechtigkeit des Landmanns Trift teilt und Freiheit herrscht, wo gute Menschen wohnen. Gleich Horaz, den er wie den geistesverwandten Gray fleißig las, „liebt er den Hain und flieht die Städte.“ Wenn Hölty sagt: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“, so ruft Salis aus:

Wie süß sich zu sonnen,
Den Städten entronnen,
Auf luftigen Höhn.

Mit seinen Zeitgenossen suchte er Einfachheit und Unschuld in den ländlichen Hütten und hielt als Poet an diesem Glauben fest, obgleich er, auf dem Lande aufgewachsen, wohl wissen mochte, wie weit auch hier Ideal und Wirklichkeit von einander abstanden. Sein letzter Wunsch geht dahin, an der Seite der Geliebten ein Leben in ländlicher Stille führen zu dürfen, das er sich reizend genug ausmalt: das Gärtchen wollte er eigenhändig mit ihr bebauen; ein Röhrenbrunntrog sollte ihnen statt der Gartenteiche und Kanäle dienen, durch ein Gatter von Pfählen würde er, statt durch Marmorsäle, ins traute Kämmerlein der Geliebten eilen; im Duft

blühender Bohnen hofften sie unter Pappeln eine Bretterbank zu errichten, von Milch, Honig und Gemüse zu leben, mit den Dorfmädchen wollten sie nach dem Schall der Weidenpfeife einen Maientanz beginnen, der ihnen mehr als Maskenball wäre, sowie ihnen ein Pfänderspiel im Grünen über den Prunk einer Bühne gienge. Ähnlichen Wünschen gibt er in der Elegie an die Ruhe rührenden Ausdruck. Er strebt möglichst zu leben wie ein Landmann, denn das Leben eines solchen dünkt ihn das glücklichste und natürlichste. Er hat es im „Lied eines Landmanns in der Fremde" lieblich und leicht idealisirt gezeichnet und schildert in der „Tochter des Landes" das Tun und Treiben eines Landmädchens. Sie ist ein glückselig Kind, weil ein Nelkenstock ihr Begehren befriedigt, glückseliger noch, wenn sie, statt sechszehn Ahnen sechszehn Lenze zählend, ihr Haupt mit Kränzen goldener Primeln, die Brust mit Violen schmückt. Um ihre Schläfe drängt sich niedlich die Haube, ihr Haar, das sie wie die Najade im Quell zu waschen pflegt, legt sie, unentweiht von Puder und Pomade, in lose Flechten. Die Häuslichkeit birgt sie in grünen, vom Sonnenstrahl umblinkten Hallen und die Unschuld wirft den Schleier der Vestale um ihre Hirtentracht. Hier stört eine rosenwolkige Schönfärberei den poetischen Eindruck und das geschieht noch mehr, sobald Salis, darin ein Schüler Rousseaus, gegen Unnatur, Unsitte und Schnörkelei zu Felde zieht, was ihm nicht recht zu Gesicht steht, weil seinem im Grunde sanften und versöhnlichen Wesen der harsche Ruf und geharnischte Schritt der Empörung fernliegt. Es streift schon nahe ans Komische, wenn er singt:

Unterm Strauch voll Hagenrosen
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir so traulich kosen,
Wie auf seidnem Kanapee,

oder wenn er im nämlichen Gedicht ausruft:

Ha, bei solchem Göttermahle
Säßen wir wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schaale
Nur aus weißem Buchenholz.

Auch klingt es wie eine damals beliebte Phrase, wenn die Landmädchen ihr Lied folgendermaßen anheben:

Seht, Gespielen, seht, die Flur
Blühet nur,
Um der Unschuld zu gefallen.

Unbestreitbar wurde er in diesen Dingen von der zeitgenössischen Mode am Gängelband geführt, aber in guten Treuen glaubte er von ihr auf rechten Pfaden geleitet zu werden. Das macht sein Gesicht so anziehend, daß kein gekünstelter oder gar falscher Zug darin ist. Den Kampf für einfache Sitten und Verhältnisse nahm er als eine ernste Sache, die Weltflucht, das Hangen und Schweben in schwermütiger Sentimentalität war ihm völlig eigen; das Heimweh, dem er so oft beredten Ausdruck verleiht, hat er selbst getragen und den Liebeskummer selbst erlebt, den er besingt; es bleibt für ihn charakteristisch, daß in seinen Liedern keine andern Haare wehen, als die blonden seiner Ursina, und daß keine andern Augen darin erglänzen, als die blauen Augen seiner Braut.

Nach dem Erscheinen der ersten Auflage hat er noch eine Handvoll philosophischer Gedichte verfaßt, ganz unzweifelhaft von Schiller beeinflußt, wie die folgende Strophe zur Genüge dartut:

Schöpferin beseelter Töne!
Nachklang, dem Olymp enthallt!
Holde, körperlose Schöne,
Sanfte, geistige Gewalt,
Die das Herz der Erdensöhne
Kühn erhebt und mild umwallt!
Die in innrer Stürme Drange
Labt mit stillender Magie,
Komm mit deinem Sühngesange,
Himmelstochter, Harmonie!

Wiewohl diese Poesien nicht gerade sein Bestes sind — denn das philosophische Pathos kleidet ihn nicht — so gehören sie doch zur Abrundung seines Bildes, weil sie die geschlossene, in manchem Kampf erworbene Weltanschauung des Dichters wiederspiegeln: den unerschütterten Glauben an das Gute und Rechte, trübe, doch mannhafte Resignation und volles Gottvertrauen.

Es gehört im strengen und engen Sinne zu dieser Wahrhaftigkeit, daß in seinen Gedichten beinahe gar nichts literarische Reception und Residuum seiner Lektüre ist, so starke Einflüsse er auch von einer bestimmten Richtung empfieng, daß vielmehr alles

auf wirklichem innerm oder äußerm Erlebnis beruht. Freilich griff er von diesen Erlebnissen nur das auf, was in den Rahmen eines bereits ausgebildeten Genres paßte, das nur über einen beschränkten Stoffkreis verfügte und keine realistischen Anflüge zeigte, vielmehr in menschlichen Dingen zu einem gewissen Schematismus hinneigte. Und doch hat Salis nach einer Seite hin Realismus gesucht und gefunden, nämlich in der Schilderung der Landschaft und ihrer Flora. Wie Matthisson reiht er sorgfältig einen der Natur abgelauschten Zug an den andern, um durch genaue Kleinmalerei die Stimmung hervorzubringen:

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
  Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich mattversilbert glimmt
  Durch zarten Nebelduft;
Die Gluth, vom Hirtenkreis umwacht,
  Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
  Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte graue Schatten wirft
  Schräghin das Kirchhofthor.

Er versucht auch, wiewohl er sich von der traditionellen Modelandschaft — Ebene mit stillen Weihern, verschatteten Fichten-, Buchen- und Birkenwäldern und zitternden Espen — nicht ganz zu befreien vermag, doch gewisse individuelle Striche hinein zu bringen, die das Bild einer bestimmten Gegend zeichnen, so z. B. in der Monodie, wo er die Gegend um Havre, in der Abendsehnsucht, wo er die Gegend um Arras, in der Elegie an mein Vaterland, wo er die Reise von Zürich nach der bündnerischen Heimat und diese selbst schildert. Es geschieht mitunter, daß er sich in dieser Detailmalerei vergreift, indem er direkt einen malerisch-technischen Ausdruck anwendet. Er sagt:

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade
Mit zartem Grau;

Hinter jenes Kirchhofs Gittern
Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Und mit dunkelm Violette
Malt die Kette
Schroffer Schneegebirge sich.

Die Detailmalerei verlegt sich ganz besonders auf die Blumen; im Gedichte Berenice erscheinen: Kirschenblüthenreiser, Wiesenanemonen, Cytisus, Narzissen, Angerklee, Gras, Lotus, Violen und Geisblatt, im Frühlingslied Aurikeln, Maienreischen (Maiglöckchen), Tulpen und Geisblatt. Gelegentlich macht er in den Anmerkungen zu den Gedichten die Anregung, es wäre kein unverdienstliches Unternehmen, namentlich zum Besten der Dichtkunst, die oft geschmacklosen und pöbelhaften deutschen Namen der meisten Blumen durch edlere und wohlklingendere zu ersetzen.

Dies Streben hängt mit seinem feinen Sprachgefühl zusammen, das ihn überall nach dem wohlklingendsten, bezeichnendsten und eigenartigen Ausdruck suchen heißt. Matthisson sagte in der erwähnten Vorrede zu den Gedichten, Salis habe mit der Sprache gerungen wie Winkelmann und Haller, und teilte seinem Freunde mit, er lege gerade auf diesen Passus einen großen Wert. In der Tat hat Salis schwer und langsam gearbeitet und mit großem Fleiße geändert und gefeilt, so daß das kleinste seiner Gedichte eine völlige Durchbildung und die ganze Sammlung den Charakter ebenmäßiger Formvollendung zeigt. Seine Briefentwürfe, selbst die an Matthisson, wimmeln von Korrekturen; in seinem Handexemplar hat er oft für einen einzigen Vers zwölf Varianten aufgezeichnet und schließlich doch an der ursprünglichen Fassung festgehalten. Er trachtete nach einem möglichst einfachen und schlichten Ausdruck, vorab in den rein lyrischen Gedichten, und konnte sich, selbst auf die Gefahr hin, Helveticismen zu wählen, deren er einige aufweist, zugleich kaum genug tun, matte Wörter und Wendungen jeweilen durch bedeutendere und kräftigere zu ersetzen. Wenn ihm dies auch nicht immer gelang, so erreichte er doch mitunter eine schöne und eigene Bildlichkeit, wie z. B. in der folgenden Strophe:

> Mag immerhin der Strom entgleiten,
> Der meines Lebens Kahn entführt,
> Indeß der Bord der Jugendzeiten
> Sich mir in Fernungsduft verliert.

Sein Hauptaugenmerk richtete er auf das sangbare Lied, worin er auch sein Bestes geleistet hat; er wurde sehr häufig komponirt und gibt sogar in einigen Ausgaben ein Verzeichnis der Kompo-

sitionen.[1] Des Reims entschlug er sich nur in wenigen antiken Odenformen; wo er ihn wählte, reimte er durch.

So liebe und herzliche Töne Salis auch trifft, seine Poesie, und die ganze verwandte Richtung mit ihr, krankt an einem unheilbaren Fehler: sie bringt die Gefühle nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch das Landschaftliche zum Ausdruck. Eine Verwandte der Brockesschen Dichtung, schleppt sie einen umständlichen Apparat der Schilderung mit, wie er im „irdischen Vergnügen in Gott" spielt. Salis und seine Geistesverwandten bringen es nicht dazu, ein Stimmungsbild zu schaffen, indem sie die Landschaft mit wenig Strichen personifiziren. Aus der detaillirten Schilderung resultirt eine ausgesprochene Einförmigkeit und Armut dieser Poesie; denn die Empfindungen, wie Schiller bemerkt, „welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig." Die an die landschaftliche Beschreibung anknüpfende Empfindung steht voran, die Erfindung ist beinahe null. Es sind bei Salis wenige Gruppen von Motiven und diese Motive sind nicht ergiebig, weshalb die einzelnen Glieder dieser Gruppen unter sich wieder eine bedenkliche Ähnlichkeit zeigen. Salis verfügt über gar keinen Witz oder Humor und den völligen Mangel an epischer Begabung hat er früh erkannt, nachdem er sich mit der, übrigens nicht in die Sammlung zugelassenen Ballade Fontana auf das erzählende Gebiet gewagt, um es nicht wieder zu betreten.

Das weltfremde Wesen, die übertriebene Abkehr von der Wirklichkeit und das Schwelgen in sentimentalen Gefühlen sind Züge einer Jugendpoesie, und in der Tat hört die Leyer solcher Geister auf zu tönen, sobald der Sänger ein Mann wird. Was bei längerer Lebensdauer aus Hölty geworden wäre, vermag freilich niemand zu sagen; aber Matthisson hatte nach seinem dreißigsten Jahre eigentlich nichts mehr zu sagen und Salis ergieng es ebenso. Da hieng er seine Harfe kurzweg an die Wand und erklärte selbst, sein Liederquell sei versiegt:

---

[1] Schon drei Jahre nach der ersten Auflage der Gedichte erschien eine kleine Sammlung einiger Kompositionen: VI Gedichte von J. G. v. Salis. Dem Verfasser gewidmet und in Musik gesetzt von Ernst Haeussler. Zürich 1796.

Am Sommertag des Lebens
Verstummt das Saitenspiel . . .
Durch Forschen und Erfahren
Verhallet' und versiegte
Des Liedes reiner Quell.

In dem Lied „Abschied von der Harfe", in welchem diese Stelle steht, macht er den Versuch, seine poetische Tätigkeit in Perioden abzuteilen, indem er sagt, seine Harfe habe im Morgenschein des Lebens hell und rein geklungen, in spätern Jugendjahren schon zart und bang wie Finkenschlag im März und sei am Sommertag verstummt. In der Tat steigert sich der schwermütige Ton mit den zunehmenden Jahren und die Reflexion drängt sich vor, so daß man eine Entwicklung und Veränderung des poetischen Wesens wohl bemerken kann.[1] Er hat nicht viel mehr als etwa ein halbes Hundert Gedichte verfaßt und bewahrte sich davor, durch Verwässerung und Wiederholung sein eigener Nachtreter zu werden.

Eine neue Poesie vermochte Salis nicht zu schaffen, es war ihm sogar nicht beschieden, die schon vorhandene, die er nachfühlte und nachgestaltete, um ein Nennenswertes zu bereichern. Er war Soldat, er lebte in einer Weltstadt, er sah die Vorboten der Revolution und diese selbst mit allen ihren Greueln, er erlebte den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, von deren stürzenden Trümmern er selbst verletzt wurde, er stand auf dem Schlachtfeld und betätigte sich Jahrzehnte lang an der politischen Leitung und der Verwaltung seines Heimatlandes; aber von dieser Fülle von Eindrücken, die er vor den geistesverwandten Mitsängern Hölty und Matthisson voraus hatte, fiel für seine Dichtung beinahe nichts ab. Nicht die Last der Ämter, wie er mehrmals betonte, hinderte ihn an eingehenderer Beschäftigung mit der Poesie und an stärkerer Produktion, sondern die Schranken seines Talentes. Mochte er sich übrigens durch den Druck seiner Amtspflichten in der Entfaltung seiner Musengaben beeinträchtigt fühlen, er selbst war

[1] Schon 1807 wünschte er anläßlich einer neuen Auflage eine chronologische Ordnung der Gedichte und wiederholte 1808, als er eine abschließende Ausgabe ins Auge faßte, diesen Wunsch gegenüber Füßli: „Die Abschnitte in vier Zeiträume sollen die Uebersicht des Ganges meines Geistes und meiner Manier erleichtern und vielleicht eine Art Commentar zu meinem idealischen Leben abgeben."

der letzte, sein Talent irgendwie zu überschätzen. Er schrieb an J. R. Wyß: „Den Dichternamen im strengern Sinne des Wortes glaube ich nicht zu verdienen"; und als Heinrich Zschokke seine Dichtungen, namentlich „Das Grab", lobte, wies er dieses Lob mit den Worten zurück: „Ach; ich bin kein Dichter! Sehen Sie sich doch nur das „Grab" einmal an: was in der ersten Strophe steht, ist in allen folgenden nur variirt." Selbsterkenntnis und die ihm in allen Dingen eigene Bescheidenheit[1] bewogen ihn auch, bei der Auswahl der Gedichte mit großer Strenge vorzugehen und alle minder guten zu verstoßen. Seine stets bewährte Gewissenhaftigkeit trieb ihn an, dermaßen mit dem ihm verliehenen poetischen Pfund zu wuchern, daß er seine Leistungen gänzlich bis an die Grenze seiner Befähigung brachte und sich hier wie in allen andern Dingen als Mann von sittlichem Ernst und tüchtigem Streben erwies.

Die Kritik kam dem Liebenswürdigen liebenswürdig entgegen — wie oft und an welchen Orten[2], soll hier nicht näher erörtert werden; nur das sei erwähnt, daß sich Salis nie über Aussetzungen beklagte und daß sich überhaupt, was für ihn kennzeichnend ist, keine öffentliche noch private Auslassung von ihm über irgend eine Rezension oder einen seiner Kritiker findet. — Verschiedene seiner Gedichte wurden mehrfach übersetzt, so von Longfellow ins Englische.

Salis' Gedichte erlebten eine stattliche Reihe von Auflagen und verschiedene Nachdrucke. Die Lesewelt bewahrte ihm ihre Gunst

---

[1] Wie geringes Zutrauen er selbst in seine besten Gedichte setzte, zeigt die folgende während des Druckes der ersten Auflage an Füßli gerichtete Stelle: „Das Lied eines Landmanns in der Fremde sähe ich nunmehr lieber unterdrückt; das Büchelchen ist einmal so weit gediehen, daß ich diesen Lückenbüßer nicht auf dem Gewissen haben möchte, wenn es nicht so sein muß." (2. April 1793.)

[2] Einige mögen hier erwähnt sein: Teutscher Merkur. 1789. 8. S. 110. Wieland im neuen deutschen Merkur 1791, Februarheft p. 216. Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung vom 12. Juli 1793. Allgemeine Litteraturzeitung, Nr. 175. 24. Mai 1794. Gothaische gelehrte Zeitung. 79 Stück, den 5. Oktober 1796. N. allgemeine Deutsche Bibliothek. Anhang zum 1.—28. Band. 2. Abtheilung 1797, p. 144. Allg. Litt. Ztg. 1797. (Abgedruckt in A. W. von Schlegels sämmtl. Werken ed. Böcking. 10. Band, S. 350.) Die drei letzten Rezensionen beziehen sich auf die zweite, 1794 erschienene Auflage.

bis über sein Grab hinaus. Der Dichter K. R. Tanner[1] bekannte, daß ihm Salis das liebste und nachahmenswerteste Vorbild gewesen und Freiligrath huldigte ihm in einem schönen Gedichte, ebenso schon dem Lebenden Wessenberg, La Motte Fouqué, Ebert, Wyß, Schnerr und Gebauer.[2]

XIV. Am Ziel der Wünsche.

1793.

Ende Januar 1793 trat Salis die Heimfahrt an, die ihn über Zürich führte, wo er vierzehn Tage verweilte und neben Lavater und Leonhard Meister auch Füßli sah; diesem — denn er war zugleich Anteilhaber der Buchhändler-Firma Orell, Geßner, Füßli u. Comp. — händigte er zweifelsohne das druckfertige Manuskript der Gedichte ein. Am Abend des 17. Februars erreichte er Malans, dem er genau dreihundert Tage fern gewesen war. Nach dem Nachtessen suchte er seine Geliebte auf und traf sie gesund und wohl. Der Vater hatte Mitte Februar nach Zürich geschrieben, der Sohn werde wegen seiner beabsichtigten Heirat weder Widerstand noch Vorwürfe hören, er werde vielmehr im Bothmar Frieden finden; dem Kommen und Gehen von Haus zu Haus stand nun nichts mehr im Wege, so daß er den Hauptteil seiner Zeit bei der Holden verbracht haben wird; das Tagebuch gibt darüber keine Kunde, wie Salis denn, gleichsam zu Handen irgend eines Dritten, nur noch gelegentlich Einzeichnungen macht, um dann Wochen lang ganz in Schweigen zurückzusinken. Noch drohte ihn sein Versprechen, wieder unter die Banner der fränkischen Republik zu treten, von seinem Glück zu trennen. Aber so ungern

[1] Heimathliche Bilder und Lieder. Ausgabe letzter Hand. 1846 (Vorrede).

[2] An J. G. von Salis. Deutsch und lateinisch von A. Gebauer. Tübingen, bei Ernst Eifert 1827. An seinem Grabe C. Bavier: Bündner Zeitung v. 2. Febr. 1834. Trauerode, den Manen des Dichters J. G. von Salis-Seewies geweiht, von C. Bavier, Pfarrer.

man ihn am Schlusse des abgelaufenen Jahres hatte ziehen lassen, so entgegenkommend gieng man auf seine Demission ein, die ihm — so schrieb er an Wolzogen — mit den nämlichen Entschuldigungen bewilligt wurde wie den übrigen abgedankten Schweizeroffizieren.

Den vom Solddienste Befreiten und der Heimat endgültig Gewonnenen trachteten sich die Malanser dienstbar zu machen, indem sie ihm am 24. Juni, wie schon früher einmal, einstimmig die Stelle des Richters, d. h. des Gemeindepräsidenten aufbürdeten und ihn, als er sie unweigerlich von sich wies, zum Ratsherrn (Gemeinderat) ernannten, was ihm nicht eben gefiel, da er den heimischen Boden mit dem festen Vorhaben betreten hatte, sich niemals mit Gemeindegeschäften zu befassen. Noch unliebsamer berührte ihn ein Vorfall des folgenden Monats. Während er mit seinen Brüdern in Chur weilte, erschlichen einige widriggesinnte Malanser, im Glauben, die jungen Herrn würden sich — der Vater war in Bergün — nicht sonderlich zu wehren wissen, vor der Gemeindeversammlung ein Mehr, wonach den Häusern Salis und Planta der obrigkeitliche Familienstuhl[1] in der Kirche abgesprochen und zum Richterstuhl erklärt werden sollte. Auf eine durch die Familien Salis und Planta gemeinsam eingegebene Beschwerde erfolgte von seiten der Obrigkeit nur eine grobe Antwort. Aber bei der nächsten Gemeindeversammlung brachten die Benachteiligten ihren Protest von neuem vor, worauf man ihnen nach lärmenden Verhandlungen mit 68 gegen 18 Stimmen ihr altes Recht wieder zumehrte, welch freudiges Ereignis die Familie und der Zuzug der Wohlgesinnten im Bothmar mit ansehnlichem Abendtrunk feierten.

Im Juli kam Matthisson zu achttägigem Besuch; die Freunde unternahmen mit Ursina und ihrem Vater einen Ausflug nach Reichenau, um die Gegend und das daselbst neuerrichtete Seminar in Augenschein zu nehmen. Den angenehmsten Tag

[1] Unter den Sitzen, welche den Mitgliedern der Behörden zukamen, befanden sich einige erhöhte, auf denen ausschließlich diejenigen Angehörigen der Familien Salis und Planta Platz nehmen durften, welche im Gemeinderat saßen. Um diese obrigkeitlichen Familienstühle handelt es sich, nicht um die Privatsitze.

verbrachten sie in einer Sennhütte in der Nähe der Veste Weineck: „Das Wetter war wie aus dem Paradiese .. Haine schatteten in traulicher Nähe und krystallhelle Bäche zitterten durch die blumigen Matten. In jenen lagerten wir uns unter Scherz und Gesang, froh wie Geßner'sche Schäfer, auf Mooß; und in diesen kühlten wir unsere Flaschen ..... Wenn Du (Bonnstetten) vielleicht am zwölften Julius gegen Sonnenuntergang Deinen gewohnten Spaziergang am See machtest und der Abendwind Deinem Ohre Töne zuführte, deren Ursprung Du Dir vergeblich zu erklären suchtest, so wisse, daß sie von der ländlichen Harmonika unserer Gläser ausgiengen, die wir unter froher Nennung Deines Namens zusammenstießen."[1] Am sechsten August führte Salis mit einigen Bekannten eine Fahrt auf die Scesaplana aus; früh um zwei Uhr setzte man sich in Bewegung und begann den Aufstieg nach kurzer Rast auf Riedgras und Holzspähnen. Auf einem kaum den Gemsjägern gangbaren Pfad gieng's eine steile Felswand hinan, wobei selbst der Führer, dem doch die Gegend bekannt war, einige Male Verlegenheit verriet. Der anbrechende Morgen warf sein Licht auf die glücklich überwundenen Klüfte und Abgründe, und nach fünf weitern Stunden mühevollen Steigens breitete sich eine herrliche Fernsicht vor den Augen der Wanderer. Einen andern angenehmen Besuch brachte der nächste Monat: den Maler Conrad Geßner, den Sohn des Idyllendichters.

Als das Laub von den Bäumen sank, nahte die schöne Zeit, da Salis und Ursina nach den sechs Prüfungsjahren unentwegter Liebe verbunden werden sollten. Den 17. Dezember kaufte er auf dem Andreasmarkt zu Chur allerlei in die Haushaltung notwendige Gegenstände; Sonntags darauf wurde das Paar in Seewis und den andern Heimatsorten verkündet und den folgenden Tag sagte der Weibel die Verkündung in Malans von Haus zu Haus an. Am 26. Dezember, am Geburtstag des Dichters, fand die Trauung in der Masanser (Masans bei Chur) Kirche statt. Johann Gaudenz gieng mit dem Pfarrer Bavier zu Fuß, die Braut fuhr im Wagen mit seinem Schwager Daniel von Salis und seiner Frau, bei dem sie den Tag in der Stille verbrachten. Abends

[1] Briefe von F. Matthisson, Seite 62 f.

bezogen sie, weil das Brückersche restaurirt wurde, das Pestalozzische Haus in Chur und blieben daselbst. Von hier aus gab er seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen einen kurzen Abriß seiner Schicksale seit dem Eintritt in die fränkische Armee und schrieb:[1] „Nunmehr habe ich das häusliche Glück durch die Verbindung mit meiner Erwählten gefunden und lebe recht zufrieden in meinem eingeschränkten Kreise"; und fünf Vierteljahre später, im August 1795: „Es hat mich gefreut, bester Wolzogen, daß Sie durch Ihre Verbindung mit einer der vorzüglichsten von Deutschlands Frauen so glücklich geworden sind, als ich es Ihren Verdiensten wünschte. Wenn ich mir zurückrufe, mit welcher Innigkeit Sie mir bereits in Paris das schöne Bild ausmalten, das meine Phantasie von Ihrer Freundin Lengefeld auf ihre trefflichen Briefe hin entworfen hatte, dann glaube ich, daß Ihre süßeste Ahndung erfüllt worden und Ihr Wunsch sein Ideal erreicht habe. So selten dieses auf Erden geschieht, kann ich doch Ihnen jemand beizählen, der das gleiche günstige Schicksal hatte — und das bin ich. Ein liebendes und geliebtes Weib gründete mit einem aufblühenden Knaben meine häusliche Glückseligkeit, welche durch die Erinnerung an sechs Prüfungsjahre und unzählige Hindernisse schattirt und erhöhet wird." Das Söhnlein, von dem er hier spricht, war ihm den 25. September 1794 geschenkt worden und verklärte sein ohnehin beglücktes Dasein, das ungetrübt dahin floß. Nur im Juli 1794 erlitt er einen schweren Unfall, da er auf der Straße vor Maienfeld von dem scheu gewordenen Pferde, gerade als er abgestiegen war, zu Boden gerissen und durch Hufschläge auf die Brust bewußtlos geschlagen wurde, nachdem er sich durch den Sturz am Kopfe verletzt hatte, so daß er Bett und Zimmer einen Monat hüten mußte.

Im Juni 1795 übertrug man ihm das Assessorat des Domkapitels, mit dem er nach Dissentis reiste. Mitte August unternahm er mit Ursina einen Ausflug ins Appenzeller Land, dessen idyllische Zustände ihn entzückten; am 17. bestieg er die Ebenalp und das Wildkirchlein und war am 20., wie sich aus einem Brief an Wolzogen ergibt, wieder in Chur. Unmittelbar nach seiner Rückkehr besuchte ihn

---

[1] Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig 1849. Band II. p. 400.

die Brun-Münter mit ihren Kindern. Eines ihrer Gedichte im Vossischen Musenalmanach für 1789, das er 1788 bei Jacobi in Pempelfort gelesen, machte ihm die Dichterin interessant, und seitdem hatte er von Matthisson viel über sie gehört. Nun hatte er sie eingeladen, ihn auf ihrer Reise durch die Schweiz in Chur zu besuchen: „Hier im engen Chur werden Sie wenig Befriedigendes finden, in meiner Behausung sonst Nichts als eine glückliche Familie; vorerst noch nicht in ländlicher Wohnung, aber beschirmt vom Schatten häuslicher Entzogenheit.“ Von ihr erwartete er Neues über die alten deutschen Freunde, Miller und Klopstock, zu erfahren. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen reiste sie, von ihm bis Walenstadt begleitet, am 23. August nach Zürich weiter und sandte ihm von hier einige Briefe und Grüße der Zürcher Freunde, sowie ein Gedicht, das er mit dem inzwischen bei ihm eingetroffenen Matthisson voller Freuden las. „Mein Eintritt“, schreibt dieser in seinen Erinnerungen[1], „in die friedliche Wohnung des treuen Salis war der Eintritt in ein hehres Heiligthum, wo Freundschaft, Liebe, Tugend, Weisheit, Natursinn, Geistesadel und Selbstgefühl in reiner und unwandelbarer Harmonie beisammen wohnen. Die Feier dieses Wiedersehens war womöglich noch wonnevoller als jene des Jahres 1793 auf dem Schlosse Bothmar. Damals war die Erkorene des Freundes noch seine Verlobte; nun fand ich sie wieder als die hochbeglückte Gattin eines edlen Lieblings der Musen und Grazien, mütterlich stolz den holdesten Knaben an ihr Herz drückend.“ Die Freunde streiften in der Churer Gegend umher und ritten auch auf „gebirgserfahrenen Rossen“ nach der Viamala. „Hier nun“, heißt es nach dem Bericht über die Rückkehr, „sollen einige Tage noch ganz den innigen Wechseltönen zwischen zwei ähnlich denkenden und ähnlich fühlenden Wesen geheiligt sein. Leistet uns doch keine prophetische Götterstimme die beglückende Gewähr, daß unsre Pfade noch einmal hienieden zusammentreffen werden! Aber die Gegenwart ist unser schönes Eigenthum: ihr nur opfernd müssen wir den Blick wegwenden vom Abendhorizonte, wo die

---

[1] III. 313. Vergl. auch: H. Döring. Fr. v. Matthissons Leben S. 137 ff.

düstere Wolke der Trennung schon heraufzieht.“ Sie verbrachten die ihnen noch beschiedene Zeit auf angenehme Weise „mit Spaziergängen und beim sokratischen Becher“, nur von ihren Neigungen und poetischen Liebhabereien sprechend, da sie der Politik grundsätzlich aus dem Wege giengen, wiewohl ihre Ansichten auf diesem Gebiete sich völlig deckten. Salis begleitete den Freund bis nach Walenstadt und hatte auf der Rückkehr in Sargans eine Begegnung mit dem Dichter J. B. Bernold, dem seine Zeitgenossen den stolzen Namen eines Barden von Riva beilegten.

Das häusliche Glück entlockte ihm ein — allerdings erst später vollendetes — Lied zum Preise Ursinas. Er entwirft in der „stillenden Mutter“ ein Bild von ihr, rührend und lieblich, doch zu detaillirt und vorab an einer Überfülle von Gleichnissen leidend, so daß die Wirkung keine uneingeschränkte sein kann.

Wo das Gebüsch geweihte Schatten streut,
Im Rasensitz, von Weiden überhüllet,
Ruht sie im Schmucke holder Weiblichkeit,
Die Mutter, die geheim den Säugling stillet.
. . . .
Der ersten Freude mattes Morgenlicht,
Das sich auf ihres Kleinen Wangen zeigte,
Verklärt im Widerschein ihr Angesicht,
Wenn es auch thränenfeucht sich zu ihm neigte;

Wie Philomele rein und leiser lockt,
Den Fittig wärmend um ihr Nest verspreitet,
Wo sie, von Weißdorn-Blüthen überflockt,
Der Mutter süßes Wiegenlied begleitet;

Der Schilderung folgt eine „Eignung an meine Gattin“:

O du, von der ich seine Züg' entlieh,
Vergönne, daß ich dieses Bild dir weihe,
Kein Schattenbild erregter Phantasie;
Ich sah und malte dich mit strenger Treue.
Dein Sinn, zu edel schön, flieht lauten Ruhm,
Und wehrt dem Gatten Dank und Preisgesänge.

Wo ist der Muttertreue Heiligthum,
Daß ich dies Bild zu seinen Kränzen hänge! —

Mit der Art der Landsleute und den engen, vielfach drückenden Verhältnissen der kleinen und so oft kleinlichen Zustände hatte er

sich ziemlich ausgesöhnt und fühlte sich im Schoß der Heimat wohl und behaglich. Schon 1794 hatte er an Wolzogen geschrieben: „Ich war in einem Ländchen, das freier ist, als Frankreich nach dreißigjährigem Blutvergießen jemals werden kann." In jenen Tagen entstand wohl auch das Gedicht „Entzogenheit", wo er der angenehmen Empfindung, sich aus dem Weltgewühl in das verschollene Versteck der heimatlichen Täler gerettet zu haben, einen beredten Ausdruck verlieh und der Hoffnung Raum gab, in dieser ruhigen Verborgenheit seine Tage fortan zubringen zu dürfen:

Mit Lotus kränz' ich meiner Penaten Haupt;
Vergangner Kummer, Sorge der Zukunft naht
Nicht meiner Schwelle; Lebensweisheit
Suchet ihr Glück nur im engen Kreise.

Aber schon türmten sich im Westen die Wolken empor, welche sich verheerend über den Frieden seiner engern und weitern Heimat ergießen und das Idyll seines Glückes jählings zerstören sollten; und er konnte nicht ahnen, daß er durch seine Stellung in den beginnenden Parteikämpfen schon den Grund zu einem Umsturz und Zusammenbruch des äußern Friedens gelegt hatte.

XV. Der Parteigänger.

1793—1798.

Das Land der drei Bünde, ein selbständiger, mit der übrigen Schweiz verbündeter Staat, zeigte in politischen Dingen starke Ähnlichkeit mit den Innerkantonen: auf dem Grunde der Demokratie eine weitgehende Geschlechterherrschaft und neben der eigenen Freiheit Untertanen in erobertem Gebiet, dazu aber, geschärft durch den Widerstreit zweier religiöser Bekenntnisse, das unausgesetzte Ringen von französischem und österreichischem Einfluß, der, wie fast allenthalben in der alten Eidgenossenschaft, an der Empfänglichkeit für Gnadengelder und Pensionen und weil ein Staats-

gedanke seit Jahrhunderten mangelte, ausgiebigen und selten verengten Raum fand.

Das letzte Jahrzehnt des ablaufenden Saeculums steigerte die längst vorhandene Unzufriedenheit der Untergebenen im Veltlin und in den Grafschaften Worms und Cläven, wozu namentlich die bestehende Besetzung der obrigkeitlichen Ämter, welche ganz in den Händen weniger Adelsfamilien lagen und durch besondere Gesellschaften verkauft wurden, sowie die Verpachtung der Landeszölle Anstoß gab. Angesichts der immerhin nicht beträchtlichen Einkünfte, die aus dem Untertanenlande floßen, und in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche die Verwaltung des Landes bot, ist es einigermaßen verständlich, daß schon im zweitletzten Jahrzehnt durch einen Strohmann der Familie Salis, den Geheimen Rat Baptista von Salis[1], der Vorschlag gemacht wurde, das Untertanengebiet, wo die Salis übrigens sehr stark begütert waren, um die Summe von 94,300 fl. an einen später zu nennenden Käufer zu veräußern — und dieser Käufer war die Familie von Salis. Der dem St. Andreas-Kongreß im Jahr 1783 vorgelegte Entwurf erregte jedoch einen solchen Sturm der Entrüstung, daß er in Chur durch Henkershand verbrannt wurde.

So scheiterte der Versuch, des Hauses Glanz und Macht zu mehren; und bald traten nun Ereignisse ein, die, wie anderwärts auch, die Stellung der aristokratischen Familien gewaltig erschütterten. Im Jahr 1792 wurde der Fremdendienst in Frankreich aufgehoben. Wie es die Verhältnisse mit sich brachten, waren die Salis Parteigänger dieses Landes, dessen militärische Ehrenstellen und Pensionen den Söhnen Glanz und Versorgung boten und von dem Johann Ulrich 1776 den Grafentitel erhalten hatte. Aber nach jener weltbewegenden Wendung der Dinge, welche die Wegräumung aller Vorrechte des Standes und der Geburt mit sich führte und die ausländischen Soldaten aus einer seit Menschenaltern bevorzugten Stellung verdrängte, hatte Frankreich nichts mehr zu bieten und erschien den Geschädigten als gefährlicher Feind, zumal die freiheitsdurstigen Veltliner sich immer emsiger bei den Franken um Hilfe verwendeten. So war es begreiflich, daß sich die Salis zur

[1] geb. 1737. Vergl. M. Lutz: Nekrolog denkwürdiger Schweizer.

österreichischen Partei schlugen und mit denjenigen Schulter an Schulter marschirten, denen die Erhaltung der alten Zustände am Herzen lag. Auf österreichisches Anstiften wurde unter geheimer Mitwirkung des Ministerresidenten Carl Ulysses von Salis-Marschlins[1] der französische Gesandte de Semonville während einer Reise durch Cläven gegen alles Völkerrecht aufgehoben und nach Mailand abgeführt. Da die Vertreter der französischen Partei das blutige Gespenst einer bewaffneten Intervention des revolutionären Frankreichs vor den Gemeinden heraufbeschworen, so begehrten diese eine rücksichtslose Untersuchung des Falles, worauf der österreichische Gesandte, Freiherr von Cronthal, mit der Erklärung dazwischen fuhr, jedes derartige Vorgehen würde von Österreich als Bruch der alten Erbeinigung und als Beleidigung seines Hofes betrachtet werden. Da ihn die Familie der Salis in diesem Gebaren unterstützte, so wußte, nach verschiedenen vorher ergangenen Beschwerdeschriften, die Gegenpartei im März 1794 die Gemeindeausschüsse zu einer außerordentlichen Standesversammlung nach Chur einzuberufen, die sich zu einem förmlichen Strafgericht gestaltete. Man wollte die österreichischen Pensionäre treffen, und dies waren in erster Linie die Salis. Erst gegen Ulysses von Salis-Marschlins, dann gegen den Vikar Anton Schorsch, den Altlandrichter Andreas von Castelberg und andere Männer des obern Bundes wurde das Verfahren wegen Empfangs von Pensionen eingeleitet; mehrere Glieder des Hauses Salis wurden in der Zollverpachtungsfrage getroffen. Das Urteil der Versammlung verbannte Ulysses von Salis-Marschlins, und er starb 1801 zu Wien, ohne seine Heimat wieder gesehen zu haben. Inwieweit sein und der Geschlechtsgenossen Verhältnis zu Österreich ungesetzlich war, mag dahin stehen, so viel läßt sich nicht bestreiten, daß dem ganzen Handel private Interessen nicht minder ihren Stempel aufdrückten als politische.

Dieses Ungewitter gieng an dem Dichter und seinem Vater, deren nächste Verwandte es so empfindlich traf, völlig unschädlich

[1] 1728—1801. Vergl. über ihn M. Lutz: Nekrolog denkwürdiger Schweizer; und J. Keller: das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins, Aarau 1883. Ferner: Denkmal der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, Herrn U. v. S.-M., dem ältern, errichtet von seinen verwaisten Töchtern. Zürich 1801.

vorüber. Wohl wehrte sich Johann Ulrich unermüdlich gegen jeden Verlust der Privilegien; so, allerdings ohne Glück, im Jahre 1790 gegen die von den Fortgeschrittenen gestellte Forderung, daß die Offiziere in französischen Diensten fortan nicht mehr nach Vorrechten der Geburt, sondern nach der Anciennetät befördert werden sollten; aber er hütete sich, als Feind der französischen Partei aufzutreten, woran ihn überdies die Stellung seines Sohnes in der fränkischen Armee gehindert hätte. Johann Gaudenz selbst ließ sich durch keine Rücksichten auf persönliche Vorteile von seinen republikanischen Überzeugungen abbringen. Wie im Regiment zu Rouen, so zog ihm ein übrigens wider seinen Willen und sein Wissen daheim in die Öffentlichkeit gedrungenes Bruchstück seines politischen Bekenntnisses manche Unannehmlichkeit zu. Er hatte Matthisson seine Ansichten über die französische Revolution mitgeteilt, worauf dieser schrieb (Grandclos, 27. Juli 1791): „Deine Gesinnungen in Absicht der Revolution sind die meinigen.[1] Nur seit dieser größten neuern Weltbegebenheit wünsche ich nicht mehr ein Grieche oder Römer geboren worden zu sein. Mündlich hierüber sehr Vieles: denn ich würde gleich Dir mein Leben am Altare der Freiheit ausbluten"; und später: „O Salis! je mehr ich Deinen Brief lese, je lebendiger fühl' ich, was Du bist. Edelster! sei versichert, daß ich Dich ohne romantische Ueberspannung und ohne empfindsame Aufwallungen liebe. Deine Gesinnungen über die Revolution sind eines Römers würdig oder eines Atheners aus der Zeit des Perikles. Die Stelle möchte ich mit Deiner Erlaubniß in irgend einer Zeitung abdrucken lassen. Sie würde von großer Wirkung sein und Gutes stiften." Für den Dichter stiftete sie zunächst nichts Gutes, zum mindesten nichts Angenehmes. Nachdem sie — jedenfalls ohne Salis' Zustimmung und sicherlich durch Matthisson veranlaßt, — in mehreren Zeitungen erschienen war, schlugen Bündner Blätter weidlich Kapital aus ihr, da allerdings der Widerspruch in die Augen sprang, der sich zwischen dieser Erklärung eines Salis und der Haltung derjenigen zeigte, die seinen Stand und

[1] Wegen dieser Gesinnungen wünschte Salis seinen Freund, als er zwei Jahre später eine Schweizerreise unternahm, durch Remy Frey in Basel mit dem „ruhmwürdigen Staatsmann" Peter Ochs bekannt zu machen.

Namen teilten. Sie lautet:[1] „Ein beliebtes Schweizerblatt enthielt schon vor 8 Tagen folgendes: „Aus einem Schreiben des Herrn Hauptmann Baron v. S. (von Salis-Seewis) an Herrn Matthisson (einen berühmten Engländer) in Lyon. Rouen, den 20. Juli 91. Der lebhafte Anteil, den ich an dem Fortgang unserer Revolution nehme, macht mich taub für Alles, was nicht darauf Beziehung hat, und verschlingt jedes geringere Interesse. Im entscheidenden Augenblicke der Königsflucht habe ich mich geprüft und bewährt gefunden, bereit, Alles aufzuopfern für Freiheit, und entschlossen, mir eher jedes Glied zerschmettern zu lassen als wieder dem heillosen Despotismus zu fröhnen. Ich habe der Frankennation und dem Gesetze den heiligen Eid der Treue geschworen und das letzte Band abgestreift, das mich an einen König heftete. Nun darf ich scheinen was ich schon lange war, ein Vertheidiger der Freiheit und der Menschenrechte, der seine Waffen nur für das gemeine Wohl zu ziehen braucht. Diese Gesinnungen sind nicht plötzliche Umstimmung, sondern auf eine ruhige lange Prüfung gegründet, und ich kann der Versuchung nicht länger widerstehen, dir auch über diesen Punkt mein Herz redlich zu öffnen." Ein Onkel des Verfassers bedrohte den Redaktor des „Zeitungsblattes für Graubünden", Namens Ott, mit Stockschlägen[2], und auch der Vater geriet in Harnisch, sodaß sich J. Gaudenz zu einer öffentlichen Erklärung verstand, die, schon eine Frucht des Jahres 1792, nach dem eigenhändigen Entwurf folgendermaßen lautet:

„Erklärung wegen einer in Nr. 74 des Zeitungsblattes für Bünden abgedruckten Stelle aus einem Privatschreiben.

Es war mir äußerst unangenehm, Stellen aus meinem vertrauten Privatbriefwechsel aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und in öffentliche Zeitungsblätter eingerückt zu finden. Noch unbefugter als dieses unerklärliche Verfahren war die nachherige auf bloße Vermuthung gegründete Deutung und Ergänzung des Anfangsbuchstabens meines Namens in Nr. 74 des Zeitungsblattes für Bünden. Ich bin zu redlich und zu freimüthig, um jene Stelle

---

[1] Zeitungsblatt für Graubünden, vom 13. Sept. 1791.

[2] Ott kroch schon in der nächsten Nummer jämmerlich zu Kreuz, indem er sich unter der Überschrift „Selbstrüge" der Indiskretion anklagte.

aus Politik, Klugheit oder gar aus schnöder Menschenfurcht zu verläugnen. Wer billig denkt, wird eine absichtlose Aeußerung meiner damaligen Meinung nicht für eine öffentliche Erklärung gelten machen; und wer die Freiheit liebt, wird sich nicht an dem Eifer eines freigebornen Bündners für den Fortgang und das Gedeihen einer Konstituzion ärgern, welche so wie die unsrige auf Gleichheit und Menschenrechte gegründet ist. Wer gerecht sein kann, bedenke, daß ich die verbreitete Stelle kurz nach des Königs Reise nach Varennes schrieb, als die französische Nazion allgemein bereit war, ihre Konstituzion zu erhalten oder sich unter ihren Trümmern zu begraben. Damals theilten alle ächten Patrioten meine Gesinnungen, mit welchen ich nun in der Person des Königs die Stütze der Verfassung, das gesetzmäßige Oberhaupt der Armee und den Vater eines freien Volkes verehre."

Diese Erklärung sah nun freilich einer Bestätigung der revolutionären Ideen ihres Verfassers ähnlicher als einem Widerruf derselben, und so lag es nahe, daß die Fortgeschrittenen den Urheber derselben für ihre Partei zu werben suchten. Er nahm allerdings dauernd die Stellung des aufgeklärten, uneigennützigen und, wenn Not an den Mann kam, zu tatkräftigem Beistand bereiten Patrioten ein; aber von eigentlicher Parteitätigkeit hielt ihn die Idealität und Reinheit des Charakters fern, und er war und blieb der Mann der reinen Hände. Unter den Werbenden gewann vor allen Bansi wieder festen Anschluß an den Heimgekehrten und wußte in seinem Vertrauen abermals Fuß zu fassen. Der nach vierjähriger Pause neu aufgenommene Briefwechsel dreht sich hauptsächlich um politische Gegenstände und gegenseitig ausgewechselte politische Lektüre. „Volkstäuschung zu hindern", schreibt Salis, den die Gegner auf ihre Seite zu ziehen versucht hatten, im März 1793, „heißt Aufklärung, Volkstäuschung durch Lügen oder Ausstreuungen — ein gewöhnlicher Bündner Geist der Machthaber[1], die Waffen unsrer Scharfschützen hinter den Zäunen ... ihr entgegenzuarbeiten und aufzudecken ist Pflicht des redlichen Mannes. Wer oder welche Gesellschaft so was unternimmt, hat meinen ganzen Beifall und

[1] Dieser Brief, wie andere an Bansi gerichtete, ist zum Teil verdorben und stellenweise unleserlich.

Ansprache auf meine geringe Mitwirkung; anch' io son pittore, auch mich haben die Volkstäuscher zu vergiften gesucht." Am 21. Mai ließ er sich im letzten Briefe, den er an Remy Frey richtete, ganz als erklärten Anhänger der Patrioten vernehmen: „Was sagen Sie zu den großen Angelegenheiten Europas? Zu dem erklärten Kampfe der Monarchen gegen alle Freiheit? Haben Sie nicht auch den Räubern von Polen geflucht? Lassen Sie uns die gute Sache nie verläugnen, wenn sie auch überwältigt würde! Auch wenn ganz Frankreich ein Aschenhaufen würde, könnten dennoch nie mehr die ewigen Gesetze der Vernunft, der Wahrheit und die Menschenrechte zerstört und vernichtet werden. In Bünden darf man noch gottlob frei denken und frei sprechen. In Chur ist eine patriotische Gesellschaft. Jost (ehemaliger Offizier von der Garde) steht mit dem Gesandten Barthelemi in Correspondenz und hält sich gut gegen die Aristokraten."

Über die schon erwähnte Standesversammlung vom Frühjahr 1794 legte er dem Freunde umfassenden Bericht ab, der zugleich seine Stellungnahme zu ihr kennzeichnet: „Bloß um nicht, mein lieber Bansi, bei Ihnen in den Verdacht zu kommen, daß es an meiner Bereitwilligkeit fehle, will ich Ihnen einfach und freimüthig sagen, was ich von den Begebenheiten, die um mich her vorgehen, weiß. Es ist freilich wahr, daß sich Volksdeputirte von beinahe allen Gemeinden in Graubünden hier befinden. Davos, Herrschaft, Lugnetz und Grub schicken am meisten Leute. Man schätzt die Zahl der Landleute, die sich in Chur befinden, auf ungefähr 400. Die Gesinnungen und Absichten des Volks sind größtentheils rechtschaffen. Man hat die alten Staatsgesetze zum Theil öffentlich in der Quader beschworen. Nun sitzt eine Volksversammlung oder Deputations-Tag beisammen, um gegen Staatsverbrechen zu untersuchen. Ein Strafgericht soll sich auf den 12. Mai versammeln .... (wo?)[1] ist noch unbestimmt. Man gedenkt von der Eidgenossenschaft auch ein paar Beisitzer dazu einzuladen. Bisher erschien Minister von S. (Salis-Marschlins) wegen den eingehändigten Plänen und Vicari Schorsch wegen einer K. K. Pension, von Trepp angeklagt, auch der Landhauptmann Andreas Sprecher von Lutzein

[1] verdorben.

wurde ... von den Bauern vorbeschieden, weil sie Commissär Sprecher, Salis-Sils und Ruedi wegen in Mailand vergebener hoher Rechte angeklagt hatten; da ihnen aber alle Beweise abgiengen, so wurden sie als Verläumder bestraft. Die Quelle dieser weitaussehenden Revolution finde ich einzig in dem allgemeinen Mißvergnügen mit dem Sudelgeist unsrer bisherigen Rathslenker, so sehr auch eine gewisse boshafte Parthie sich bemüht, französische Anzettelungen glauben zu machen; es ist evident, daß der Zweck dieser Leute nur der ist, Oesterreich dadurch wieder zu reizen, um geschirmt zu werden. Nicht Frankreich, nicht die Patrioten sind Schuld an diesem Aufwachen des Landvolks; das allgemeine Mißtrauen des Volkes gegen die Herren, sogar gegen seine Freunde, erweist das Letztere denen, wo sehen wollen. Baron Cronthal hat sich ... entfernt, ehe Gefahr da war, und durch drei Briefe aus Feldkirch .. fruchtlos gedroht, fruchtlos geschmeichelt. Man sagt, er sei zurückgekommen und in Räzüns. Vicari Gaudenz Planta hat sich edel betragen, ohne Rachgier, und seine Angabe gegen den Minister erst bekräftigt, nachdem er dazu gezwungen war; der letztere hat sich selbst gestellt, seine Vertheidigung war aber zweckwidrig, und er wurde vom erbitterten Volk mit Schmach überschüttet .... Es ist zu befürchten, daß beide, die erhitzten Schreier und die, deren Zweck es ist, Verbrechen verhüllt zu behalten, zweckwidrige Mittel ergreifen und die Untersuchung erschweren werden. Der redliche Freund der Wahrheit und des Vaterlands sieht, daß schon Methode und Formen nichts geachtet werden, ohne welche die Sachen bei edeln Absichten mehr sich verwirren als entwirren."

Die Fehler und Übertreibungen der politischen Gesinnungsgenossen, auf welche der Schluß des eben mitgeteilten Briefes zielt, bereiteten Salis manchen Verdruß, wie ihm die entschiedene Parteinahme Angriffe und Verdächtigungen der Gegner zuzog. Aber all das hielt ihn nicht davon ab, der guten Sache unentwegt zu dienen und ihr seine Kräfte zu leihen, so weit sich dies mit seiner Individualität vertrug. Er suchte die dringendsten Reformen freilich nicht da, wo die erhitzte Leidenschaft der demokratischen Neuerer in erster Linie glaubte Hand ans Werk legen zu müssen. Da er in der Volksbildung das erste Erfordernis der Volksbefreiung erblickte,

so arbeitete er einen Entwurf über Volkserziehung aus, der nicht gedruckt wurde und verschollen ist, es wäre denn, daß er mit dem von Conradin von Moor[1] erwähnten Vorschlag zur Verbesserung des Schulwesens zusammenfiele: Dieser Entwurf verlangte eine Landesschule, die zwar keine allgemeine Bildung bieten, aber die Besucher nach zweijährigem Kursus, der auf hundert Brabanter Thaler berechnet war, so weit bringen sollte, daß sie zur Besetzung der Staatsstellen befähigt würden; einer solchen Bildung, die sonst nur auf dem kostspieligen Weg des Unterrichts durch einen Hauslehrer oder durch Universitätsstudien sich erlangen ließ, ermangelten aber damals die Staatsdiener oft genug. Die Gemeindeschulordnung enthielt die Forderung, „die Knaben jedes Dorfes sollten, ehe sie zur Ausübung ihrer Stimmrechte zugelassen werden, öffentlich einige Wochen vor der Besatzung (Aemterbesetzung) in der Verfassungskunde und Landesgeschichte Unterricht empfangen.“ Während diese Vorschläge an der Beschränktheit der Volksvertreter scheiterten, fand sein anderer Vorschlag, über Volksbewaffnung, insofern Gnade, als er eine offizielle Drucklegung erlebte. Aber auch diesen sah er abgelehnt, wahrscheinlich weil er mit den Bestimmungen, daß die Gemeinden die nötigen Waffen anschaffen und die militärischen Übungen überwachen sollten, an den Beutel und den Patriotismus der Bauern zu starke Ansprüche erhob.

Salis schrieb über diesen Mißerfolg an Bansi: „Ich habe mit redlicher, rücksichtsloser Bereitwilligkeit meine Entwürfe über Erziehung und Bewaffnung eingegeben, und der letzte ist im Druck erschienen. So wenig Verdienst sie haben, so glaube ich doch, daß andere Gründe als ihr Gehalt ihre Ausführung hinderten. Cronthal beehrte den letztern durch äußerste Mißbilligung.“ Er tat auch im nämlichen Brief einige für seine Ansichten bezeichnende Äußerungen: „Der Angeber, welcher Ihnen behauptete, ich wäre mißvergnügt mit dem Gesetz zur Aufhebung des Adels, ist nicht gemacht, mich gründlich zu beurtheilen, oder mir zweckmäßig unhold. Man kann den Junkergeist und das Junkeriren nicht mehr verabscheuen als ich; freilich wäre es nöthiger, den Junkersinn als das Wort zu zerstören; es ist eine Anmaßung, verachten zu lehren,

[1] Geschichte von Currätien u. s. w. II. 1210.

was nicht gesetzlich in Bünden sein kann. Doch genug zur Vertheidigung gegen einen Angeber, der meine Grundsätze nicht kennen wollte. Ihnen, Werthester, sind sie ja bekannt. Daß ich in den Verhandlungen der Standesversammlungen, auch als freier Bündner, manches besser zu wünschen mir erlaubte, das ist wahr; es war ....[1] viel Gemeinnütziges, in's Große gehendes auszuführen, aber man spannte den Pflug vor die Ochsen und behielt die wichtigsten Verordnungen auf das Letzte auf, und da war das Volk schon lau. Für Verproviantirung, Erziehung, Bewaffnung, äußere Verhältnisse und Dämmung des Junkergeists wurde wenig gethan."

Die Jahre 1794 und 1795 scheinen Salis keine weitere Gelegenheit zum Eingreifen in den Lauf der politischen Verhältnisse geboten zu haben, wozu übrigens der unerquickliche Zustand des Landes auch wenig verlocken konnte. Österreich drohte das Vorgehen der Standesversammlungen mit Sistirung der Pensionsgelder zu erwidern, worauf von seiten Graubündens Beschlüsse und Gegenerklärungen erfolgten, die bei aller entschiedenen Wahrung der alten Rechte doch für ein kräftiges Zugreifen der französisch-demokratischen Partei keine rechte Handhabe boten, abgesehen davon, daß es ihr auch an mannhafter Entschlossenheit gefehlt haben mag, denn Salis schrieb damals: „Wenn wir uns nur nie schrecken ließen, es würde Alles gut gehen." Er selbst hielt mit seinen Meinungen nicht hinterm Berg, worüber er im Oktober 1795 Bansi meldet: „Meine Capitelrede, (Rede vor den Mitgliedern des Capitels) die so demokràtisch war, daß sie von anders Denkenden belacht wurde, war gutentheils improvisirt." Ungeschicktes und unredliches Treiben einiger französischen Agenten schwächten und lähmten außerdem den demokratischen Heerbann. Bansi, von hüben und drüben verdächtigt und voller Klagen über das Ausbleiben französischer Gelder, auf die er rechnete, wandte sich aus Basel, wo er offenbar in politischen Angelegenheiten weilte und auch kein völliges Vertrauen fand, an Salis um ein Zeugnis über seinen Patriotismus. „Die Franken sind uns Bündner Redlichen so unhold als kaum faßlich. Wir vermögen aber nichts, daß ihre Agenten sich nicht besser benehmen ... Ich will hier bezahlt sein — keine Pension — und

[1] Unleserlich.

Bezahlung lehnt man mir ziemlich dumm ab. Um Dienste der Menschenrettung ansuchen und nach geleisteter fortdauernder wachsamer Achtung nicht Ausgaben zu erlegen scheint eine der Losungen der Frankenagenten. Oder deutlicher: ein Agent sucht den andern zu verkleinern, um sich zu erheben — bereichern." Salis konnte das verlangte Certificat, von dem die erwähnte Bezahlung abhieng, für Bansi mündlich ausstellen. „Die Ankunft des Landvogt Legrand aus Basel, des vertrauten Freunds von Ochs . . . gab mir erwünschte Gelegenheit", meldet er am 29. Juli 1795, „mündlich dem unbegreiflichen Argwohn zu widersprechen . . . Wir dürfen hoffen, hierin der Ihnen ungünstigen Stimmung der Gemüther in Basel, soviel es an den Kräften der Bündner Patrioten lag, entgegengearbeitet zu haben." Doch hätte er sich, obgleich ein schlechter Menschenkenner, wohl bald nachher nicht mehr bei diesem Worte behaften lassen, indem er in seinen Briefen eine merkliche Zurückhaltung gegen Bansi an den Tag zu legen begann.

Das Jahr 1796 schien den Geschicken Graubündens eine entscheidende Wendung geben zu wollen. Am 24. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in Mailand, und da nun die österreichische Herrschaft in Oberitalien erloschen war, so mußte die veränderte Sachlage die Stellung der Untertanenlande gewaltig verändern. Wenn das Veltlin für die Regierenden noch zu retten war, so konnte das nur durch Verhandlungen mit der französischen Republik, mit Bonaparte geschehen. Aber so sehr er Bünden durch Abordnung des Gesandten Comeyras entgegenkam, man konnte sich zu keinem Vorgehen einigen. Die Patrioten brannten vor Ungeduld, und von ihrer Seite gieng ein Schritt aus, der dem Lande die italienische Getreidezufuhr sicherte. Der Verkehr, in welchen Comeyras — er wohnte im Seminar zu Reichenau bei Chur, also in Salis' Nähe — mit den Bündner Patrioten trat, lief zum Teil durch Salis' Hände, ohne daß sich dieser übrigens einen kräftigern Einfluß zuzuschreiben in der Lage oder wohl auch nur Willens war. „Ich habe", teilt er Bansi am 8. Juni 1796 mit, „Ihre Bestellung an Bürger Comeyras gebracht, und Sie werden zweifelsohne eine Antwort auch von ihm erhalten. Was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Bündner Vaterlandsfreunde bereits zu der Zeit des Einfalls der Franken in die

Lombardei ihre Aufmerksamkeit darauf verwendet haben, uns die Zufuhr des Getreides von italienischer Seite ferner zuzusichern; in dieser Absicht unternahm Freund Jost seine Reise nach Mailand, wo er von Salicetti und Bonaparte die besten Versicherungen erhalten hat, daß keine Sperrung gegen Bünden statthaben und das benöthigte Korn für Bünden frei ausgeführt werden soll ... Das Bedenkliche und vielleicht ebenso Günstige als Unwiederbringliche unserer Zeitumstände wird Ihrem patriotischen Beobachtungsgeist nicht entgangen sein. In diesem Augenblicke sollte man wünschen, daß wir eine Regierung hätten oder ein Volk, das die Umstände zu benutzen wüßte — da aber die aristokratischen, d. h. selbstsüchtigen Einschläferer noch ihr Wesen treiben und die Volksfreunde in Bünden sehr zerstreut sind, dürfte Vieles, was geschehen sollte, unterbleiben. Die Gegner der Franken arbeiten indeß sehr emsig in ihren Lügenfabriken." Als sich Comeyras im Juli wieder in Italien befand, wies Salis seinen Freund an Planta, Jost und Rascher, welche das ausschließliche Vertrauen des französischen Residenten besäßen; den Vorschlag Bansis, selbst mit Aufträgen zu den Franken zu gehen, lehnte er ab. „Was die fränkische Gesandtschaft anbetrifft, gestehe ich Ihnen, daß ich ein ausschließendes Vertrauen von derselben vermuthlich nicht haben könnte und gewiß nicht haben will. Ich bin nur ein neutraler Prättigauer, der aber doch die Franken, als Geißel jeder Aristokratie, liebt und ehrt; Intimität fremder Gesandter aber werde ich wegen meiner glücklichen Unbedeutsamkeit und freiem undiplomatischem Wesen weder erlangen noch verdienen; es lebe die Independenz!"

Die Verhandlungen[1] der Bünde mit Bonaparte über das Verhältnis der Veltliner zum regierenden Staate hatten sich bis ins Jahr 1797 unfruchtbar dahingeschleppt. Da trat im Mai das lange Befürchtete ein: das Veltlin, Worms und Cläven suchten bei Bonaparte um Aufnahme in die cisalpinische Republik nach. Die einzige Möglichkeit, die Untertanenlande bei Bünden zu erhalten, lag in dem Entschluß, sie zu gleichen Rechten als

[1] Über diese und die nachfolgenden Ereignisse vergl. auch: Die letzten Wirren des Freistaates der drei Bünde (vom Frühling 1797 bis Frühling 1799), von weil. Vincenz von Planta, herausgegeben von P. C. Planta, Chur 1857.

vierten Bund aufzunehmen. Über diese Eventualität verhandelte die Regierung mit Napoleon und den Gemeinden, ohne zu einer Einigung zu gelangen, bis in den Oktober hinein, obwohl Bonaparte den zehnten September als Endfrist festgesetzt hatte. Am 28. Oktober erfolgte die Einverleibung der Untertanenländer in die cisalpinische Republik, und bald darauf sprach das Veltliner Revolutionskomite alles bündnerische Privateigentum auf dem Grund und Boden der Untertanenlande dem Fiskus zu, als Entschädigung für alte Bedrückung und Ausbeutung. Diese harte Maßregel traf vorab die Familie Salis, der man nicht zum wenigsten den schleppenden Gang der Einverleibungsverhandlungen zumaß. Wie jeder Einsichtige damals, so sah auch Salis diese Dinge kommen, zu deren Abwendung sich die zerklüftete Patriotenpartei dergestalt unfähig erwies, daß er den Geschmack an ihr beträchtlich verlor und sich in eine völlig zuwartende Stellung zurückzog. „Bloß Freunde einer gemeinschaftlichen Sache" — der an Bansi gerichtete Brief datirt vom fünften April, also mehr als ein halbes Jahr vor dem Verlust der Untertanenlande — „werden oft Mißtrauen haben und dadurch zuweilen ihrem Zwecke dienen — öfter schaden; überhaupt lehrt die Erfahrung, daß ein Zutrauen auf gegenseitige Rechtschaffenheit und Redlichkeit ein minder festes Band um eine Partei schlingt, als das Zutrauen in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen der Glieder eines Bundes, den Vertheidigung gemeinsamer Mißbräuche zusammenfügte, und die Klage ist nicht unbegründet, daß mehr Einheit in den verderblichen Entwürfen des aristokratischen Privatinteresses als den patriotischen Betreibungen des Gemeinwohls ist. Gemeinsamer Haß der Despotie kann als Leidenschaft zwar auf Augenblicke, nur Gleichheit der Grundsätze und Vernunft auf stets zusammenhalten. Nach diesen allgemeinen Sätzen gestehe ich Ihnen, daß, obgleich unter den Patrioten redlicher Vaterlandsfreunde nicht wenige sind, ich dennoch meine größten Hoffnungen auf Männer aus dem Volke verlegt habe, wenn es je dazu kommen sollte, daß eine zahlreiche Repraesentation (heiße man es nun Landtag oder wie man wolle) unsere äußern und innern Verhältnisse aus der Verwirrung zu reißen beauftragt würde ... In unserer Lage gegen das Veltlin sind seit Bergamos und Brescias Umarbeitung große Veränderungen der Verhältnisse vorgegangen. Wenn nur

wurde . . . von den Bauern vorbeschieden, weil sie Commissär Sprecher, Salis=Sils und Ruedi wegen in Mailand vergebener hoher Rechte angeklagt hatten; da ihnen aber alle Beweise abgiengen, so wurden sie als Verläumder bestraft. Die Quelle dieser weitaussehenden Revolution finde ich einzig in dem allgemeinen Mißvergnügen mit dem Sudelgeist unsrer bisherigen Rathslenker, so sehr auch eine gewisse boshafte Parthie sich bemüht, französische Anzettelungen glauben zu machen; es ist evident, daß der Zweck dieser Leute nur der ist, Oesterreich dadurch wieder zu reizen, um geschirmt zu werden. Nicht Frankreich, nicht die Patrioten sind Schuld an diesem Aufwachen des Landvolks; das allgemeine Mißtrauen des Volkes gegen die Herren, sogar gegen seine Freunde, erweist das Letztere denen, wo sehen wollen. Baron Cronthal hat sich . . . entfernt, ehe Gefahr da war, und durch drei Briefe aus Feldkirch . . fruchtlos gedroht, fruchtlos geschmeichelt. Man sagt, er sei zurückgekommen und in Räzüns. Vicari Gaudenz Planta hat sich edel betragen, ohne Rachgier, und seine Angabe gegen den Minister erst bekräftigt, nachdem er dazu gezwungen war; der letztere hat sich selbst gestellt, seine Vertheidigung war aber zweckwidrig, und er wurde vom erbitterten Volk mit Schmach überschüttet . . . . Es ist zu befürchten, daß beide, die erhitzten Schreier und die, deren Zweck es ist, Verbrechen verhüllt zu behalten, zweckwidrige Mittel ergreifen und die Untersuchung erschweren werden. Der redliche Freund der Wahrheit und des Vaterlands sieht, daß schon Methode und Formen nichts geachtet werden, ohne welche die Sachen bei edeln Absichten mehr sich verwirren als entwirren."

Die Fehler und Übertreibungen der politischen Gesinnungsgenossen, auf welche der Schluß des eben mitgeteilten Briefes zielt, bereiteten Salis manchen Verdruß, wie ihm die entschiedene Parteinahme Angriffe und Verdächtigungen der Gegner zuzog. Aber all das hielt ihn nicht davon ab, der guten Sache unentwegt zu dienen und ihr seine Kräfte zu leihen, so weit sich dies mit seiner Individualität vertrug. Er suchte die dringendsten Reformen freilich nicht da, wo die erhitzte Leidenschaft der demokratischen Neuerer in erster Linie glaubte Hand ans Werk legen zu müssen. Da er in der Volksbildung das erste Erfordernis der Volksbefreiung erblickte,

so arbeitete er einen Entwurf über Volkserziehung aus, der nicht gedruckt wurde und verschollen ist, es wäre denn, daß er mit dem von Conradin von Moor[1] erwähnten Vorschlag zur Verbesserung des Schulwesens zusammenfiele: Dieser Entwurf verlangte eine Landesschule, die zwar keine allgemeine Bildung bieten, aber die Besucher nach zweijährigem Kursus, der auf hundert Brabanter Thaler berechnet war, so weit bringen sollte, daß sie zur Besetzung der Staatsstellen befähigt würden; einer solchen Bildung, die sonst nur auf dem kostspieligen Weg des Unterrichts durch einen Hauslehrer oder durch Universitätsstudien sich erlangen ließ, ermangelten aber damals die Staatsdiener oft genug. Die Gemeindeschulordnung enthielt die Forderung, „die Knaben jedes Dorfes sollten, ehe sie zur Ausübung ihrer Stimmrechte zugelassen werden, öffentlich einige Wochen vor der Besatzung (Aemterbesetzung) in der Verfassungskunde und Landesgeschichte Unterricht empfangen." Während diese Vorschläge an der Beschränktheit der Volksvertreter scheiterten, fand sein anderer Vorschlag, über Volksbewaffnung, insofern Gnade, als er eine offizielle Drucklegung erlebte. Aber auch diesen sah er abgelehnt, wahrscheinlich weil er mit den Bestimmungen, daß die Gemeinden die nötigen Waffen anschaffen und die militärischen Übungen überwachen sollten, an den Beutel und den Patriotismus der Bauern zu starke Ansprüche erhob.

Salis schrieb über diesen Mißerfolg an Bansi: „Ich habe mit redlicher, rücksichtsloser Bereitwilligkeit meine Entwürfe über Erziehung und Bewaffnung eingegeben, und der letzte ist im Druck erschienen. So wenig Verdienst sie haben, so glaube ich doch, daß andere Gründe als ihr Gehalt ihre Ausführung hinderten. Cronthal beehrte den letztern durch äußerste Mißbilligung." Er tat auch im nämlichen Brief einige für seine Ansichten bezeichnende Äußerungen: „Der Angeber, welcher Ihnen behauptete, ich wäre mißvergnügt mit dem Gesetz zur Aufhebung des Adels, ist nicht gemacht, mich gründlich zu beurtheilen, oder mir zweckmäßig unhold. Man kann den Junkergeist und das Junkeriren nicht mehr verabscheuen als ich; freilich wäre es nöthiger, den Junkersinn als das Wort zu zerstören; es ist eine Anmaßung, verachten zu lehren,

[1] Geschichte von Currätien u. s. w. II. 1210.

was nicht gesetzlich in Bünden sein kann. Doch genug zur Vertheidigung gegen einen Angeber, der meine Grundsätze nicht kennen wollte. Ihnen, Werthester, sind sie ja bekannt. Daß ich in den Verhandlungen der Standesversammlungen, auch als freier Bündner, manches besser zu wünschen mir erlaubte, das ist wahr; es war ....[1] viel Gemeinnütziges, in's Große gehendes auszuführen, aber man spannte den Pflug vor die Ochsen und behielt die wichtigsten Verordnungen auf das Letzte auf, und da war das Volk schon lau. Für Verproviantirung, Erziehung, Bewaffnung, äußere Verhältnisse und Dämmung des Junkergeists wurde wenig gethan."

Die Jahre 1794 und 1795 scheinen Salis keine weitere Gelegenheit zum Eingreifen in den Lauf der politischen Verhältnisse geboten zu haben, wozu übrigens der unerquickliche Zustand des Landes auch wenig verlocken konnte. Österreich drohte das Vorgehen der Standesversammlungen mit Sistirung der Pensionsgelder zu erwidern, worauf von seiten Graubündens Beschlüsse und Gegenerklärungen erfolgten, die bei aller entschiedenen Wahrung der alten Rechte doch für ein kräftiges Zugreifen der französisch-demokratischen Partei keine rechte Handhabe boten, abgesehen davon, daß es ihr auch an mannhafter Entschlossenheit gefehlt haben mag, denn Salis schrieb damals: „Wenn wir uns nur nie schrecken ließen, es würde Alles gut gehen." Er selbst hielt mit seinen Meinungen nicht hinterm Berg, worüber er im Oktober 1795 Bansi meldet: „Meine Capitelrede, (Rede vor den Mitgliedern des Capitels) die so demokratisch war, daß sie von anders Denkenden belacht wurde, war gutentheils improvisirt." Ungeschicktes und unredliches Treiben einiger französischen Agenten schwächten und lähmten außerdem den demokratischen Heerbann. Bansi, von hüben und drüben verdächtigt und voller Klagen über das Ausbleiben französischer Gelder, auf die er rechnete, wandte sich aus Basel, wo er offenbar in politischen Angelegenheiten weilte und auch kein völliges Vertrauen fand, an Salis um ein Zeugnis über seinen Patriotismus. „Die Franken sind uns Bündner Redlichen so unhold als kaum faßlich. Wir vermögen aber nichts, daß ihre Agenten sich nicht besser benehmen ... Ich will hier bezahlt sein — keine Pension — und

[1] Unleserlich.

Bezahlung lehnt man mir ziemlich dumm ab. Um Dienste der Menschenrettung ansuchen und nach geleisteter fortdauernder wachsamer Achtung nicht Ausgaben zu erlegen scheint eine der Losungen der Frankenagenten. Oder deutlicher: ein Agent sucht den andern zu verkleinern, um sich zu erheben — bereichern." Salis konnte das verlangte Certificat, von dem die erwähnte Bezahlung abhieng, für Bansi mündlich ausstellen. „Die Ankunft des Landvogt Legrand aus Basel, des vertrauten Freunds von Ochs ... gab mir erwünschte Gelegenheit", meldet er am 29. Juli 1795, „mündlich dem unbegreiflichen Argwohn zu widersprechen ... Wir dürfen hoffen, hierin der Ihnen ungünstigen Stimmung der Gemüther in Basel, soviel es an den Kräften der Bündner Patrioten lag, entgegengearbeitet zu haben." Doch hätte er sich, obgleich ein schlechter Menschenkenner, wohl bald nachher nicht mehr bei diesem Worte behaften lassen, indem er in seinen Briefen eine merkliche Zurückhaltung gegen Bansi an den Tag zu legen begann.

Das Jahr 1796 schien den Geschicken Graubündens eine entscheidende Wendung geben zu wollen. Am 24. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in Mailand, und da nun die österreichische Herrschaft in Oberitalien erloschen war, so mußte die veränderte Sachlage die Stellung der Untertanenlande gewaltig verändern. Wenn das Veltlin für die Regierenden noch zu retten war, so konnte das nur durch Verhandlungen mit der französischen Republik, mit Bonaparte geschehen. Aber so sehr er Bünden durch Abordnung des Gesandten Comeyras entgegenkam, man konnte sich zu keinem Vorgehen einigen. Die Patrioten brannten vor Ungeduld, und von ihrer Seite gieng ein Schritt aus, der dem Lande die italienische Getreidezufuhr sicherte. Der Verkehr, in welchen Comeyras — er wohnte im Seminar zu Reichenau bei Chur, also in Salis' Nähe — mit den Bündner Patrioten trat, lief zum Teil durch Salis' Hände, ohne daß sich dieser übrigens einen kräftigern Einfluß zuzuschreiben in der Lage oder wohl auch nur Willens war. „Ich habe", teilt er Bansi am 8. Juni 1796 mit, „Ihre Bestellung an Bürger Comeyras gebracht, und Sie werden zweifelsohne eine Antwort auch von ihm erhalten. Was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Bündner Vaterlandsfreunde bereits zu der Zeit des Einfalls der Franken in die

Schon drohte eine Verfolgung der Unterlegenen auszubrechen, da und dort mußten sie Excesse erleiden, und schon wurde der Vorschlag laut, alle Patrioten vogelfrei zu erklären; Guyot, dessen taktloses Benehmen die Gegensätze erst recht verschärft hatte, fand sich im Sommer bewogen, Frau und Kinder über die Grenze zu bringen. Vielleicht arbeitete Salis, der für sich und die Seinigen offenbar nichts befürchtete, damals an dem Plane einer neuen Militärorganisation mit, welcher nebst politischen Mitteilungen an die Gemeinden geschickt und von diesen teilweise angenommen, aber niemals ausgeführt wurde. In einer andern Sache ist seine Mithülfe zwar nicht verbürgt, doch wahrscheinlich genug; sie betraf die Anschlußfrage. Bei der Gemeindeabstimmung hatte sich die Herrschaft Maienfeld einstimmig für den Anschluß an das angrenzende Helvetien erklärt, und darum gedachten nun die Patrioten dieses Gebiet zu ihrer Operationsbasis zu machen. Die Gemeinde Malans sollte durch einen an alle Gleichgesinnten gerichteten Aufruf einen Protest gegen die schon erwähnte, den Anschluß ablehnende Abstimmung zu Wege bringen, eine neue Abstimmung begehren und mit dem Austritt aus dem bündnerischen Staatsverband und mit freiwilligem Eintritt in den Verband der helvetischen Republik drohen. Diese Erklärung der Malanser erfolgte am ersten August und durchbrach den letzten Damm der Mäßigung. Während die Patrioten Freiheitsbäume errichteten — auch damit machte wieder Malans den Anfang — und sich helvetische Kokarden ansteckten, ließ sich die gereizte Gegenpartei zu Gewalttaten hinreißen, indem in einzelnen Dörfern die Patrioten blutig mißhandelt, zu Chur die Pulvermagazine geplündert wurden. Auf beiden Seiten taten sich bewaffnete Banden auf, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Ein Churer Bürger verübte den frechen Witz, dem Hunde Guyots die helvetische Kokarde an den Schwanz zu binden. Guyot nahm die Patrioten in einem energischen Schreiben unter seinen Schutz, wobei er Verwahrung gegen das Gerücht einlegte, seine Schützlinge hätten den Einmarsch fränkischer Truppen begehrt. Unterdessen hatte die Salissche Partei bereits Österreich angerufen, und schon standen österreichische Truppen an der Grenze. Von dem fanatisirten Volke an Leib und Leben bedroht, räumten die meisten Patrioten flüchtend ihre Heimat.

Auch Salis' Tage im Vaterlande waren vorläufig gezählt. Zur Zeit des großen Viehmarktes (30. Sept. auf 1. Okt.) hatten die Gegner die zahlreich zuziehende Bauernschaft auf die Patrioten gehetzt, und die gedungenen Bauern des Schanfiggertales überfielen Chur. Schon vor diesem Überfall, den er wahrscheinlich vorausausgesehen, hatte sich Salis vermutlich ganz unbehelligt nach Ragaz begeben. Die Frau, zu ihrer Mutter nach Tamins gebracht, schloß sich, wie eine allerdings nicht völlig zuverlässige Familientradition berichtet, mitten in der Nacht dem großen Haufen der vor der Wut der Bauern flüchtenden Patrioten an und traf, nachdem sie mit ihren Kindern den Kunkelserpaß überschritten, wo man ihnen in der Nacht noch Flintenschüsse nachschickte, mit dem Gatten in Ragaz zusammen. Möglicherweise aber ist sie auch erst später geflohen, es sei denn, daß sie nach dem ersten Schreck und da sie wohl weniger zu befürchten hatte als ihr Mann, nach Chur zurückkehrte.[1] Hier befand sie sich wenigstens am 8. Oktober, wie folgender unter diesem Datum von Salis in Reichenau geschriebener Brief beweist: „Um Dich, theure Freundin, gänzlich zu beruhigen, melde ich Dir, daß ich glücklich und unangefochten in Reichenau angekommen. Unsere Freunde samt R.[2] habe ich nicht mehr hier angetroffen; sie sind bereits in Helvetien und über den Berg. Ich überlasse es Deiner Klugheit und Deinem Gutfinden, ob Du hieher kommen, oder ich nach Chur zurückkehren soll. Auf keinen Fall laß' mich ohne Nachricht von Dir. Wenn die Sachen bunt hergehen und sich nicht beruhigen, so ist der Resident nicht mehr zu bewegen, länger im Lande zu bleiben — und dann wehe dem armen Vaterlande! . . Jedoch wenn ich die manchen falschen Allarme bedenke, vermuthe ich, daß auch diese vorübergehen und am Ende unbedeutend werden. Lebe wohl, liebste Beste, die im andern Hause kannst Du beruhigen, R. samt sieben andern Patrioten ist heute Abend in Ragaz. Ich umarme Dich innig, Du Einzige, samt den Kindern."

Wie gegen einzelne Männer, so gieng man auch gegen die patriotisch gesinnten Gemeinden Maienfeld und Malans gewalt-

[1] Weder die gedruckten noch die ungedruckten Quellen bieten über die hieher gehörenden Tatsachen und Daten hinreichende Klarheit. Jedenfalls scheint Zschokkes romantische Darstellung der Flucht nicht richtig zu sein.

[2] Rascher oder Roffler?

tätig vor, die sich bewaffnet und den militärisch wichtigen Luzien-steig gegen die Österreicher besetzt hatten. Dieser Schritt und der Angriff einiger Malanser auf eine Patrouille des Kriegsrats, welcher den drei wiederum an die Stelle der außerordentlichen Landtage getretenen Standeshäuptern beigeordnet worden war[1], führten schließlich dazu, daß die beiden Gemeinden besetzt und entwaffnet wurden, worauf man aus ihrer Mitte Geiseln nach Chur wegschleppte.

Die Aktion endete mit einem völligen Sieg der österreichisch Gesinnten, die sich nicht damit begnügten, ihre Widersacher gebändigt oder vertrieben zu haben. Das Vermögen der Geflüchteten, deren Zahl H. Zschokke auf ein halbes Tausend schätzt, wurde mit Beschlag belegt und mit Konfiskation bedroht; den zurückgebliebenen Eltern, Gattinnen und Freunden untersagte man jede Unterstützung der Emigranten; ihnen auch nur zu schreiben schien bei der völligen Unsicherheit des Briefgeheimnisses nicht rätlich. Am 10. Oktober verließ auch Guyot Graubünden. „Die Aechtung der Patrioten", schrieb dieser damals an Zschokke, „hat ihren Gipfel erreicht. Mehr denn fünfhundert derselben sind auf der Flucht. Weiber und Kinder haben sich mit ihnen gerettet. Der Anblick zerreißt mir das Herz."

Schon Mitte August hatten die Gemeinden Malans und Maienfeld Zschokke und Tscharner nach Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, abgesandt, wo sie für die patriotischen Gemeinden und jene Emigranten, die aus Furcht vor Mißhandlungen schon im Laufe des Sommers die Heimat verlassen hatten, das helvetische Bürgerrecht verlangen sollten. Am 13. Oktober wandte sich nun Zschokke an das französische Direktorium, um es zu einem kräftigen Einschreiten in Bünden zu veranlassen; aber die fränkische Regierung hütete sich wohl, durch eine bewaffnete Intervention einen verfrühten casus belli gegen Österreich zu schaffen. Dafür erhielt Zschokke am 22. Oktober wenigstens die feierliche Zusage, die bündnerischen Patrioten seien dem besondern Schutz der helvetischen Republik unterstellt, die sich namentlich eine tätige Unterstützung der Notleidenden würde angelegen sein lassen. Als er dem Direktorium bei seiner Übersiedlung von Aarau nach

[1] C. v. Moor II. 1278.

Luzern gefolgt war, traf eines Tags eine Deputation der Patrioten bei ihm ein: es waren Martin Bavier, Ambrosius von Planta und Johann Gaudenz von Salis. Er teilte den dreien die Beschlüsse der gesetzgebenden Räte mit. „Eine tiefe Rührung bemächtigte sich unsrer Aller. Wir beschlossen, den Gesetzgebern im Namen der Getrösteten unsern Dank öffentlich zu bezeugen. Man beauftragte mich[1], für sie das Wort zu führen."[2] Zschokkes Rede im gesetzgebenden Rat fand am 24. Oktober statt; eine ähnliche am folgenden Tag im Senat gehaltene Ansprache wurde durch das Beifallklatschen der ganzen Körperschaft und durch den Bruderkuß des Präsidenten belohnt.

Ob Salis zwischen seiner Flucht und der Luzerner Deputationsreise sich noch einmal nach Chur wagte, ob er von Ragaz aus, wo sich die Vertriebenen zunächst sammelten, bereits eine Übersiedlung nach Zürich betrieben hatte, läßt sich nicht ermitteln. In Zürich hoffte er eine neue Heimat zu finden. Zur Zeit seines Luzerner Aufenthaltes befand sich Ursina bereits dort, nach dem Fragment einer Briefadresse zu schließen im Gasthof zum „rothen Haus"; und nach Zürich sind die folgenden undatirten, offenbar in Luzern geschriebenen Zeilen gerichtet: „Im Gewühle der Geschäfte, geliebte Freundin, kann ich Dir nur kurz, aber desto herzlicher meinen Gruß zurufen. Ich habe Deinen lieben trefflichen Brief durch den Residenten empfangen. Morgen kehrt er nach Zürich zurück und ich werde ihm Donnerstag oder doch spätestens künftigen Freitag gewiß folgen. Man empfängt uns hier mit Theilnahme und warmem Eifer. Unter den Repraesentanten fand ich noch manchen Freund, den ich in frühern Jahren gekannt, seither aber aus dem Gesichte verloren. — Wie wenig ist aber

[1] In seiner Selbstschau S. 129 erzählt Zschokke, Salis sei mit dieser Dankrede beauftragt worden. Er „schrieb und lernte nun, Tag und Nacht, an seiner Rede. Als aber der bestimmte Augenblick erschien, hatte der liebe Mann unglücklicherweise Alles rein wieder vergessen. Man denke sich die Verlegenheit des Redners, die Angst der Deputation, die in meinem Zimmer auf- und ablief und die ganze Geschichte von Herzen verwünschte. Der komische Auftritt preßte mir das unbarmherzigste Gelächter aus"; er habe dann die betreffende Rede gehalten. Bei Salis' weltmännischer Gewandtheit bleibt diese Geschichte immerhin auffallend.

[2] H. Zschokke: Hist. Denkwürdigkeiten der helv. Staatsumwälzung. I. 256.

alle Freundschaft gegen die wahre Liebe, und diese wohnt allein in Deiner Nähe und zieht mich immer zu Dir aus der Entfernung zurück. Küße unsere Kinder und bleibe immer unser Engel."

In Zürich hoffte Salis die süße Einsamkeit der ersten Ehestandsjahre wiederzufinden, was er in einer bis zum Jahr 1799 reichenden Skizze seines Lebensganges andeutet: „1798 Oktober. Bei Entstehung neuer Volksunruhen wegen der vorgeschlagenen nähern Anschließung an die Schweiz und bei Besetzung unserer Grenzen durch die Franzosen und Bezug des Landes durch die Österreicher zog ich mich mit meiner Familie nach Zürich zurück und hoffte da auf meinen Gütern[1] ruhig leben zu können, als mir ganz unerwartet und ungesucht die Rolle eines Generalinspectors und Chefs der Miliz dieses Kantons angetragen wurde. Den Winter über mit der Organisation der Milizen beschäftiget und in einen Ausschuß nach Luzern berufen." Unterdessen hatte er in Zürich im sogenannten „weißen Thurn" in der Brunngasse eine Wohnung gefunden, mit bescheidenem Hausrat ausgerüstet — denn seine Habe in der Heimat war mit Beschlag belegt — und mit den Seinigen bezogen. Aber das ruhige Leben im Familienkreise, auf das er gerechnet, war ihm vorläufig noch nicht beschieden.

XVI. Im Dienst der Helvetik.

1798—1803.

Unlang nach der Ernennung zum Generalinspektor und Chef der Zürcher Miliz[2] wurde Salis, gleichfalls im Jahre 1798, die nämliche Stellung bei den Schaffhauser Milizen übertragen. Folgen=

[1] Neben den früher erwähnten Gütern in Meilen besaß die Familie Salis auch ein Gut in Küßnacht bei Zürich.

[2] Über Rang, Sold u. s. w. eines Generalinspektors vergl. Boillot: Essais de levée et d'organisation d'une force nationale en Suisse, novembre 1798 a mars 1800. (pg. 20 und 21.)

reicher erwies sich für ihn die Berufung in die Militärkommission, welche die Organisation der helvetischen Armee für den bevorstehenden Kampf zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten Österreich und Rußland an die Hand nehmen sollte. Es war für die junge helvetische Republik ein schweres Stück Arbeit, mitten in dem schwierigen Übergang zur neuen Staatsform und bei einer fast völligen Entblößung von allen Hilfsmitteln in wenigen Monaten ein kriegstüchtiges Heer auf die Beine zu bringen. Schon im November hatte Frankreich die Aufstellung von 18,000 Mann sog. Auxiliarbrigaden verlangt, die durch freiwillige Werbung aufgebracht und ganz zur Verfügung des französischen Direktoriums gestellt werden sollten. Da aber die Werbung nicht verfieng und die Schaffung der „helvetischen Legion", die als Kern einer künftigen helvetischen Armee und als eine speziell der helvetischen Regierung unterstellte Truppe betrachtet wurde, den numerischen Forderungen der Franken nicht entsprach, so entstand der Plan, zur Vermehrung ihrer Streitkräfte ein schweizerisches Milizheer ins Leben zu rufen, und diesen Plan zu beraten und im Einzelnen auszuarbeiten war die Aufgabe der im Dezember 1798 zu Luzern zusammentretenden Militärkommission[1], in welche auch Salis einen Ruf erhielt. Neben seinen militärischen Arbeiten fand er Zeit und Gelegenheit, sich der vertriebenen Bündner Patrioten anzunehmen, wofür folgender, nur mit J. G. Salis, wie er sich schon lange schrieb, unterzeichneter und vielleicht halb offizieller Brief Zeugnis ablegt, den er an die Bürger Florin und Bansi richtete und in welchem seine sonst einfache Schreibweise sich von den damals im Schwange gehenden Freiheitstiraden merklich gefärbt zeigt. „Bürger und Freunde! Der Brief, den Ihr einigen Mitfreunden und mir von Mailand unterm 27. November geschrieben, ist mir von Seiten des Direktor Ochs zugeschickt worden. Unsere Freunde Sprecher, Rascher und J. Bavier sind nicht in Luzern; der erste ist noch nicht angekommen und die beiden letzten sind in Stäfa. Auch ich befand mich nur zufällig hier, indem ich eben zu einem Ausschuß berufen worden, der an der dringenden Organisation

[1] Vergl. Adolf Frey. Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis 1799. Seite 11. Zürich 1888.

der bewaffneten Macht arbeiten soll. Euren Brief habe ich an unsre Freunde zur fernern Einsicht und Erwägung befördert. Es thut mir leid, daß wir Alle so zerstreut sind und ich Euch nicht ihr aller Meinung, ihre Vorschläge, ihre Entwürfe und, ich weiß es, ihr aller Dank zugleich und gesamt vorlegen kann. — Wohl, Bürger und Freunde, Eure Thätigkeit für die gute Sache und die Aussichten, die Ihr Euch bei dem Obergeneral Joubert eröffnet, soll alle Mitgenossen Eures Schicksals, alle Eure Mitrefugiés (denn kein Patriot muß den geschändeten Namen Emigrant führen) herzlich freuen. Möchte doch jeder in seinem Winkel thun, was er kann, mit Geduld und Muth und Hoffnung und Beharrlichkeit und Eintracht. So aber suchten Manche nur Ruhe und ein Dachsenloch für den Winterschlaf. — Es wird mich sehr freuen, wenn einer von Euch in unsre Gegend kömmt, weil ich noch hier bin. Unsre Direktoren und der gesündeste Theil der Gesetzgeber sieht in den Bündner Patrioten künftige Helvetier, die im Tiegel der Verfolgung geläutert werden. So lange sonst noch die Zunge in der Waage für Krieg oder Frieden unstät schwankt, so lange weiß das Mündel oder Vogtkind der großen Republik so wenig über seine eigene Zukunft als über die unsrige. Nur zweifle keiner an der Sache der Republiken, die, wie Bünden, nur durch Schildwachen von andern Freistaaten getrennt und für jeden, der diese überspringt, mit dem großen Frankengebiete zusammenhängt. Die Adlerstange, die in Chur aufgerichtet worden, wird bald dem Freiheitsbaum Platz machen und ihren Errichtern auf den Kopf fallen: welch eine Kur wird der Aufenthalt der Weißröcke[1] für den Volksgeist werden, wenn man ihren Zwang und Druck wird empfunden haben. — Ihr fraget, Bürger, was wir hier aufgerichtet. Unsere frühern Verrichtungen vor der helvetischen Sache werden Euch bekannt sein. Wir haben sie für unsere Freunde als fliegende Blätter im Abdruck ausgestreut. — Wer Lust hat, in Thätigkeit gesetzt zu werden, findet Gelegenheit im Militair. Jost denkt an ein Etablissement mit den Dürftigern in Einsiedeln. Tscharner lebte bisher in Küßnacht, soll aber nach Stäfa gehen, Zschokke ist hier, Guyot blieb in Zürich in der Nähe von Schauenberg;

[1] Die Österreicher.

Guyot kann keine andere Absicht, keine andere Ehrenrettung kennen, als die Rettung von Rhätien. Perrochel ist als fränkischer Gesandter bei Helvetien vorgestellt, auch Commetti als cisalpinischer; beide werden hier geschätzt; der letztere könnte Mittelsmann werden. Meldet mir, Freunde, wenn Ihr hier Aufträge für die gute Sache habet; ich habe Gelegenheit, die Männer von Einfluß zu sehen. Lebet wohl. Gruß und Achtung."

Da der von der Kommission ausgearbeitete Entwurf zur Errichtung eines Milizheeres schon am 13. Dezember ans Licht trat, so wird Salis nicht lange in Luzern verweilt und auch an der politischen Schriftstellerei, die er in seinem Brief andeutet, nur geringen Teil gehabt haben, wenn er überhaupt, im Gegensatz zu dem schreibfertigen Zschokke, der damals auf dem Feld volkstümlicher Flugschriften und Artikel keinen Ebenbürtigen neben sich sah, etwas zu Papier brachte. Bald nach seiner Ankunft in Zürich traf ihn ein vom ersten Dezember datirter Brief der Brun, die ihm den Vorschlag machte, die Schweiz mit Dänemark[1] zu vertauschen. „Mein bester Salis, sagen Sie mir mit einem Worte, ob Sie bei der jetzigen Lage der Dinge sich entschließen könnten, Ihr Vaterland zu verlassen? Ob Sie fremde Dienste in Dänemark suchen und annehmen würden? Welchen Rang Sie als Offizier hatten, welches Gehalt ... Freilich: meine jetzigen Ideen sind nur ein Projekt im Fall sich im Vaterland alle Aussichten für dessen edelste Söhne schließen sollten." Es lag auf der Hand, daß Salis, dem eine neue Laufbahn im Dienste der Helvetik und nach dem Sieg der fränkischen Waffen die Rückkehr nach den heimatlichen Gefilden in Aussicht stand, den Antrag der Freundin von sich wies. „Ach, Euer Brief hat mich schmerzlich süß bewegt", lautete die Kopenhagener Antwort vom 16. Febr. 1799, „ich fühle und weiß nun: „Eurem Glücke nahet keine Woge des Schicksals." Reine himmlische, sanft befriedigte Liebe nimmt Euch in stillen Schatten und Euer edler Muth hebt Euch nur höher, wo andre sinken!" Übrigens setzte sie zu den empfindungsvollen Worten den praktischen Rat ihres Mannes, Salis möchte, was er an Geld, Wiener Fonds und dergl. Dingen besitze oder

[1] Wo seit 1798 auch Bonstetten lebte.

zu Geld machen könne, in dänische königliche oder Bankobligationen umtauschen, die 4% trügen und ohne Abzug ausgewechselt würden. Auf lange Jahre hinaus ist dies ihr letzter Brief an Salis, der sich erhalten hat. Er schrieb zum letzten Mal nach einem vollen Vierteljahrhundert, 1824; von schweren körperlichen Leiden und Schicksalsschlägen gebeugt, richtete die Greisin im Jahr 1833 noch einmal ein ausführliches Schreiben an Salis und Ursina, „an die unschreibseligsten aller gefühlvollen Wesen."

Bis zum Frühling 1799 beschäftigte sich Salis vorwiegend mit der Organisation der Zürcher und Schaffhauser Miliz, und das war, mochte die Stimmung in diesen beiden Kantonen augenblicklich auch eine bessere sein als anderwärts, kein leichtes Werk, weil die Ungeübtheit der Soldaten, die Unerfahrenheit der Offiziere, der Mangel an Geld sich der nötigsten Ausrüstung auf Schritt und Tritt in den Weg stellten. Immerhin gedieh ihm das Unternehmen so wohl, daß er mit den ersten marschfähigen Truppen von ungefähr 1500 Mann schon Ende März den Auftrag übernehmen konnte, einen in Mosnang und Flawyl ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen, wodurch ihm sofort mit Beginn des Feldzuges auch ein Kommando zufiel. Er stillte die Unruhen binnen wenigen Tagen und erwarb sich und der Mannschaft die öffentliche Anerkennung der helvetischen Regierung, daß sie sich, wie es in der beliebten Phraseologie jener Zeit lautete, „um das Vaterland wohl verdient gemacht habe." Er führte dann die durch neue Aushebungen verstärkte Truppe zur Deckung der Grenze an den Rhein nach Schaffhausen; die häufige Bewegung und der Aufenthalt in freier Luft kräftigten seine durch andauerndes Sitzen in der Schreibstube geschwächte Gesundheit, und das nunmehr in ernster nationaler Sache betriebene Soldatenhandwerk, das doch anderthalb Dezennien sein Beruf gewesen, erfrischte seine männliche Seele. Am 5. April — er stand schon am 2. am Rhein — erfolgte seine Ernennung zum Generaladjutanten[1] und bald darauf zum Generalstabschef der helvetischen Armee[2] sowie die Übertragung des Kommandos über den rechten Flügel derselben.

[1] Über die Uniform vergl. Boillot a. a. O. p. 33.

[2] Über seine Stellung und Aufgabe vergl. Boillot a. a. O p. 63 u. 117.

Die Soldaten der helvetischen Republik bezogen nämlich allmählig Stellung auf der langen Postenkette, welche Massena gegen einen Einbruch der Österreicher, der nach der Schlacht von Stockach jeden Augenblick zu erwarten war, von Schaffhausen bis Münsterlingen und Rorschach und von da bis nach Chur aufmarschiren ließ. Der linke helvetische Flügel stand, unter Webers Kommando, von Schaffhausen bis Winterthur und lehnte sich an General Vandamme, das Centrum mit Einschluß der Legion unter von der Weidts Befehl zwischen Winterthur und Rorschach[1] und der rechte Flügel lehnte sich vermutlich an diejenigen französischen Truppen, die, zwischen St. Gallen und Chur aufgestellt, die Armee Bellegardes und Hotzes im Schach halten sollten. Im Mai trat dann eine völlige Verschiebung dieser Linien ein.[2]

Ehe sich Salis nach St. Gallen begab, das für einige Zeit Sitz des helvetischen Generalstabes wurde, inspizirte er die zwischen Schaffhausen und Winterthur stehenden Truppen. Es geschah jedenfalls um diese Zeit, daß er für zwei Tage nach Zürich kam, um Frau und Kinder zu sehen und für ihre Zukunft zu sorgen. Zufällig traf er damals auch seinen ältesten Bruder, der mit einem Kontingent Malanser die Stadt passirte. Dagegen hinderten ihn die dienstlichen Obliegenheiten, wie er beabsichtigte, einen Besuch in Bünden zu machen, wo in Folge des Einmarsches von Massena ein Wechsel der Regierung und des Systems eingetreten und den vertriebenen Patrioten eine ehrenvolle Rückkehr ermöglicht war. Salis nahm seine Familie vorläufig mit nach St. Gallen; der letzte Brief an die Frau (in der Wohnung „zum weißen Thurn" an der Brunngasse in Zürich) datirt vom 13. April, von da bis zum 24. Mai hört die Korrespondenz auf, während ein Schreiben Ursinas an den Schwiegervater ihren und des Gatten Aufenthalt am Sitz des Generalstabs voraussetzt.

Die Stelle eines Generalstabschefs, von der er neue Pflichten

---

[1] Boillot (p. 122) kennt keine Einteilung nach Flügeln. Sie beruht aber auf den Briefen der einzelnen Kommandanten an Salis. (Vergl. A. Frey a. a. O. p. 43 und 44.)

[2] Vergl. über diese Fragen: Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis im Jahre 1799. Von Adolf Frey.

und eine in mancher Hinsicht verbesserte[1] Lage erwartete, brachte ihm zunächst endlose Schwierigkeiten und Verlegenheiten und in der Folge nur Opfer und Enttäuschungen aller Art, für welche ihn einzig das Bewußtsein entschädigte, seine Pflicht unentwegt erfüllt zu haben. Die schwierige Organisation des Dienstes, besonders des Nachrichtendienstes, die Aufgabe, für die noch kaum eingeübten Soldaten Offiziere zu finden, die oft unmöglich scheinende Beschaffung des Proviantes — ohne welchen „unsere Joggeli dieses Leben nicht sehr angenehm finden", wie einer der Befehlshaber berichtete — all das nahm Salis Tag und Nacht in Anspruch. Überdies ließen sich kaum Verwaltungs- und Bureau-Beamte[2] für die Armee auftreiben, deren Schaffung beim Volke überall auf Mißtrauen und Übelwollen stieß.

Im Mai gesellten sich zu den mühevollen Aufgaben des Generalstabschefs noch diejenigen des Kommandeurs. Nachdem die schweizerischen Truppen bereits Mitte April bei Schaffhausen, wo die Österreicher den Übergang versuchten, mit dem Feind geplänkelt hatten und im Laufe des nämlichen Monats zu verschiedenen Missionen gegen aufständische Landsleute da und dort verwendet worden waren, kamen sie am ersten Mai bei Werdenberg zuerst ernsthaft ins feindliche Feuer. Die junge Truppe hielt sich so gut, daß ihr die öffentliche Anerkennung des fränkischen Oberbefehlshabers ward, mit den französischen Truppen an Tapferkeit gewetteifert zu haben. Am vierten Mai meldete der helvetische Obergeneral Keller dem Generalstabschef, General Lecourbe sei im Inntal geschlagen worden, und sprach zugleich die verfrühte Befürchtung aus, die Österreicher ständen bereits vor den Toren Churs. In der neuen Disposition über die schweizerischen Truppen, welche diese Wendung der Dinge forderte, war Salis so wenig wie früher selbständig, sondern gänzlich an die Maßnahmen des französischen Hauptquartiers gebunden, wie er überdies als Kommandeur ver-

[1] Nach Boillot, Tableau IX, war für den Generalstabschef zuerst ein monatlicher Sold von 250, dann von 360 Schweizerfranken vorgesehen. Über die Stellung vergl. noch Boillot S. 63.

[2] Darüber Boillot p. 117 und 118. Ferner F. v. Wyß „Die helvetische Armee und ihr Civilkommissär Kuhn im Kriegsjahr 1799." (Zürcher Taschenbuch 1889.)

mutlich unter Keller stand. Ein Teil der Helveter wurde damals von der Mündung des Rheins in den Bodensee bis gegen Chur, ein anderer am Südufer des Bodensees aufgestellt. Am vierten Mai begannen sich die Franken und ihre Verbündeten gegen Zürich hin zurückzuziehen und konzentrirten sich in der Nacht vom 21./22. Mai hinter der Thur und der Töß. Am 23. überschritt der Erzherzog Karl den Rhein und näherte sich Hotze bis auf wenige Meilen. Am 24. nahm dieser St. Gallen. In diesen Tagen kämpften die helvetischen Truppen aufs tapferste bei Kaiserstuhl, Zurzach, Koblenz und auf den Vorposten bei Winterthur und Wülflingen gegen die Weißröcke. Am 25. wurde Frauenfeld der Mittelpunkt blutiger Kämpfe. Hier stand auch Salis im Feuer und mit ihm focht der größte Teil der helvetischen Armee, soweit sie kampffähig war, mit größter Auszeichnung und engverbunden mit den Franzosen. Der Obergeneral Keller hatte sich freilich betrunken und blieb dem Kampfe fern; der tapfere Weber[1] erhielt eine tötliche Schußwunde. Sein Kommando gieng noch am Schlachttag an Salis über, der erst am Morgen des 26., — es war zwei Uhr — endlich im stande war, seiner Frau einige Zeilen zu schreiben. „In diesem Augenblick, meine ewig Geliebteste, komme ich von dem Getümmel des Schlachtfeldes zurück, auf dem ich den ganzen Tag zubrachte und die Bataillone anführte, die der Generaladjutant Weber, der den schönen Tod für das Vaterland gestorben, die vorigen Tage anführte. Die Vorsehung hat mich Dir, meine liebe Mimi, erhalten; das Leben hat auch keinen höhern Werth für mich, als Deine Liebe, aber um Deinetwillen und für Dich zu leben, ist eine Gabe der Vorsehung!“ ... Am 27. und 28. war er wieder im Kampf; vom Schlachtfeld eben zurückgekehrt, verfaßte der Unermüdliche Nachts ein Uhr am 28. seinen Rapport an die Bürger Direktoren. Bereits gieng das Gerücht, der Oberbefehl über die helvetische Armee, dessen sich Keller unwürdig gemacht, solle ihm übertragen werden. „In diesem Augenblicke“, schreibt er in einem Postscriptum des Rapports, „theilt man mir die Entsetzung des Generals Keller mit und

[1] Johannes Weber, geb. 1752. Vergl. Zeerleder von Steinegg im Berner Taschenbuch 1867.

versichert mir, daß ich bis zu seiner Rechtfertigung das Kommando übernehmen soll. Ich bitte Sie auf das Dringendste, Bürger Direktoren, mich nicht mit einer Aufgabe zu bedenken, welche über meine Kräfte geht, besonders in einem für das Vaterland so kritischen und entscheidenden Moment." Er wünschte sogar längst, auch der Funktionen eines Generalstabschefs ledig zu sein. Denn mehr und mehr wurde die ihm aufgebürdete Last unerträglich. Als sich die französische Armee völlig auf Zürich zurückzog, zeigte es sich, daß die wenigen Tage seit den letzten standhaften Kämpfen um Winterthur und Frauenfeld ausgereicht hatten, den größten Teil des helvetischen Heeres aufzulösen. Unmutig über den Rückzug, wo sie gesiegt zu haben glaubten, ohne Sold und oft vom Nötigsten entblößt, sahen sich die helvetischen Soldaten zu einem Kampf gezwungen, der schließlich nur auf Kosten ihres Landes geführt wurde, ihre Felder und Dörfer verwüstete und ihnen in absehbarer Zeit doch kein Heil brachte. Es war der Fluch jener Tage, daß die militärischen Unterlassungssünden früherer Generationen sich an den Streitern der Helvetik rächten, die als Spielball der Franken, welche mehr Räuber als Befreier waren, das Vertrauen in ihre Sache und den moralischen Halt entbehrten, so daß sie, nachdem sie eben sich noch tapfer geschlagen, fluchend und entmutigt die Fahnen verließen.

In seiner Wohnung zu Zürich vom Gefühl der Vereinsamung doppelt niedergedrückt, sah Salis voll Bitterkeit das Schauspiel dieser Auflösung. „Von all den vielen Eliten, von all den ehmaligen vielverheißenden Schreiern bleibt noch ein kleines Häuflein von 3000 à 4000 Männern bei den Fahnen der Freiheit, angeschlossen an die Heere der Franken. Der Rest schwand, verlockt, verführt oder aufgerieben. Ich verspreche Dir, und ich wäre Deiner nicht werth, wenn ich nicht ausdauern würde mit den letzten." Im nämlichen an die Gattin gerichteten Briefe meldete Salis: „Das Directorium hat mir endlich die Bürde eines Chefs de l'état major abgenommen, und ich sollte die Truppen, die der selige Weber commandirte, anführen — wir erwarten aber alle Tage eine neue Organisation." Vermutlich fehlte dem Beschluß des Direktoriums Massenas Bestätigung, und so blieb Salis noch einige Zeit in seiner Doppelstellung, eifrig bemüht, die Überbleibsel

seiner Scharen, denen man inzwischen teilweise den Sold bezahlt, nach Massenas Weisungen um Zürich zu konzentriren.

Während der heißen Tage der ersten Schlacht bei Zürich (2.—4. Juni) stand er, meist an Massenas Seite, mitten in der Aktion; seine Berichte an das helvetische Direktorium, die den vollen Stempel der Wahrheit und Unmittelbarkeit tragen, stellen den helvetischen Truppen das beste Zeugnis aus. Er war mehr als ein Mal in Lebensgefahr. „Ich war beide Tage (3. und 4. Juni) immer bei Massena und wo es am Entscheidendsten war", schreibt er in seinem Bericht, und in einem Briefe an die Frau vom 8. Juni aus Lenzburg: „Ich habe an den Tagen vom 3. und 4. Junius immer Massena begleitet und war genöthigt, auf Augenblicke Deine holde Warnung zu vergessen, um Deiner würdig zu bleiben. Den 3. um Mittag hast Du wohl an mich gedacht und mich umschwebt, mein Engel; denn eine Kanonenkugel schlug nur in einer Entfernung von ein paar Schuhen über mir in einen Baum. Doch ich bleibe nun noch Dein in dieser Welt, wie ich es sonst geblieben wäre in jener höhern. Ich hatte Gelegenheit, viele Bemerkungen in diesen Tagen der Gefahr zu machen, unter Scenen, wo der Mensch dem Menschen, ja sich selber wenig und nichts mehr gilt — doch Du bliebst immer mein Alles." Nach der für Massena ungünstigen Entscheidung schrieb er: „Seit unserm Rückzug von Zürich wohne ich bald in Bremgarten, bald in Lenzburg — also Dir um einige Stunden näher. Ich lese diese bekannte Wahrheit mit Freuden auf jedem Meilenzeiger am Wege; 15 Stunden (von Bern) von Dir. Ich berechne, daß ich zu Dir kommen könnte in einem Tage, daß Du zu mir kommen könntest in einem Tage — nur daß dieser Tag noch so unbestimmt ist! Gieb und bestimme mir einen Zeitpunkt, ein gewisses festes Ziel, wo ich wieder an Deinem Herzen ruhen kann — ein Licht von diesem Momente würde durch unabsehliche Reihen von Stunden mir entgegenstrahlen."

Ursina hatte seit der Trennung von dem geliebten Manne manche Bitternis kosten müssen. Jedenfalls hatte Salis Frau und Kinder vor dem 20. Mai aus St. Gallen fortgebracht und zwar, da Zürich bereits keine genügende Sicherheit mehr bot und man vor seinen Mauern binnen kurzem dem blutigen Tanz des

Kriegsgottes entgegensah, mit Zürcher Freunden, die vermutlich ebenfalls flüchteten, nach Knonau, wo sie sich nun während der letzten Maitage jeden Augenblick bereit hielt, je nach den Botschaften ihres Gatten, entweder zu ihm zurückzukehren oder nach Luzern oder Bern weiter zu flüchten. Den Briefverkehr in diesen drangvollen Zeiten besorgte der Obmann Professor J. H. Füßli und seine Tochter Cleopha[1], wobei es trotz aller Sorgfalt ohne Lücken nicht abgieng, was die geängstete Frau oft in tiefste Verzweiflung stürzte. Als das helvetische Direktorium von Luzern nach Bern übersiedelte, entschloß sich Ursina endlich, mit den Kindern den gleichen Weg einzuschlagen — das Billet, in welchem sie dem Gatten den schweren Entschluß anzeigte, trägt deutlich genug die Spuren ihrer Tränen. Am ersten Juni meldet sie ihm die glückliche Ankunft in der Zähringerstadt, wo sie im grünen Quartier bei Curtat, — er war Pfarrer an der französischen Kirche — Aufnahme fand; sie war mit dessen Frau, vielleicht schon in Montmirail, befreundet. Kaum angelangt, faßte sie den Entschluß, die Kinder bei der Freundin zu lassen und Salis aufzusuchen, der möglicherweise irgendwo verwundet und verlassen darniederlag. Nur der dringende Rat der Freunde hielt sie von der Reise zurück — und noch ein anderer Umstand. „O, wenn ich nicht in jeder Hinsicht arm wäre, so käme ich mit dem Pitschi (einem Malanser) erster Tage als ein kleiner muthiger Husar an ... Lieber Engel, schon mußt' ich von Hrn. Curtat die 40 Kronenthaler für die Reise entlehnen, denn ohne Deine Einwilligung mochte ich das Gold nicht weggeben, da man für alle diese Stücke nur 25 Louisdor und etwas weniger anbieten ließ; zurückgeben muß ich es ihm, sobald ich kann, und ich will nun sehen, ob ich die Perlen verkaufen kann und wie — o gieb Du doch, lieber Engel das Silber-

[1] Salis schreibt in diesen Tagen: „Kommt es zur Retirade, so geht unsere helvetische Armee gegen den Albis und Luzern, die fränkische hingegen gegen Bern; und so wärest Du immer unsere Avantgarde und wir Deine Bedeckung. Ob Du in Knonau bleiben sollest? Mein Herz sagt ja. Die Klugheit hingegen ist eine so unentschlossene Rathgeberin, daß ich ihr kein Gehör geben mag. Wo Du auch sein magst, meine geliebte Einzige, Du wirst durch unsere Füßli schon beruhigende Nachrichten über die Vorfälle bey der Armee erhalten haben."

zeug, das in Zürich ist, wenn Du kannst, weg — und schicke mir, wenn es Dir möglich ist, etwas. Ach, heute fieng ich an, auch Thränen der Armuth und ihrer Scham zu weinen. Kann man das, o wie kann ich es, so lange die Vorsehung Dich mir erhält. Nein, noch tausche ich nicht mit der ganzen Erde." Ihre ohnehin nicht starke Gesundheit begann den ständigen Aufregungen und Sorgen, vor allem aber der schrecklichen Ungewißheit über das Los ihres Mannes zu weichen; endlich erhielt sie am 6. Juni die tröstliche Nachricht, er sei in Baden wohlbehalten gesehen worden. Nun trachtete sie zuvörderst ein „Ruheplätzchen" zu finden, wo sie sicher war, seine Nachrichten regelmäßig zu erhalten. „Ist dieses ausgedacht, so kann und muß ich daran denken, mir durch Handarbeit oder Kopiren den täglichen Unterhalt zu verschaffen; denn noch immer", fährt sie fort, „bin ich bei meiner lieben Curtat" — diese hatte ihr das eigene Zimmer abgetreten — „und zwar unentgeldlich." Täglich stand sie um fünf Uhr auf und blieb an der Arbeit, bis die Kleinen kamen, der fünfjährige „Bobeli" und die nicht viel mehr als ein Jahr alte Meta. Um 8 Uhr wurde gefrühstückt, „dort bleiben wir im traulichen Geschwätz und Erinnerungen ziemlich lang", dann machte sie sich wieder für ein paar Stunden an die Arbeit, um dann den Nachmittag und Abend mit ihrer Freundin auf Spaziergängen oder in Gesellschaft zu verbringen, während sie lieber allein gewesen wäre. Besuche von Berner Freunden und geflüchteten Bündnern blieben nicht aus, unter denen freilich der Onkel Pestaluzz, der den von Knonau und Luzern nach Bern Flüchtenden sich angeschlossen, gegen Wunsch und Erwarten sich selten blicken ließ und, wie Ursina klagt, ihr in Nöten und Geschäften anfänglich lässig genug beisprang. Sie sollte ein Pferd verkaufen, das Salis nach Bern geschickt, das aber dienstuntauglich und darum schwer an Mann zu bringen war; sie sollte nach dem Rat des Arztes auf dem Gurnigel eine Kur gebrauchen und konnte doch die Mittel nicht auftreiben. Salis befand sich selbst in Geldverlegenheit: „Es ist wahr, mein Leben, auch ich bin so ohne Hilfsmittel als Du, denn seit zwei Monaten erhielt ich keine Bezahlung und mein eigener Rest geht zu Ende... am Ende verkaufe ich meine Pferde und wir verbergen uns in irgend einem Dorf. Getrennt zu leben, Du in einer großen Stadt,

ich in einer Stelle, wo mir Kleidung und Lebensart vorgeschrieben sind, das sehe ich freilich ein, werden wir nicht aushalten. Lieber eine bescheidenere, weniger versprechende Stelle und bei Dir, als eine Laufbahn, die mich sondert von Dir und meinen Kindern; von jeder Ehrsucht frei und grundaus geheilt, geht Deine Ruhe mir über Alles, ist die Sorge für Dein Glück meine erste Pflicht."

Ehe diese vom 12. Juni datirten Zeilen in Bern anlangten, war freilich Ursina schon nach Norden aufgebrochen und schrieb dem Gatten von Rothrist aus einige Zeilen, um ihn in Bremgarten zu überraschen, als sie erfuhr, er liege nicht mehr daselbst, und sich durch eine Ordonnanz seine Weisung nach Aarau erbat. Er forderte sie auf, nach Lenzburg zu kommen, denn Bremgarten, wo er im Kloster Quartier hatte, war von Militär überfüllt und kein Aufenthalt für Damen. Die am Abend des folgenden Tages endlich Vereinten verlebten nun acht glückliche Wochen, teils in Lenzburg, teils in Aarau. Hier saß er in dem zur Aburteilung des Exgenerals Keller berufenen Kriegsrat und erhielt schließlich die Entlassung von der ad interim an Laharpe übergehenden Stelle eines Generalstabschefs. Unmittelbar nach der Schlacht bei Zürich hatte er entsprechende Schritte getan: „Ich bin nicht stark genug, um den schlechten Geist zu bekämpfen, der daran arbeitet, unsere Armee aufzulösen und alle unsere Mühen unfruchtbar zu machen. Meine Hingebung an die Sache des Vaterlandes hatte mich den Entschluß fassen lassen, bis zu dem letzten Augenblick auf dem Posten auszuharren, auf den die Regierung mich gestellt hatte. Ich bin meinem Grundsatz treu geblieben, Bürger Minister, aber dennoch — — — die einzige Belohnung, die mich locken konnte, der Erfolg der guten Sache, hat mich betrogen; unsägliche Mühen hat mich die Stelle eines Generalstabschefs gekostet, die mir trotz meiner Gegenvorstellungen übertragen wurde, eine Stelle, die meine Kräfte in einer wohlgeordneten Armee übersteigen würde und die ich unmöglich ausfüllen kann in einer Armee, wo die Unordnung herrscht. Ich wiederhole Ihnen daher auf das Dringendste mein Gesuch, den Hauptmann Bourcard nachrücken zu lassen, dem nach einem Erlaß die Stelle des Generalstabschefs schon bestimmt war." Weil Bourcard, Generalinspektor und Kommandant der Basler Milizen, ablehnte, so blieb Salis nichts übrig, als vor-

läufig zu bleiben. „Nur aus persönlicher Opferwilligkeit harre ich auf meiner Stelle aus in einem Augenblick, wo unsere Armee aufgerieben, die zuverlässigen Bataillone durch den Vorpostendienst, die schlechten durch Verführung zerstückelt werden — entmuthigt durch den Rückzug der Franzosen, ohne Sold seit sechs Wochen, verlassen von ihren Offizieren, entblößt von Allem, zu dem verzweifeltsten Abfall verleitet und mitgeschleppt, mit einem Commissariat, welches die größte Ueberwachung verdient hat, einem Commissär, der zu gar Nichts dient und nie zu finden ist![1] Ich harre aus in einer Lage, in der ich gezwungen bin, zu gleicher Zeit die peinlichen Pflichten des Commandanten und Generalstabschefs zu erfüllen, ohne weder das eine noch das andere zu sein, am Tage an der Spitze der Truppen auf dem Schlachtfeld, Nachts auf dem Bureau, ohne den einen oder andern Anforderungen genügen zu können."

Die Frage seiner Entlassung blieb so lange in der Schwebe, weil sie mit dem immer noch nicht getroffenen Entschluß darüber zusammenhieng, ob man die desolaten Trümmer der helvetischen Armee wieder aufrichten oder ganz fahren lassen wolle oder könne. Als Ursina am fünften August von Aarau schied, nahm sie noch keinen Entscheid als Viatikum mit, wohl aber die angenehme Hoffnung, binnen kurzem zu dauernder Ansiedlung dahin zurückzukehren, wo sie so freundliche und heitere Tage verlebt. Salis begleitete sie bis Olten und fühlte neben dem Kummer der Trennung die Sorge um die stets noch ungenügend gekräftigte Gesundheit der zarten Frau. Er verbrachte die Zeit meistens auf seinem Zimmer, in gespannter Erwartung auf den Entscheid des Kriegsministers und unter allerlei Papieren kramend, die ihm der Bediente mitgebracht hatte, Auszüge aus seiner und Ursinas gemeinsamer Lektüre, liebe Erinnerungen an die schönen und ungetrübten Jahre des ersten Zusammenseins, und er wußte seinem sehnsüchtigen Verweilen bei der Fernen keinen bessern Ausdruck zu geben, als durch eine Stelle aus Wilhelm Meister, die er unter den besagten Papieren fand: „Wirst Du nicht immer sagen: sie

[1] Gemeint ist Kuhn, der über Salis seinerseits nicht günstiger urteilt. Siehe oben: von Wyß im Zürcher Taschenbuch.

ist nicht da! und doch wird sie Dir immer gegenwärtig sein. Schließest Du die Augen, so wird sie sich Dir darstellen, öffnest Du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein lebendes Bild zurückläßt!"

Ursina stieß in Bern auf neue Verlegenheiten. Sie fand das Haus ihrer „lieben Curtat" dermaßen mit fremden Menschen vollgepropft, daß sie vom Gebrauch der bisherigen Gastfreundschaft abzustehen beschloß, was ihr um so schwerer fiel, als eine billige Wohnung fast nicht zu erhalten war. Auf ihre Frage, ob sie mit der nächsten Retourkutsche samt den Kindern nach Aarau zurückkehren oder was aus ihnen werden solle, erwiderte Salis ungesäumt, sie möge sich ihr Vorgehen ausschließlich durch ihre Zufriedenheit und Gesundheit diktiren und sich das Geld für ein teures Logis nicht reuen lassen, da die Trennung keine drei Wochen mehr dauern werde. Doch rückte die Aussicht einer Niederlassung in Aarau wieder in die Ferne, weil daselbst die Kinderblattern ausgebrochen waren und ein Verweilen mit den Kindern verboten. Untätig mochte Salis nicht länger sein, an einen Aufenthalt in Bern dachte er nur mit Widerwillen und so begab er sich wieder zu den Truppen und zwar nach Niederlenz bei Lenzburg. Hier traf ihn am 12. August der ministerielle Erlaß, der ihm endlich die ersehnte Freiheit gab.[1] Wann er nun nach Bern gieng und wie lange er dort blieb, bei wem und auf welche Weise er sich nach einer neuen Tätigkeit und einem neuen Wohnort umtat, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, weil die Nachrichten bis zum 23. November fehlen. An diesem Tage aber war er auf einer Reise nach Zürich begriffen, wohin er sich in seine frühere Stellung als Generalinspektor der Zürcher Milizen zurückwandte, mit der festen Absicht, zugleich für die Seinen, die er in Bern, und zwar immer noch bei Pfarrer Curtat gelassen hatte, eine Wohnstatt zu erlangen. Unterwegs schickte er Ursina von Baden aus die erste Nachricht, freilich mehr im Sinne einer liebenden Erinnerung als einer sachlichen Berichterstattung. „. . Unser Trennungswäldchen hinter Aarburg sah ich diesmal nicht, indem der Weg nach Suhr sich früher scheidet.

---

[1] Vergl. übrigens hinsichtlich der Auflösung des Generalstabs Boillot . 153 ff.

Dagegen waren mir unsere Spaziergänge in der Gegend von Lenzburg und besonders das freundliche Nebenthälchen vertraut und interessant, obgleich nicht mehr so schön, wie ich es sah und noch es dachte — denn es ist verlassen von Dir und dem Schmuck der Natur ... meine erste Anliegenheit in Zürich wird es sein, mich um einen Niederlassungszweig für unsere aufgescheuchte häusliche Freude umzusehen." In Entfelden bei Aarau stieß er auf einen Bündner Bekannten, der ihm versprach, sich des Verkaufs seiner Pferde in Bern anzunehmen und den Erlös Ursina einzuhändigen. Obgleich ihm Zürich nicht so ganz zusagte, so schien ihm doch die Umgegend und besonders Hottingen so schön, daß er schrieb: „Ich wäre mit der Hälfte des Reizes der Gegend und mit Dir dort glücklicher, als in einem Paradiese ohne Dich." Seine im „weißen Thurn" zurückgebliebenen Effekten hatte die Interimsregierung auf eine Denunziation des Hausherrn unter Siegel gelegt und aufs Rathaus transportirt, und wiewohl man dieselben nun Salis auf die erste Aufforderung hin und nicht ohne gebührende Entschuldigung herausgab, so fand er doch über die Mühe zu klagen, die ihm das Ordnen der zum Teil zerstörten und durcheinander geworfenen Papiere verursachte; auch zeigte sich der Hausrat, wovon einiges verschiedenen Freunden gehörte, beträchtlich zusammengeschmolzen. Doch focht ihn das wenig an, zumal die Nachrichten über Ursinas Gesundheit günstig lauteten und die beiden Curtat in zarter Aufmerksamkeit mit dem zutunlicher gewordenen Oheim wetteiferten. Nur die Geldnot wollte nicht weichen, und das kranke Pferd war auch für die gehoffte kleine Summe nicht loszubringen. Dazu gesellte sich die strenge Winterkälte mit solcher Macht, daß Ursina kaum die Feder halten konnte, um ihrem Manne zu schreiben, und sich ängstlich ausmalte, wie kalt es erst in seinem Stübchen sein möchte. Ein ander Mal klagt sie, die Lage der Dinge sei nun eine solche, daß sie entweder unabänderlich mit der Kutsche Bern verlassen oder wiederum eine Wohnung bestellen und beziehen müsse; ihr Reisegeld gehe so mit Holz, Wäsche und Umziehen hin, und sie sei voller Kummer und Sorgen. Inzwischen hatte Salis in Zürich eine Wohnung beschafft und schrieb unterm 27. November, es scheine ihm geboten, vorläufig in Zürich zu bleiben, da er nicht einsehe, wie er ohne

seinen jetzigen Posten leben könnte, wenn ihm nicht Frieden, Waffenstillstand oder Sieg der Franken die Rückkehr in die Heimat erschlössen; ohne Beruf wolle er nicht leben, so gering das damit verbundene Einkommen auch sei. Freilich erwies sich das Inspektorat, anstatt seine Lage zu verbessern, „eher als ein fressendes Kapital" und halste ihm während des Dezembers eine Fülle von Arbeit und Geschäften auf.

Daneben lastete die Wohnungsnot des damals von Einquartierung heimgesuchten Zürichs schwer auf ihm; nachdem er die zuerst ins Auge gefaßte Wohnung wieder hatte fahren lassen, trieb er schließlich eine andere auf; aber sie war so beschränkt, daß der Oheim und die Magd außer Hause Unterkunft suchen mußten. Noch fühlbarer drückte ihn der Mangel an Hausrat, für welchen die Trödler unverschämte Forderungen stellten. Seine Geliebten blieben länger aus, als er erwartet, und ein drei Wochen währendes Schweigen Ursinas erregte seine bangste Besorgnis. Ihr vielfach leidender Zustand und die bedrängte ökonomische Lage, deren Ende nicht abzusehen war, die Ungewißheit über die Dauer der Trennung, die Sorge um das kranke Pferd, das viele Kosten verursachte und beinah einen Prozeß herbeiführte, der Zwang, ihre ungezählten Verlegenheiten und Sorgen vor der Welt zu verbergen, nahmen der oft gänzlich Entmutigten die Feder aus der Hand, und vielleicht gieng bei der Unsicherheit der damaligen Zustände auch dieses oder jenes Blatt verloren: „Nun, da man weiß, ich gehe bald weg, hat Jedermann noch die Güte, sich um mich zu einer Soiree zu bewerben; meistens gehen die lieben Gesellschafterchen mit — ach, mit einem Herz voll Sorgen und Sehnsucht taugt man für die liebste Gesellschaft so wenig, auch nicht einmal den Allerliebsten zum Briefschreiben."

So sehnsüchtig er ihrer Ankunft entgegensah, so sehr quälte ihn das Ungenügende der häuslichen Einrichtung und er war froh, daß Ursina nicht während der harten Kälte reiste. Am 11. Dezember legte er ihr einige Vorsichtsmaßregeln für die Reise ans Herz und empfahl vor allem eine gute, wohlverschlossene Kutsche, wobei er betonte, man müsse die Vorsorge gegen die Kälte mit der leider so notwendigen Sparsamkeit verbinden. Am 26. wiederholte er seine Ermahnungen in einem Briefe, der die ganze Liebenswürdigkeit

einer zärtlichen Seele spiegelt. „Seit deinem lieben Briefe, bester Engel, sehe ich Deinem Kommen mit aller Ungeduld des zärtlichsten Verlangens entgegen und wünsche für Euch eine günstige Reise-witterung. Wie so gern käme ich Euch wenigstens ein Stück Wegs entgegen, wenn ich den Tag wissen könnte, an welchem Ihr uns nahen werdet; findest Du Mittel, mir es wissen zu lassen, so hole ich Euch heim im Triumphe in Euer neues Elend; aber hört folgende Reiseregeln: 1) Ohne recht warm eingemacht zu sein, und besonders die guten Füßchen, begebt Euch nicht auf die Reise. Entlehnt deßwegen Pelzwerk. 2) Erwartet eine geschlossene Kutsche und leidliche Witterung. 3) Verlaßt mir des Morgens nicht vor Tage (was auch der Kutscher dagegen einwenden mag) Euer Logis und fahret des Abends nie bei Nacht. 4) Haltet besonders gute Sorge, daß die Kutschenthürchen recht wohl geschlossen seien und die Kinder sich nicht anlehnen (Du erinnerst Dich wohl, wie Bobeli einst Gefahr lief). 5) Trachtet in den Wirthshäusern in einem schon geheizten Zimmer zu loschiren und begehrt, wo Ihr das nicht findet, daß man Euch Eure Betten im Speisezimmer zurecht richte und wärme. — Wenn Ihr es so einrichten könnt, daß Ihr am ersten Tag bis Morgenthal kommt, so seid Ihr am dritten in guter Zeit zu Zürich. Hier hast Du meine beinahe Lavaterische Noth- und Hülfstafel für liebe Reisende im Winter... Daß ich doch heute, als am Tage meiner Geburt, der mir aber als Tag unserer Verbindung noch viel wichtiger geworden, nicht bei Dir und in Deinen Armen Dir sagen kann, wie Du mir mit jedem vorübergehenden Jahre theurer und theurer wirst und immer werden mußt." Die lieben Ankömmlinge sollten sein nun allerdings verspätetes Weihnachtsgeschenk sein, während er für die Kleinen wenigstens Kalenderchen, Bildchen und ein Christbäumchen erstand.

Der Zürcher Aufenthalt währte ungefähr ein Jahr, in dessen Lauf dem Dichter — am 23. Mai 1800 — das dritte Kind geboren wurde, Johann Jakob. Endlich konnte er daran denken, sich nach dem Stande seiner liegenden und fahrenden Habe in der Heimat umzusehen, die er wohl seit seiner Flucht im Oktober 1798 kaum wieder betreten hatte. Am Abend des 21. Heumonats langte er in Malans an, wo er bei den Schwiegereltern nächtigte, und suchte andern Tags den Vater in Chur auf. Von dem in Malans

zurückgelassenen Hausrat fand er außer Weißzeug, Betten und Kleidern das meiste erhalten und verwahrt; dagegen starrten im ganzen Lande noch die Spuren des verwüstenden Krieges, und der Ort selbst seufzte noch unter französischer Einquartierung. „In Malans selbst liegen dermahlen nur zwei Compagnien von der ersten leichten Hülfsbrigade. In Euerm Hause sind nur zwei Sergeanten, der Bothmar hingegen wird wieder stark belegt. Im Brückerschen Hause habe ich vier oder fünf Gemeine. Die Vorräthe an Victualien sind größtentheils aufgezehrt und Wein ist bald keiner mehr zu haben. Das Land von Werdenberg bis hieher hat unendlich gelitten; die Gegend ist zwar immer die nämliche, aber es sind so viele Brandstätten, zerstörte Brücken und alle Zäune zerrissen ... Auch unser Haus in Bergün hat viel gelitten und der Weißenstein ist abgebrannt."

Im November 1800, mehr als ein Vierteljahr nach der Rückkehr aus Bünden, legte Salis das Generalinspektorat über die Zürcher Miliz nieder; unverdiente Vorwürfe des Kriegsministers Lanther wegen einer übel ausgefallenen Monturlieferung, welche die Verwaltungskammer ein Jahr vordem übernommen und bei der die Wahl des Tuches ausschließlich von der Munizipalität und dem Verwaltungsrat, nicht aber von Salis abgehangen hatte, ließen es ihm als seine Pflicht erscheinen, wie er in dem Entlassungsschreiben sagt, sich ähnlichen unverdienten Verantwortlichkeiten für die Zukunft zu entziehen und die Stelle in des Ministers Hände niederzulegen, dessen Zureden ihn im verwichenen Jahre zur abermaligen Übernahme bewogen habe und die ihm nun als Lohn für die vielen Opfer an Zeit, Vorschüssen, Ruhe und Kräften nur Vorwürfe eintrage.

Die letzten Tage des Januars 1801 führten Salis wiederum nach Malans und diesmal gieng er mit ernstlichen Plänen der Rückkehr um. Vor allem handelte es sich um Beschaffung von Geld, weswegen er sich im Bothmar eifrig in Rechnungsauszüge vertiefte. Den März gedachte er mit den Seinen am Geburtsort zu verbringen und hierauf nach dem ruhigern Chur zu ziehen, wo ihm bereits verschiedene Haushaltungseinrichtungen vorgeschlagen worden waren. Aber das Geld wollte nicht flüssig werden in einem Lande, das, wie die übrige Schweiz und später Deutschland,

die Invasion der Franken aufs äußerste geschädigt hatte. Er schickte Ursina einen Thaler, den er von seinem einzigen Louisdor auf der Reise zu ersparen wußte, und überdies einen Haushaltungsbeitrag von zwei Louisdor, „der von der Aermlichkeit zeugt, die hier herrscht. Alles, was eingieng und eingehen sollte, ist schon vom Peter und dem Pitschi (den Verwaltern) abgezapft. Es bleibt mir dermalen kein anderes Mittel, als die fünf Zuber Wein, die noch hier sind, zu verkaufen und zu den daraus mir zukommenden 15 Louisdor noch etwa 10 andere zu entlehnen und so mit 25 Louisdor für die größte Noth zurückzukehren und Euch abzuholen. Auf den Merz wird mir indessen etwas wenigstens einkommen, denn ich kündige rechts und links Capitalien ab. An Güter zu verkaufen ist gar nicht zu denken, denn diese sind, weil der Adel Alles versetzt und verkauft, äußerst tief gefallen und Niemand hat Baarschaft." Als nun die finanziellen Hindernisse mit Mühe und Not so weit gehoben waren, daß der Gedanke an sofortige Übersiedlung nach Malans festgehalten werden konnte, vergällten ihm die leidigen Blattern, welche im Lande herrschten und in der ersten Hälfte Februar auch in Malans einrückten, die Freude der endlichen Heimfahrt.

Die Kunde von der nahen Wiederkehr verbreitete sich rasch unter Freunden und Bekannten, und Salis teilte Ursina mit, es freue sich, wer sie kenne, ihres Kommens. Die Heimfahrt ins Vaterland wurde nun bewerkstelligt und in der Hoffnung auf hellere Zeiten schrieb Salis der Geliebten kurz vor ihrer Ankunft: „Du lieber, guter Engel, wie sehr verdientest Du eine recht heitere Zukunft und den Ersatz für Deine vielen Sorgen und Mühen und Entsagungen." Aber noch war ihnen kein Schirm vor dem Unheil und keine dauernde Stätte in der Heimat beschieden. Im Sommer befielen den „Bobeli" die Pocken und auch Ursina lag auf den Tod darnieder. Nachdem sie zum Gebrauch der Trink- und Badekur mit den Kindern in Fideris gewesen war, begab sie sich bis Ende Oktober nach Davos zu den eng befreundeten Familien von Sprecher und Jenatsch. Dort glitt sie auf der Treppe aus und stürzte rücklings die Stufen so schlimm hinab, daß Wochen verflossen, ehe sie nur wieder gehen konnte. Salis erfuhr erst nach ihrer Genesung von dem Unfall und zwar in Bern, wo er seit September als Mitglied des gesetzgebenden Rates verweilte, denn wie anscheinend

aus der Übersiedlung von Malans nach Chur nichts wurde, so fand er daheim weder eine entsprechende Stellung noch Einkommen.

Schon im Juni hatte sich das zwischen ihm und der Helvetik infolge seiner Demission und Rückkehr in die Heimat zerrissene Band wieder zu knüpfen begonnen, als nach dem Anschluß Graubündens an die helvetische Republik der Minister Reinhard[1], mit dem er während seines Berner Aufenthaltes in freundschaftlichem Verkehr gestanden, in einem verbindlichen Schreiben seinen Rat über Mittel und Wege einholte, wie die Verschmelzung Bündens mit Helvetien am besten erreicht würde; Graubünden sei für jeden Auswärtsstehenden eine wahre terra incognita, und wie es sich der neuen Konstitution anpassen werde, habe sich bis jetzt jeder Berechnung entzogen, weshalb denn Salis' Ansichten über diese Dinge dem Fragenden interessant sein würden. Des weitern begehrte er Aufschluß darüber, wie man die widerstreitenden Gebräuche und Parteien verschmelzen könne, welches die Stimmung des Volkes sei, und welches die beste Form für die höchste kantonale Regierung. Zugleich erteilte er ihm Ratschläge, wie sich eine Pension für seinen Dienst in der Garde und im Regiment Salis-Samaden erlangen lasse. Salis verhehlte in seiner Antwort die Freude darüber nicht, daß durch den nunmehr vollbrachten Anschluß Rätiens an die Schwesterrepublik die kühnsten Hoffnungen der Vaterlandsfreunde erfüllt seien, daß er unter allen Wechseln des Waffenglückes dieses Ziel im Auge behalten, nachdem er als voreiliger Verkünder desselben die Verbannung ertragen. Er beklagte den Parteigeist im Lande und den Kirchturmsgeist und versprach sich wenig Gutes für die Wahlen und die Organisation des Kantons, wenn das eidgenössische Wahlgesetz vom 15. Juni ohne Abänderung für Graubünden angewendet werden sollte, dessen wunderliche und eigene Verhältnisse eine besondere Rücksichtnahme erforderten. In einem nicht mehr erhaltenen Brief scheint er dann den vielvermögenden und weitschauenden Mann wegen eines allfälligen Wiedereintrittes in den Staatsdienst angegangen zu haben, worauf dieser unterm 7. Fructidor (25. August) sich dahin aussprach, Salis dürfe sich dem Vaterlande nicht entziehen, wiewohl die gegenwärtigen Zeitläufte ungünstig

[1] Hans von Reinhard 1755—1835.

und unerfreulich genug seien, da in Graubünden wie in der übrigen Schweiz die extremen Parteien den Sieg davon trügen, anstatt daß eine Vereinigung der feindlichen Lager eingetreten wäre.

Anfang September reiste Salis als Mitglied des gesetzgebenden Rates, der vom Vollziehungsausschuß den 7. August 1800 geschaffen worden war und sich selbst ergänzte, nach Bern und bezog die frühere Wohnung an der Junkerngasse, „unser freundliches Stübchen gegen die Aare", das ihm der Blick auf das Schwellenmätteli und die Alpen lieb gemacht. Er war mit der Absicht gekommen, unter Umständen Weib und Kinder nach sich zu ziehen, um in irgend einer Staatsstellung in Bern zu bleiben. Die Landsleute freilich wollten ihn nicht gern verlieren, und Ende September gieng in Malans und Chur die Rede, er werde entweder die Statthalterei von Bünden oder aber ganz gewiß eine Stelle im Senat annehmen. „Vor dem ersten Amte", schrieb Ursina, als sie ihm das Gerücht mitteilte, „graut mir, so sehr ich auch Deiner wohlthätigen Wirkung an jeder Stelle so gewiß bin, als Deiner Kraft, der Bosheit zu widerstehen; doch bei der herrschenden Stimmung unseres Landes könnte ich nicht ohne tiefen Schmerz an die gänzliche Aufopferung Deiner Ruhe denken." Dagegen hätte ihr die Würde eines helvetischen Senators — die Wahlen fanden Anfangs September statt — besser behagt, vorausgesetzt, daß sie ihrem Gatten nicht alle freie Zeit raube. Sie anerbot sich, sofort nach seiner allfälligen Ernennung nach Bern zu reisen, wenn er nicht ihre Anwesenheit bei der Malanser Obst- und Traubenlese wünsche. Aber Ende Oktober gewannen die Föderalisten die Oberhand, die Tagsatzung wurde gesprengt und die Rolle der Anhänger der Einheit war vorläufig ausgespielt, worauf Salis nach Malans zurückkehrte, ohne daß sein Leben die erhoffte günstige Wendung genommen hatte.

Im November 1801 wurde er Mitglied der helvetischen Tagsatzung, im folgenden Januar Distriktsrichter (Bezirksamtmann) und Friedensrichter zu Malans; diese Würden legten wohl Zeugnis ab vom Zutrauen der Mitbürger, aber einen Mann oder eine Familie ernährten sie nicht, da sie ohne jede Besoldung waren, abgesehen davon, daß sie, worauf Ursina hindeutet, in dem Getriebe der kleinen aufgeregten Umstände des Kantons Unangenehmes

die Fülle mit sich brachten.[1] Er fühlte es daher wohl wie eine Erlösung, als er im März 1802 die Ernennung zum Mitglied des obersten Gerichtshofes in Bern erhielt. Da er übrigens, wie er an Füßli schrieb, wegen der voraussichtlich kurzen Dauer der Stelle auf keinen langen Aufenthalt in den neuen Verhältnissen rechnen konnte, so zauderte er mit der Annahme der ihm ungesucht und unerwartet gekommenen Ernennung und reiste erst Mitte Mai von Malans ab. Sein vom 11. dieses Monats datirter Paß lautet folgendermaßen: „Lasset frei und ungehindert passiren, den Bürger J. G. Salis, Mitglied deß Obersten Gerichtshoffs gebürtig von Mallans, alt 40 Jahr, von Statur 5 Fuß und 6 Zoll hoch, Braune mit grau vermischte Haare, Braune Augbraunen, Braune Augen, mittlere Nase und Mund, rundes Kinn, welcher Willens ist zu reisen nach Bern u. s. w."

Den in den neuen und gleichsam vor dem weitern Vaterlande sichtbaren Ehrenplatz Eingerückten suchten allerlei Aufträge und Begehren aus der Heimat, so der Wunsch der Churer Rebleutenzunft, er möchte bewirken, daß die Verteilung ihres Zunftvermögens an die einzelnen Mitglieder, mit welcher Tat sie zugleich den übrigen Zünften ein gutes Beispiel zu geben hoffte, genehmigt würde; und als Graubünden im November und Dezember wieder von fränkischer Einquartirung empfindlich beläftigt wurde, baten ihn die betroffenen Gemeinden behufs Minderung dieser Last um Verwendung beim General Ney. Die Seinigen hatte er bei dem sofort nach der Ernennung erfolgten Antritt seines Amtes in Malans zurücklassen müssen, doch hoffte Ursina schon im Juni ihm nachzureisen. Eine der ersten Nachrichten, die sie ihm gab, war die, daß sich Malans brav gehalten und die Konstitution einstimmig angenommen habe, worauf sie fortfährt: „Die Sage geht um, Du werdest die Kriegssekretairstelle an die Deine vertauschen; ich widerspreche ihr aber durchaus mit der Versicherung, Du habest nur viel Ehrgefühl, nicht Ehrgeiz." Im Laufe des Sommers traf auch sie in Bern ein.

[1] Die Friedensrichterstelle gab auch viel zu tun, „da die Landleute ihr Zutrauen gern durch Ueberlaufungen bezeugen." (An Füßli 20. März 1802.)

In diesen Tagen war Salis nach siebenjähriger Trennung ein Wiedersehen mit Matthisson beschieden, von dem er seit dem Jahr 1795 kaum mehr ein Lebenszeichen erhalten hatte. Damals, am ersten Oktober, hatte Matthisson aus Mailand einige Zeilen voll freudiger Erinnerung an die schönen Septembertage geschrieben, die er bei dem Freunde verlebt. „Für mich war diese Epoke sehr wichtig; denn in ihr hat unsere Freundschaft, mein treuer und redlicher Salis, ihren Reifpunkt erreicht. Wir wissen nun ganz, was wir einander ewig sein können und werden; nichts schwankt mehr; Alles steht felsenfest.“ 1799 kam er nach Zürich, ohne den Freund im Getriebe der bewaffneten Völker zu finden, welches Mißgeschick er in hübschen Distichen besang:

An Salis.

1799.

Salis! dich sucht' ich umsonst am Ufer der blutigen Limmat;
Heil dem Gestade, wo nichts weiter den Suchenden täuscht.
Salis! ich drang, dich zu sehn, durch Rußlands und Austriens Heere,
Mancherlei Mühsal und Noth schuf mir der hemmende Troß.
Ach! schon im Geiste vernahm ich ätherische Silberakkorde,
Wie du im Königspalast, wie du im Waffengezelt,
Wie du in Rhätiens Wäldern, am Fuße des grauen Kalanda
Und vor dem ländlichen Herd frommer Penaten sie schlugst.
Aber ich spähte vergeblich dir nach an der blutigen Limmat;
Heil dem Gestade, wo nichts weiter den Suchenden täuscht.

Ähnlich ergieng es ihm im Lenz 1801 in Zürich, weil Salis sich damals in Malans befand. Jetzt hoffte er mehr Glück zu haben, als er in einem Brief vom 16. August seinen Besuch in Bern auf die ersten Septembertage ankündete. Salis' Antwort verriet zur Genüge, wie wenig auch sein Gefühl für Matthisson eine Wandlung erlitten. „Mit der treuen Innigkeit, die das Wesen unserer Freundschaft ausmacht, werde ich Dich wiedersehen. Dein Andenken grünte und blühte in meinem Busen unter allen Stürmen des Schicksals. Unsere Freundschaft trägt in sich selber genug Kraft und Leben, um alle äußern Mittheilungen entbehren und alle Veränderungen unsrer Umgebungen überdauern zu können.“ Nach dem Wiedersehen, das in der letzten Augustwoche stattfand, schrieb Matthisson: „Einer der schönsten Momente meines Lebens war unser Wiedersehen. Ich fühlte tief, daß ich den alten Treuen ans

Herz drückte. Mit Wonne werde ich Morgen der Brun und Bonstetten von unserm Beisammensein erzählen. Einmal müssen wir uns noch sehen, ehe ich Helvetien wieder verlasse. Laß uns die Stirnlocke der Gelegenheit ergreifen, ehe sie uns das kahle Hinterhaupt zuwendet." Inniger noch verlieh Salis seinen Gefühlen Ausdruck: „Es war nicht nur Dein vorüberwallendes Schattenbild, was mir jüngst so flüchtig erschien. Die Eindrücke, die jene Erscheinung mir hinterließ, bürgen es mir, daß ich Dich und in Dir den treuen Freund ganz wiederfand. Manches hatte das Schicksal uns in sieben Jahren der Trennung entzogen. Manches hat uns verlassen. Manches Ungleichartige mußte uns verlassen und vereinsamen. Wir stehen über den Trümmern und retteten uns unsere Herzen und unsere Treue. Laß uns stets gleich bleiben uns selbst. Die Spuren und Eindrücke eines jeden erneuten Beisammenseins werden als ewige Siegel unsern Bund bekräftigen." Matthisson mußte seinen Plan aufgeben, noch einmal nach Bern zu kommen, und eine dringende Einladung der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, in deren Gefolge Matthisson seit 1795 als Lektor und Reisegeschäftsführer[1] reiste, an Salis und seine Frau, sie auf beliebige Zeit auf ihrem Mietgut Court bei Lausanne zu besuchen — sie hatte schon vorher den Wunsch geäußert, Ursina kennen zu lernen — blieb ohne Folge.[2] Im Herbst bat Matthisson seinen Freund, ihm die fünf besten seiner Gedichte behufs Aufnahme in eine lyrische Blumenlese zu bezeichnen, womit er sich damals beschäftigte. Überdies wußte er ihm noch etwas Erfreuliches mitzuteilen: „Ich habe in Vevey die Bekanntschaft eines Deiner wärmsten Verehrer gemacht, der fast alle Deine Gedichte auswendig weiß. Es ist der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, ein Bruder der Königin (Louise) von Preußen, ein äußerst liebenswürdiger junger Mann."

Diese Zeilen trafen Salis schwerlich mehr in Bern, welches der Ausbruch bürgerlicher und militärischer Unruhen für die patriotisch Gesinnten und ihre Familien zu keinem angenehmen oder auch nur sichern Aufenthaltsort gestaltete. Im Sommer 1802

[1] Vergl. H. Döring: Frd. v. Matthissons Leben. Seite 136.

[2] Sie wiederholte die Einladung in einem eigenhändigen Briefe.

gieng allerorten in der Schweiz eine Erhebung gegen die Anhänger der Einheit vor sich und gewann Eingangs August nach Abzug der Franken einen immer größern Umfang, so daß die in Bern vom Heer der Föderalisten bedrohte helvetische Regierung den Schutz einer französischen Vermittlung anrief, ohne eine solche Hilfe erlangen zu können, weil Bonaparte sie absichtlich in dieser wehrlosen Lage ließ, um nachher seine Hand desto kräftiger in die Geschicke des Landes zu mengen. Nachdem ihr General Andermatt zu späte Unterstützung gebracht, mußte die Regierung im September kapituliren und erlangte freien Abzug nach Freiburg oder nach der Waadt, gefolgt von den Truppen ihres sieglosen Generals. Auch Salis verließ mit den Seinigen die Hauptstadt, und auf die folgenden Tage wird es sich beziehen, was er unterm 8. Januar 1803 an Matthisson berichtet: „Der Ausbruch unsrer unseligen bürgerlichen Zwiste hatte, so wenig persönlichen Antheil ich daran genommen, dennoch die Ruhe meines häuslichen Lebens unterbrochen. Nicht zwar wegen äußerer Veranlassungen, sondern aus freier Wahl und um dem Anblicke unseres traurigen Parteikampfes mich ganz zu entziehen, verließ ich Bern, in der Absicht, mich mit meiner Familie auf einem Dorfe[1] im Gebiete von Neufchatel niederzulassen. Hier lebte ich, mit meinem ganzen Haushalt in einer einzigen Kinderstube zusammengepackt, glückliche Tage, aber freilich ohne unter dem Lärm meines kleinen Völkchens auch nur den Versuch zu wagen, eine Feder anzusetzen."

Während dieses ländlichen Aufenthaltes, der wohl einige Wochen andauerte, hatten sich die Verhältnisse der helvetischen Regierung zum kläglichsten gewendet, indem ihr nach der Anfang Oktober erfolgten gänzlichen Auflösung ihrer Truppen nichts anderes übrig zu bleiben schien, als von Lausanne aus die Flucht nach Frankreich zu versuchen, wozu die Schiffe schon bereit standen. Da griff Bonaparte, der diese Entwicklung der Dinge vorausgesehen, rasch ein, befahl Niederlegung der Waffen und antwortete mit dem Einmarsch von 20,000 Soldaten, als die zu Schwyz versammelte Tagsatzung gegen sein Vorgehen sich verwahrte. Die helvetische Regierung kehrte nach Bern zurück, wo auch Salis am 22. Oktober

[1] St. Blaise bei Neuenburg.

wieder eintraf und aus seiner vorübergehenden Wohnung, dem Gasthof zum Falken, folgende Zeichnung der politischen Zustände an Ursina absandte: „Schon in Aarberg vernahm ich von einem Reisenden, daß die Franken Donnerstag Abends in Basel eingerückt seien. Zu Bern wußte man bei meiner Ankunft noch nichts davon; die meisten Berner blieben in ihrem Wahne, die Franzosen dürften aus Scheu vor den andern Mächten die Schweiz nicht betreten; hingegen sprach man von einem neuen Besuch der Bauern unter Aufdermaur und von den Berner jungen Herrn, die zum Theil seit der Zurückkunft der Regierung die Stadt abermals verlassen hatten. Man gieng in dieser ungegründeten Besorgniß so weit, daß man das Thor gegen diese Seite schloß. — Etwas nach halb zwei Uhr in der Nacht giengen einige Kanonenschüsse; die ganze Stadt gerieth darüber in Unruhe; die meisten glaubten, die Bauern wären an den Thoren, um die Regierung zu umgeben und zu packen, ehe noch die Franken Zeit hätten einzurücken. Bald aber kehrte sich die Hoffnung der Oligarchen und ihrer Anhänger in Niedergeschlagenheit, als das Gerücht sich verbreitete, General Ney, Kommandant der nach der Schweiz bestimmten Armee, sei eben im „Falken“ angekommen und jene 15 Kanonenschüsse seien auf den Wällen ihm zu Ehren abgelassen worden. Heute gegen Abend in der Dämmerung rückte endlich ein Bataillon von der 104. Halbbrigade in Bern ein — und hiemit hat sich dasjenige erfüllt, wovor wahre Freunde des Vaterlandes umsonst warnten. Die Aristokraten hängen nun freilich in stiller Wuth die Köpfe, ihre Entwürfe so mit einem Querstrich vernichtet zu sehen, ihr Geld und Menschenblut umsonst verschwendet zu haben; und das betrogene Volk wird ihnen wenig Dank wissen.“

Wenige Tage später nahm der oberste Gerichtshof seine Sitzungen wieder auf, und weil irgend welche unruhige Auftritte nicht zu befürchten standen, so durfte Salis eine baldige Rückkehr der Seinigen nach Bern hoffen. Sie waren in Montmirail bei einer Freundin Ursinas zurückgeblieben und harrten nun sehnsüchtig der Heimfahrt. Ende Oktober trieb Salis eine kleine Wohnung im dritten Stock eines Hauses der „großen Gasse“ auf, nicht ohne Mühe und etlichen stillen Ärger, da die Stadt voll Militär und Troß lag und „mancher unmuthsvolle Aristokrat wenig Neigung

zeigte, sein Haus den unwillkommenen Rückkehrenden einzuräumen." „Hier in Bern", verkündet er seiner Gattin, „wirst Du vergebens den Frieden, die Ruhe und das unbefangene Wohlwollen des glücklichen Neufchateller Völkchens finden. Düster über seinen gescheiterten Entwürfen brütend sieht man hier den gekränkten Stolz und den Mißmuth getäuschter Erwartungen auf allzuvielen Gesichtern, um selber recht heiter sein zu können; im Ganzen giebt es auch unter den hiesigen Einwohnern manche Vernünftige, die der Uebermacht nachgeben und die Unbesonnenheit der Anführer bedauern." Noch vor Beginn des November wird Ursina mit den Kindern angekommen sein und verlebte nun während des Winters behagliche und ungestörte Tage an der Seite ihres Gatten.

Doch waren endlich die Tage in der Fremde gezählt, und der Frühling stillte die Sehnsucht nach der Heimat. Die Mediationsakte brachte die Bestimmung, daß sich mit dem zehnten März 1803 alle helvetischen Behörden aufzulösen hätten, so daß nun der Dichter, vom Dienste der Helvetik entbunden, in das Land seiner Väter zurückkehren konnte, um die zweite Hälfte seines Lebens ungestört darin zu verbringen.

XVII. Literarische Verbindungen und dichterische Nachblüte.

Die ersten Monate auf heimischer Erde giengen im Genusse der wiedererlangten Häuslichkeit und neu erwachter poetischer Tätigkeit still dahin, und Salis konnte, von Ämtern und Würden zunächst noch frei, ungestört seine Lieder singen und manchen literarischen Faden wieder anknüpfen, den die letzten Jahre des stürmisch entwichenen Saeculums zerrissen hatten.

Als die Sammlung der Gedichte (1793) noch nicht lange vor die Lesewelt getreten war, sprach Matthisson in einem Briefe[1] an

[1] Erinnerungen, Seite 22 ff.

Bonstetten die Befürchtung aus, sein Freund möchte dem Schicksal eines schnell vergessenen Modeschriftstellers nicht entgehen. „Es ist mir eine unangenehme Vorstellung, daß diese Gedichte in einer Gelehrtenrepublik erscheinen mußten, wo sie, ihres entschiedenen Werthes ungeachtet, vielleicht schon nach Verlauf eines Jahres das Loos der Vergessenheit treffen wird. In dieser reinen Demokratie, wo eine Lessing'sche oder Wieland'sche Dictatur, von den vielen noch ungebrauchten Mitteln, dem sinkenden Geschmack wieder aufzuhelfen, vielleicht das wirksamste und untrüglichste wäre, verdrängt eine Epoche der Liebhaberei immer die andere." Diese Befürchtung erwies sich als grundlos, wie ein Brief Matthissons aus Bern vom 3. Juni 1794[1] zeigt: „Deine Muse, mein bester Salis, hat sehr viele Freunde in Deutschland, und wer der Freund Deiner Muse ist, der ist auch immer zugleich der Deinige. Klopstock grüßt Dich mit Wärme. Wie nach einem in der Fremde lebenden Sohne erkundigte sich Wieland nach Dir. Das Angesicht des guten alten Ebert glänzte vor Freude, als ich ihm sagte, daß das Schicksal Dir die Erfüllung Deines „letzten Wunsches" nun gewährt habe. Des kranken Bürgers trübes Auge erheiterte sich bei Erblickung Deines Bildes auf meiner Dose; und Voß trug mir auf, Dich in seinem Namen zu bitten, den Genius, der Dich an der Seine und sogar in Flandern begleitete, nicht in Rhätien einschlummern zu lassen. Keines Deiner Gedichte scheint eine allgemeinere Sensation erregt zu haben als das Mitleid. Sehr häufig habe ich Stellen daraus hersagen gehört, besonders die beiden Verse:

Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

Dies Alles sei Dir ein neuer Sporn, nach immer höherer Vollkommenheit zu streben. Singe, da um Dich her noch Alles grünt und blüht; der Tage des Lenzes sind wenige." Auch Wolzogen meldete, die ihm aus Weimar zugehenden Briefe enthielten so viel über Salis, daß er eifersüchtig werden könnte. (20. Jan. 1794.)

Diese Schätzung zog schon ein Jahr nach der ersten eine zweite Auflage der Gedichte und eine Reihe von literarischen

[1] Derselbe Brief in den Erinnerungen, II, 58 stilistisch ausgeschmückt.

Beziehungen in Deutschland und der Schweiz nach sich, so 1793 eine erneute Korrespondenz mit Wieland, der 1791 seine Verehrung für Salis' Muse durch eine ausführliche Rezension im neuen Deutschen Merkur an den Tag gelegt hatte; nachdem Salis einen kurzen Abriß seines Lebens, wie es sich seit dem Besuche in Weimar gestaltet, bescheidentlich gegeben und dem Verfasser des Oberon ein Exemplar seiner Gedichte in Aussicht gestellt hatte[1], bat er um Aufnahme eines neuen Gedichtes in den Merkur: „Dieses jüngste meiner Lieder", schrieb er in dem noch erhaltenen Entwurf, „hat so vielen innigen Bezug auf meine individuelle Lage und daher Wahrheit der Empfindung, daß es mir bei all seinen ästhetischen Gebrechen lieber ist als seine ältern Geschwister, und deswegen wünsche ich es im Merkur abgedruckt zu sehen."[2] Es gereichte ihm zur Freude, im März 1794 auch Miller ein Bändchen seiner Lieder zu schenken, „dem Busenfreunde Höltys und dem Mitgenossen" des früh Geschiedenen.

Aufforderungen zu literarischer Mitarbeiterschaft ließen nicht auf sich warten, weil seine graziösen Gedichte überall willkommen waren. W. G. Becker in Dresden trachtete den Dichter für sein „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" zu gewinnen, „um das für Poesie etwas kälter gewordene Publikum durch ein willkommenes Vehikel wieder etwas erwärmen zu helfen." Willfährig steuerte Salis für den Jahrgang 1796 zwei Gedichte bei; als Becker im nämlichen Jahre die „Erholungen" gründete, gab er wiederum der Hoffnung auf Beiträge von Salis Raum und verlangte, worin ihm anscheinend nicht entsprochen wurde, insbesondere „eine Beschreibung einer Ihrer interessanten Gegenden oder eine kleine Reise in denselben, wo auf die Natur und die ländlichen Sitten Rücksicht genommen wäre."

Um prosaische Aufsätze, namentlich um Rezensionen, hatte sich schon 1787 Professor Schütz zu Jena im Auftrag „der Societät

[1] Doch war er aus Bescheidenheit unschlüssig, ob er es wirklich absenden sollte: „Aus bloßer Politesse und unaufgefordert darf ich meine entferntern Freunde nicht mit meinem Liederzeug bombardieren." (Brief an Füßli, 2. April 1793.) Doch ließ er dann an Wieland, Herder, Schütz, Ebert, S. la Roche und Reinhard je ein Exemplar abschicken.

[2] Es ist: „An ein Thal." Im N. D. Merkur 1793, 2. Band, p. 56, abgedruckt.

für die allgemeine Litteraturzeitung" bei Salis bemüht und wünschte in einem Brief vom 9. Mai dieses Jahres Referate über französische Belletristik und literarische Nachrichten aus Frankreich; was er erhielt, gefiel ihm sehr, denn „die Probe von Recensionen . . bürgt mir für Ihren sichern Geschmack allein schon, wenn mir das, was von Ihrer Feder außerdem öffentlich bekannt ist, auch nie zu Gesicht gekommen wäre. Ihre Mäßigung, den Ausländern gerade den Werth zu lassen, den sie haben, ohne unsere Landsleute ungerecht zu verkleinern, ist die Eigenschaft, die man an solchen Aufsätzen am meisten wünschen muß." Mit diesem Lob verband er das Bestreben, Salis das Mißtrauen gegen die eigene Prosa zu benehmen, die immer klar und eigen, aber nie ohne Mühe und viele Änderungen zur Niederschrift gelangte. Noch früher als Schütz war, auf ein altes Zusammentreffen zurückgreifend, Sophie la Roche mit Salis in Verbindung getreten, und dieser mochte angenehm überrascht sein, als sie ihm mit einem Briefe vom 3. Juni 1795 Zeichnungen von ihrer Hand zu einigen seiner Gedichte schickte und im Hinweis auf die einstmalige Begegnung in Paris um seine Freundschaft bat.

Das Jahr 1798 brachte die dritte vermehrte Auflage der Gedichte und zudem eine Reihe von Poesien, die er als unvollkommene Erstlinge oder aus andern Gründen von der Sammlung ausgeschlossen hatte. Diese druckte nun J. Bürkli[1] in der „neuen schweizerischen Blumenlese" ab, wahrscheinlich gegen des Dichters Willen.

Jahre lang dauerte die Korrespondenz mit J. G. Jacobi, die dieser, im Begriff, sein Taschenbuch „Iris" herauszugeben, mit einem vom 13. Februar 1802 datirten Briefe anspann, worin er auf Matthissons Veranlassung um die Spende eines poetischen Beitrages bat. Salis schickte das Gedicht „Gedanken an die Abwesenden", worüber sich Jacobi unter dem Vorschlage einiger kleinerer, von Salis später angenommener Änderungen am 16. September folgendermaßen äußerte: „Obwohl es eigentlich zur Mystik schöner Seelen gehört und von diesen nur ganz empfunden werden kann, so muß es doch für Jeden, der einmal um einen

[1] Neue schweiz. Blumenlese von J. Bürkli. 1. Theil. St. Gallen. 1798.

Freund getrauert hat, wohlthätig sein." Man fühlt es wohl, er war etwas enttäuscht, er fand nicht mehr ganz den alten Salis, denn an die Stelle des leichten Liedes waren schwere und ernste Empfindungen getreten, die Reflexe eines innerlich geschlossenen, gehaltvollen und geprüften Lebens, die sangliche Strophe hatte einem trochäischen Achtzeiler weichen müssen, und anstatt der natürlichen leicht gehobenen Sprache klang ein getragenes Pathos, das sehr an dasjenige Schillers[1] erinnerte, was einem aufmerksamern Beobachter schon früher an Salis' Gedichten auffallen mußte, namentlich an dem bereits im Jahre 1794 entstandenen „an die edeln Unterdrückten." Mochte nun Jacobi die neue Richtung weniger zusagen oder mochte er finden, der Dichter habe sich auf ein ihm gefährliches Gebiet begeben, Matthisson, dem Salis „die Gedanken an die Abwesenden" gleichfalls zugesandt hatte, erklärte das Gedicht für eines der schönsten poetischen Kunstwerke, welche die deutsche Sprache aufzuweisen habe. „Die Fürstin (Louise von Anhalt-Dessau), um es recht innig ihrer Seele einzuschmelzen, schrieb es zweimal ab und sandte die eine Kopie der Angelika (Kaufmann) nach Rom." Im gleichen Briefe teilte er mit, daß die Ausgabe, welche Füßli von ihren (d. h. Matthissons und Salis' vereinten) Gedichten drucke, recht artig ausfallen werde. (6. Dez. 1802.) Salis erwiderte am 8. Januar 1803, es freue ihn, daß Matthisson und die Fürstin in seinem Gedichte einige Töne des Herzens vernommen und verstanden hätten. Jacobis nächster Brief entschädigte Salis übrigens für das beschränkte Lob seines Vorgängers in reichem Maße, denn er brachte einen entzückten Dank für die zwei „herrlichen Gedichte, welche der Jahrgang 1804 der „Iris" brachte, „An die Harmonie" und „Am Grabe einer Wöchnerin." „Nicht poetisches Lob war es, sondern inniges lauteres Gefühl, als wir bei Ihrem Gesang an die Harmonie zu einander sagten: wir glaubten jetzt alle Wunder, die man von der Leier des

---

[1] Übrigens enthält das Gedicht „Gedanken an die Abwesenden" auch eine Reminiscenz an Goethe: es heißt Faust I:

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Salis: Das Schönste, was hienieden uns erscheinet,
Ist immer noch mit rohem Stoff verwebt.

Orpheus erzählte. In der That erinnere ich mich sehr weniger Gesänge, die so wie dieser den ganzen Eindruck einer bezaubernden Musik auf mich gemacht hätten ... Bleiben Sie getreu Ihrem Saitenspiel, das nothwendig in jeder Lage Sie selber trösten muß, da es andern in der Ferne den Kummer aus der Seele tönt."[1] Nicht weniger begeisterte ihn das 1805 entstandene „Ins stille Land", das er ebenfalls für seine „Iris" erhielt: „welch ein großer Gedanke, welch eine hohe Einfalt im Ausdruck und was für eine üße, dahinschmelzende Melodie! Wir weissagten ihm gleich die freudige Aufnahme, die es überall gefunden hat." (2. Juli 1805.) Das Zuviel des Ruhmes abgerechnet, hat Jacobi mit seiner Freude recht, weil das Gedicht die Stimmung einer melancholischen, aber dem Lebensabend und dem Ende mit Fassung entgegensehenden männlichen Seele in sehr glückliche Form bringt, so daß es der poetische Liebling manches alternden Mannes wurde, wie es z. B. auch Reichard in seinem Zimmer unter einer Urne immer vor Augen hatte.[2] Als Jacobi 1806 ohne Beitrag für sein Taschenbuch blieb, sandte er einen dringenden Mahnbrief ab: „Sie in Ihrer friedlichen Wohnung bei dem Genuß der ächtesten Freuden, der häuslichen, in einer bezaubernden Gegend, wo die Natur zum Gesange auffordert und jedes zarte Gefühl, wie von selbst, zur Melodie wird — nein, Sie dürfen Ihre Harfe nicht ruhen lassen, Sie sind es Ihren Freunden, Ihrem Zeitalter schuldig." (2. April 1806.) Salis schickte das Gedicht „Die stillende Mutter" nebst der „Eignung an meine Gattin" zu spät, als daß sie noch im Jahrgang 1807 hätten Unterkunft finden können, und Jacobi freute sich nun, sein Unternehmen 1808 mit diesem „lieblichen, ich möchte sagen heiligen Familiengemälde" zu schmücken. Damit fand, soviel wir wissen, der Briefwechsel zwischen Salis und Jacobi sein Ende.

Um dieselbe Zeit begann aber eine neue Korrespondenz, nämlich mit Wessenberg, den Salis während seines Berner Aufenthaltes durch Füßli[3] kennen lernte. Der geistliche Herr schickte ihm am

[1] Er widmete übrigens dem Gedicht in der „Iris" einen besondern Aufsatz.

[2] Seine Selbstbiographie, ed. Uhde p. 535.

[3] Brief vom 13. Oktober 1807.

7. September 1807 seine Gedichte und erbat sich, was er von Jacobi umsonst verlangt habe, eine strenge Kritik; Salis trat am 13. November auf die Bitte ein und antwortete dem Manne, „den er nicht nur als den Freund der Musen, sondern auch als den thätigen Beförderer der ächten Wohlfarth und Veredlung der Menschheit kennen lernte“, liebenswürdig und behutsam, indem er, unter einigen Aussetzungen an der Form, zu verstehen gab, die Vorzüge der fraglichen Gedichte seien weniger im künstlerischen Können des Autors zu suchen als in der Reinheit der Absicht und im ethischen Gehalt. Wessenberg schrieb 1810 wieder, nach einem kurzen Aufenthalt bei Salis, und forderte ihn durch zwei beigelegte „Votivtafeln“ auf, seine Leier nicht verstummen zu lassen. „Sie wird zwar unsterblich in den schon bekannten Liedern ertönen. Aber auch neue Gesänge dürfen edle Herzen von dem Ihrigen erwarten“ — eine Mahnung, die er 1812 und 1817 wiederholte, als er seinem Freunde, der ihm ein Sonett widmete, abermals Gedichte vorlegte. 1828 dankte Salis für eine neue Sendung von Gedichten „wie ein Armer, der gern erwiderte, aber nicht vermag“; im nämlichen Briefe vertrat er auch gegen Wessenbergs „christliche Bilder“ maßvoll, doch entschieden den protestantischen Standpunkt. Das letzte, was wir aus diesem Verkehr von Salis' Hand besitzen, ist ein Briefentwurf, der für ihn außerordentlich charakteristisch ist: „Ihr Reisender“ — gemeint ist der 1831 erschienene „Julius“ — steht über Lord Byrons Child Harold. — Dieser suchte vergebens Seelenruhe auf seinen Irrfahrten in Sturm und Drang des Lebens. Ihr Julius suchte und fand sie auf dem rechten Wege, den Sie ihm so schön anzuweisen wußten.“

Er war seiner Ansicht über den Zweck der Dichtkunst treu geblieben, denn als er seine ersten poetischen Versuche unternahm, betonte er schon das Moralische, und er tat es noch schärfer und mit wachsender Betonung des spezifisch Christlichen, als seine dichterische Ader längst versiegt war. Es fiel seinen Freunden und Verehrern auf, wie früh er verstummte, und sie ließen es an Ermahnungen und Aufmunterungen nicht fehlen, weil sie eine Art von Lässigkeit annehmen zu müssen glaubten, da ihnen das dünne Bändchen denn doch nicht alles schien, was die Muse ihrem Liebling zu schenken geneigt sein möchte, wenn er sich nur ordentlich

um ihre Gunst bemühte. So ließ J. R. Wyß 1815 einen öffentlichen Zuruf in den „Alpenrosen" ergehen, der den Verstummten zum Gesang aufforderte:

Siehe, die Nachtigall schweigt! Wer singet im Thale nun fürder!
Vögelein singen genug, aber nicht eines wie sie! —
Du auch, Meister des Liedes im Alpengelände, du schweigest!
Viel' zwar singen dir nach, aber nicht einer wie du! —
„Kehrte die Nachtigall doch!" — so rufen im Thale die Hirten.
„Singe noch, Salis, ein Lied!" — hallt es im Alpengeländ.

Salis erwiderte erst im Jahre 1817:

Mein Sommertag schwand bei Gewitterschwüle,
Sein heitres Abendroth ist bald erbleicht.
Gleich Philomela sang ich nur Gefühle,
Und mein Gesang hat schon sein Ziel erreicht;
Auch sie verstummt schon vor des Herbstes Kühle.

Diese Rechtfertigung und bescheidene Abwehr leitet noch ein paar Gedichte seiner Sammlung ein, die letzten, die er der Aufnahme wert erachtete: zunächst, wohl durch Wessenbergs ähnliche Produktionen angeregt, eine Parabel „Noahs Taube", die 1818 in den „Alpenrosen" gedruckt wurde, dann den „Gesang an die Melodie", gleichsam ein Seitenstück zum „Gesang an die Harmonie", doch schwächer und weniger unmittelbar. Noch folgten eine kurze, sehr resignirte „Gnome":

Verkannte, klaget nicht, wenn hier die Bosheit siegt,
Erwartet, Edle, nie Gerechtigkeit im Leben!
Das Beste, was im Menschen liegt,
Wird man am schwersten ihm vergeben,

und zwei Nachrufe: einer an Amstein, der sein langjähriger Freund und Hausarzt war, und jener tief empfundene „zum dreißigsten Jahrestage nach dem Tod der Mutter." Zwei Sonette an Friedrich de la Motte Fouqué, der ihn in den „Alpenrosen" besungen und das schon erwähnte an Wessenberg veröffentlichte er in den „Alpenrosen", nahm sie aber so wenig unter seine gesammelten Gedichte auf wie die letzte der uns bekannten Produktionen, eine „Erwiederung an Jacob Schnerr, auf ein Gedicht desselben"; der alte Cavalier mochte es für eine Pflicht der Höflichkeit halten,

einen ihm gewidmeten poetischen Gruß poetisch zu erwidern, wiewohl er fühlte, daß er mit solchen Vergeltungen der Courtoisie eben nichts Bedeutendes zu leisten vermöge. Er besaß zu viel Einsicht und Bescheidenheit, um noch ernten zu wollen, da doch das Feld schon leer stand. Selbst Matthissons wiederholtes schriftliches und mündliches Drängen brachte ihn nicht dahin, ein offenbar größer angelegtes Gedicht „Die gothische Kirche“ oder „Der gothische Tempel“, zu Ende zu führen.

XVIII. Im Dienste Graubündens.

1803—1834.

Als Salis auf den Boden seiner Heimat zurückkehrte, wußte er gar wohl, daß man ihn bei der geringen Zahl von Bündnern, die sich zum Staatsdienst eigneten, sehr bald mit Ämtern und Bürden heimsuchen würde, zumal er, in zwei Sätteln gerecht, als Beamter und Militär zu dienen im stande war. Aber bei aller Vaterlandsliebe sträubte er sich so lange als möglich, irgend eine Stellung in einem Lande anzunehmen, das, wie er am ersten August 1803 in einem Briefentwurf schrieb, noch zu sehr vom Parteihader geschädigt wurde, als daß die Hoffnung hätte grünen können, „in öffentlichen Beamtungen Kultur und Veredlung des Volkes ungestraft zu befördern oder auch nur dem Rücksinken zu wehren.“ Er fand, daß man in solchen Zeiten wohl daran tue, seine Tätigkeit auf den engen Kreis seines Dorfes und seiner Familie zu beschränken, seine Blicke dagegen auf den weitern und größern der Vorwelt und Nachwelt zu heften. „Seit meiner Rückkehr in mein Geburtsland“, heißt es in einem Briefentwurf an Matthisson, „hatte ich meine Wünsche und Entwürfe in die engsten Grenzen eingeschlossen und beinahe zu hoffen verlernt. Mit meiner Landwirthschaft in allem Ernste beschäftigt und mit meiner häuslichen Abgeschiedenheit bis zur Verwöhnung vertraut geworden,

hatte ich mich wie die Lerche in ihre Furche in mein Thal versenkt und keinem Begriff einer Möglichkeit von Ziehen und Wechseln des Himmelsstriches Raum gegeben ... Unser Kinderkleeblatt hat sich um ein viertes vermehrt, und je zahlreicher der häusliche Kreis wird, der uns umgiebt, um so dichter werden wir in demselben eingeschlossen."[1] Auf einem andern Blatte meldet er, seine Sommertage in Malans flößen ihm unter dem steten Kreislauf täglich wiederkehrender ruhiger Sorgen und sorgenfreier Beschäftigung mit der Landwirtschaft und der Kindererziehung friedlich und schnell vorüber. „So sehr ich", fährt er fort, „das ungöttliche Nichtsthun verabscheue, so süß ist das göttliche nichts zu thun, als das, was man will und als gut erkannte."

Er war indessen keineswegs gesonnen, in der ausschließlichen Pflege seiner Weinberge, Äcker und Wiesen aufzugehen, sondern „würzte sich und der Gattin die einsamen Abendstunden und das gleichförmige Landleben" mit der Lektüre des Aeschylus und Sophokles, deren Werke er von Füßli[2] geliehen bekommen hatte, an den er nun schrieb: „Diese erhabene Bildergallerie menschlicher Verhängnisse, diese kräftige Darstellung des Schicksals und heroischer Gestalten zu durchwandern, ist das Geschäft unserer einsamen Stunden." Er dachte sogar selbst an einen dramatischen Versuch[3], doch nahmen ihn die häuslichen und öffentlichen Geschäfte zu sehr in Anspruch, als daß er, das nötige Talent vorausgesetzt, zu einer Ausführung dieses Vorhabens hätte gelangen können. Denn schon hatte er sich, während er eine Ernennung in den großen Rat ausschlug, zu zwei kleinern Ämtern bequemt, die ihm freilich wenig Zeit raubten, zur Stelle eines Landrichters des Bezirkes Maienfeld und zum Amt eines Oberappellationsrichters.

Lüstern nach dem Nutzen, der sich aus dem Wissen, der Rechtlichkeit und dem Eifer eines solchen Mannes herausschlagen ließ, banden ihn die Mitbürger schließlich mit mancher Kette in dem arbeitsvollen Hause der Staatsverwaltung und, nicht gesonnen, ihn

---

[1] Etwas verändert im Briefe selbst. Vergl. Matthissons lit. Nachlaß, II. Seite 96.

[2] Brief an Füßli vom 1. August 1803.

[3] 1807 bekennt Füßli, froh zu sein, daß ihm „dieser Einfall vergieng."

wieder loszulassen, nachdem sie ihn erst einmal mit einer leichten Fessel angespannt, hielten sie ihm immer wieder ein neues Band bereit, sobald sich ein altes lockerte. Ohne Wanken, ohne Murren erfüllte er jedes einmal übernommene Amt mit strenger Gewissenhaftigkeit, ohne einen Anspruch auf Belohnung — denn die Staatsstellen waren alle durchaus unbesoldet und boten dem zu Reisen und Tagfahrten Veranlaßten nur kärgliche Entschädigung durch ungenügend bemessene Taggelder. Auf Anerkennung und Dank hatte er früh verzichten gelernt; auch hätten ihm seine Verhältnisse, ererbtes und von Ursina in die Ehe gebrachtes Gut, ein unabhängiges Leben gestattet. Allein als er über die nicht eben weit gezogenen Grenzen seines künstlerischen Talentes ins Klare gekommen war, widerstrebte es ihm, ohne Arbeit zu sein, die dem Nächsten nützen konnte, und so unterzog er sich einer Last nach der andern, um bis ans Ende darunter auszuharren. Während Matthisson nach der so ziemlich zur gleichen Zeit eingetretenen Erschöpfung seines poetischen Schatzes weiter schrieb und da und dort einen gehaltlosen Aufsatz oder ein wenig besagendes Buch veröffentlichte und durch allerlei Liebenswürdigkeiten und Höfeleien zu Ehren und Orden kam, da er es durchaus nicht hätte ertragen können, vom Schauplatz literarischen Ansehens abzugehen, trat Salis still und entsagend in den unscheinbaren Dienst der abgelegenen kleinen Republik und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, keine Rolle zu spielen, sondern da einzustehen, wo man ihn brauche. Ein paar flüchtige Zeilen, die er einem abgerissenen Blatte anvertraute, geben über seine Beweggründe und Anschauungen hinreichend Aufschluß: „Von allem Guten, was ich an mir gebrechlichem Menschen aufzufinden vermag, ist das poetische Talent oder Ader das, worauf ich mir am wenigsten zu gute thue. Es ist eine freie Gabe des Himmels, und der Ruhm, den ich dafür erhalte, setzt mich in Verlegenheit. Wenn ich den Aufwand von Zeit und Kraft und reinem Streben, den ich auf das Militairische und Bürgerliche öffentlich verwendet, dagegen in Anschlag bringe, so möchte ich sagen, ich wäre für meine litterarischen Versuche mit verschwenderischem Lob, für meine Aufopferung und Bestrebungen für das Gute und Edle im bürgerlichen Leben (Gemeinwohl) mit Verkennung und Undank belohnt worden. Die Menschen berechnen

das Verdienst nicht nach dem, was es kostet, sondern nach dem, was es einbringt. Doch das mag nun einmal in der Natur der Dinge liegen, daß man wenig anerkannt wird, wenn man Zeit, Kräfte und Leben der guten Sache weiht, zumal wenn diese gute Sache im Gemeinwohl liegt, und wenn man mehr für den Vortheil und die Veredlung der Menschheit und des ganzen Volkes eintritt, als für den Nutzen und sinnlichen Vortheil der Einzelnen handelt."

Von nun an führte er ganz das uninteressante und gleichförmige Leben eines kantonalen Beamten, zu dem ihn, wie er in einer wenige Jahre vor seinem Tode verfaßten autobiographischen Skizze bemerkte, „mehr seine Bestimmung als seine Neigung hinzog." 1805 wurde er, wogegen er sich früher gesträubt, Mitglied des großen Rats, Bundesstatthalter und Mitglied der Militärkommission, 1806 Mitglied der Standeskommission, Ämter, die ihn nicht ständig in Anspruch nahmen und die er nun auch um so lieber versah, als er, wie sich aus seinen Zeilen vom 10. Juli 1806 an einen unbekannten Adressaten ergibt, mit den politischen Zuständen seines Kantons leidlich zufrieden war: „Sie werden meine Wünsche durch die einfachsten Verhältnisse des Lebens in einem häuslichen Kreise beschränkt und erfüllt finden, dessen Wohlfahrt meine Theilnahme zu innig anspricht, um auf einen erweiterten Wirkungskreis oder auf ein Glück, das bloß in der Meinung liegt, noch einige Ansprüche zu machen. Die ruhige innere Lage und die Stillung des leidenschaftlichen Parteigeistes seit der Mediationsakte sind glückliche Folgen, welche uns auch die theoretisch vollkommenste Verfassung nicht hätte gewähren können, und da, wo uns nur die Wahl zwischen aufgedrungenen und den alten Formen blieb, waren die letzteren bei allen Unvollkommenheiten die erwünschteren. Die Stiftung von Kantonsschulen, die Verbesserung von Sanitätsanstalten, die Verbreitung der Vaccination und einige Versuche im Bergbau sind nicht unbedeutende Fortschritte zum Bessern. Auch die Errichtung unseres Kantonsappellationsgerichtes hatte sehr gute Folgen — und wie glücklich in solchen Zeiten, wo das Bild politischer Vernichtung uns allenthalben umgiebt, den Namen eines Freistaates zu retten!"

Im Jahre 1807 wurde Salis abermals Bundesstatthalter, Mitglied des großen Rats, Landrichter und Oberappellationsrichter

der Landschaft Maienfeld, 1808 fiel ihm zum ersten Male die Würde eines Bundeslandammanns[1] zu, die sein Vater so oft inne gehabt. „Du weißt vielleicht", schrieb er am 30. Juli an den damals in Zürich weilenden Matthisson, „daß ich, von den Banden eines öffentlichen Amtes umschlungen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen unseres Gemeinwesens auch selbst nicht für wenige Tage mich von hier entfernen könnte." Er forderte ihn daher auf, zu ihm, dem in seinen freundschaftlichen Gesinnungen unveränderten, zu kommen. „Fest begründet lebt und besteht Dein Andenken, als eine treuverwahrte Hinterlage, in der stillen Tiefe meines Gemüthes." Matthisson erwiderte am 7. August 1809 von Zürich aus, er werde sich wenn irgend möglich einstellen. „Jede Zeile Deines Briefes hat eine Saite meiner Seele getroffen, und der Widerklang war die reinste Harmonie ... Vielleicht hast Du den langen Brief schon gelesen, den ich im Morgenblatte[2] an Dich drucken ließ. Es war mir Bedürfniß, einmal wieder im Publikum an Deiner Hand zu erscheinen." Schon drei Jahre vorher hatte er, wie erwähnt, gleichfalls für den literarischen Ruhm seines Freundes gewirkt, indem er 21 Gedichte desselben in seine „lyrische Anthologie" aufnahm und mit einer biographischen Einleitung versah. Für das diesmal offenbar nicht zu stande gekommene Wiedersehen stellte Matthisson im nächsten Jahre ein neues in Aussicht, zu dem er selbander anzurücken gedachte. „Euch treuen und lautern Seelen", schrieb er am 8. Januar 1810 aus Wörlitz, „bin ich vor Allem die Nachricht schuldig, daß ich in einem unverdorbenen Kinde der Natur, einem guten Landmädchen — sie ist das wahre Vorbild Deiner „Tochter des Landes", sagt er an einer andern Stelle — für mein herannahendes Alter eine Gefährtin und Pflegerin gefunden habe."

[1] Der Gotteshausbund wählte den Bundespräsidenten, d. h. der Bürgermeister von Chur war eo ipso Bundespräsident; der obere Bund wählte den Landrichter, und der Zehngerichtenbund, wozu Malans gehörte, wählte den Bundeslandammann. Diese drei bildeten zusammen die Exekutivbehörde des Kantons, den kleinen Rat. Dieser kleine Rat bildete mit seinen Vertretern, den drei Bundesstatthaltern, die erweiterte Exekutivbehörde und hieß dann die Standeskommission.

[2] Morgenblatt für gebildete Stände, 3. Mai 1809: „Wallfahrt nach der großen Karthause bei Grenoble. Matthisson an Salis."

Er beabsichtigte, seine Hochzeitsreise in die Schweiz zu machen und mit seiner zweiten Frau Luise, die freilich nur deswegen ein Landmädchen genannt werden konnte, weil sie die Tochter des um die Gartenbaukunst sehr verdienten Garteninspektors Schoch[1] in Wörlitz war, nach Bünden zu kommen. Luise hatte auch seine erste Frau geheißen, die er ungefähr zur gleichen Zeit[2] heimführte, wie Salis seine Ursina, und an deren Seite er nur ein kurzes Glück fand, da die Ehe bald nachher gelöst wurde.[3]

Dieses für das Jahr 1810 erhoffte Wiedersehen wurde vereitelt, wie sich aus dem Briefwechsel ergibt, und es läßt sich nicht ausmachen, ob sich die Freunde sahen, als Matthisson 1812 mit seiner durch den Tod des einzigen Töchterchens sehr angegriffenen Gattin zwei Monate nach der Schweiz gieng.[4] Salis war freilich durch seine verschiedenen Beamtungen und die Erziehung der heranwachsenden Kinder vollauf in Anspruch genommen und immer mehr an die heimatliche Scholle gefesselt. 1809 wurde er Oberstkriegsrat, 1811 Landammann (Kreisamtmann) und Gerichtsherr zu Seewis, Fanas und Valzeina, und 1814 abermals Bundesstatthalter, welche Würde, die übrigens nur mehr ein Ehrentitel war, er nach einer handschriftlichen Aufzeichnung nicht weniger als vierundzwanzig Mal bekleidete. Im gleichen Jahre wurde er auch wieder Assessor der Synode.

Der Anfang dieses Jahres 1814 regte die politischen Parteien von neuem gewaltig auf: als der Fürst von Schwarzenberg Ende 1813 die Mediation im Namen der Mächte für dahingefallen erklärt hatte, standen die Anhänger des Alten überall auf, und speziell in Bünden gelang es der Reaktion, die Verfassung vor 1792[5]

[1] Döring, S. 200.

[2] Den 9. September 1793, wie sich aus dem Gedichte von X. Bronner ergibt: „Lebensplan. An Matthissons Vermählungstage, den 9. Sept. 1793."

[3] Döring, S. 200. Vergl. auch: Souvenirs de Ch. Victor de Bonstetten p. 120. Den Grund der Trennung, über die M. gegen Salis und Füßli völlig schweigt, weiß Bonstetten nicht anzugeben. 1797 war die Frau, wie sich aus einen Brief an Füßli ergibt, noch bei ihm.

[4] Döring, S. 202.

[5] Die gewaltsame politische Bewegung vom 4. Jan. 1814, von Oberst U. von Planta-Reichenau. 1858.

herzustellen. Da übernahm Zürich die Rolle des Vororts, um die neuen Kantone gegen die Ansprüche der alten zu verteidigen. Salis wurde mit einigen andern den Tagsatzungsgesandten als Zuzug[1] geschickt, doch wissen wir nicht, von welcher Art und Bedeutung sein Verhalten in diesen Fragen war. Seit 1814 blieb er Oberst der Kantonsmiliz und Präsident der Militärkommission, 1818 wurde er eidgenössischer Oberst und machte sich 1820 namentlich bei der Prüfung der Reglemente für die eidgenössische Infanterie verdient. Man wählte ihn „in gerechter Berücksichtigung seiner erprobten, reifen Einsicht in die Angelegenheiten des Standes und seiner bekannten Wohlmeinenheit für das gemeine Wesen" auch in die Kommission, welche 1814 die Verfassung des Kantons zu revidiren hatte. Als dann in der Schweiz wie in ganz Europa die Landung Napoleons Schrecken und Bestürzung verbreitete, drohte der friedliche Ausbau der Verhältnisse unterbrochen zu werden. Aber das Jahr endete still und ruhig; dem Dichter entriß es den hochbetagten Vater und mahnte ihn, daß er selber nicht mehr weit von der Grenze des „stillen Landes" stehe.

Da es sich um ihn da und dort zu lichten begann — schon 1809 war z. B. Remy Frey in Basel gestorben, den er seit der Trennung in Rouen offenbar nie mehr sah — mochte er sich auch wieder mehr zu seinem Freunde hingezogen fühlen; der Briefwechsel mit Matthisson atmete wieder die Wärme und Innigkeit der ersten Jahre. Der äußere Anstoß zu dieser Wandlung — und ein solcher war bei Salis' wachsender Schreibunlust nicht überflüssig — gieng vom heranwachsenden Geschlechte aus. Am 3. November 1816 vermählte sich des Dichters Liebling, die liebenswürdige und begabte Meta, mit ihrem Vetter Johann Ulrich von Salis-Soglio, dem nachmaligen General des Sonderbundes. Indessen erfreute sich das junge Paar der Heimat nicht lange, weil der Fremdendienst den Neuvermählten nach Holland rief, wohin ihm Meta zu folgen entschlossen war. Auf der Reise wollten sie Matthisson in Stuttgart aufsuchen, wie Salis in einem Briefe vom 29. Januar 1817 meldete, der die seit etlichen Jahren eingeschlafene Korrespondenz wieder erweckte. Er hatte wohl nicht

[1] A. a. O. p. 43.

nötig, Matthisson zu bitten, „unser schüchternes Täubchen“ gut aufzunehmen, und zur Empfehlung des Schwiegersohnes ein Mehreres beizufügen: „Mein Schwiegersohn, ein sehr braver junger Mann, der in frühern Zeiten unter Wredes Generalstab diente, an seiner Seite in dem denkwürdigsten Feldzuge focht und ehrenvolle Wunden davon trug, ist auch durch seine geistigen Eigenschaften empfehlenswürdig.“

Matthisson war hocherfreut. „Selten“, schrieb er am 18. Februar zurück, „bin ich erfreulicher überrascht worden, als durch die Erscheinung Deiner Meta und ihres braven Mannes. Ich begieng ein zwiefaches Fest des Wiedersehens: denn ich glaubte in der holden Tochter auch die Mutter wieder zu erblicken.“ Er bedauerte das schnelle Scheiden der Reisenden doppelt, da sich zwischen Meta und seiner Frau ein zartes Freundschaftsverhältnis anzuknüpfen begann. Für den Brief, „das köstliche Blatt“, wußte er Salis den innigsten Dank seines „Dich immer gleich liebenden Herzens. Nie, seit wir uns in Lausanne zuerst sahen, ist es mir, trotz aller Lücken oder vielmehr Klüfte in unserm Briefwechsel in den Sinn gekommen, mich von meinem Salis weniger geliebt oder wohl gar vergessen zu glauben. Freunde wie wir, wenn die sich auch als Jünglinge trennen und erst als Greise wieder zusammen treffen, so haben sie einander immer erst gestern gesehen oder gestern geschrieben.“ Von sich wußte er nur Gutes zu vermelden: seine Verhältnisse waren die angenehmsten, sein Glück war dauerhaft und seinem literarischen Ruhm stand ein freudiges Ereignis bevor: Füßli hatte die Herausgabe seiner gesammelten Werke an die Hand genommen. Salis blieb die Antwort vorläufig schuldig, so daß Matthisson wieder mahnte. Auf der Rückreise aus Holland — wohl in den Urlaub — erneuerten die jungen Salis-Soglio ihren Besuch bei Matthisson, der durch sie Kunde erhielt von seinem geliebten Salis, „für den sein Herz noch eben so heiß und jugendlich schlug wie bei der ersten Umarmung am Genfersee.“ Er plante wieder einmal eine Zusammenkunft; er wollte nämlich im Herbst dieses Jahres 1818 seinen Freund Scherer in St. Gallen besuchen, mit dem er, wie mit Bonstetten und der Brun alte Beziehungen durch einen regelmäßigen Briefwechsel aufrecht erhielt. Er hoffte, Salis würde dann auch auf einige Tage nach St. Gallen kommen können.

Diese Hoffnung zerrann, da Matthisson eine Einladung des Herzogs Wilhelm von Würtemberg annahm, ihn mit Luise nach Genf zu begleiten, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Inzwischen hatte sich Salis am 16. Juli endlich zu einem Briefe aufgerafft, dem ersten vierseitigen, dessen sich Matthisson rühmen durfte. Er pries die gute Aufnahme, welche seine Kinder in Stuttgart gefunden, und war verwundert zu hören, daß auch Matthisson längst den Freimaurern angehörte, ohne daß, da auch Salis „nun schon seit zweiunddreißig Jahren, als Veteran, mit dieser großen Kette treu verbunden" war, dieser Punkt je zwischen ihnen zur Sprache gelangt war. Aus dem Gebiete seiner häuslichen Angelegenheiten wußte er meist Erfreuliches mitzuteilen: „mein zweiter Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, wäre nun schon überreif zu einem Ausflug auf eine höhere Lehranstalt und bedürftig einer Bildung, die ihm in seinem Vaterlande nicht zu Theil werden kann . . . Auf den ersten September beginnt für mich wieder ein Amtsjahr als Bundeslandammann. Während dieser Amtsdauer gehört meine Zeit jedem eher an als mir selber. Wenn Du bis dahin in die Schweiz kommst, so eile ich Dir entgegen, nach St. Gallen oder Lindau oder wohin Du mich sonst bescheidest, wenn es nur nicht mehr, als etwa acht Tage Abwesenheit erfordert." Das Verlangen nach engerm Zusammenschluß faßte ihn mit gleicher Stärke wie Matthisson: „Man soll im Alter zusammenhalten. Wir einsamen Ueberbleibsel aus unsern frühern Jahren dürfen uns nicht vereinzeln auf der Haide des Lebens." An die Freunde, mit denen Matthisson den Verkehr vermittelte, sandte er herzliche Grüße, besonders an Friederike Brun, die ihm dauernde Anhänglichkeit bewahrte. Wie Salis Großvater, so war sie Großmutter geworden und genoß, so berichtete Matthisson, das Glück, alle ihre Kinder in angenehmer Lage zu wissen. Ihre älteste Tochter Ida, an einen Grafen Bombelles vermählt, besaß eine Stimme, die nach Goethes Urteil bei einem Wettkampf mit der Catalani in Karlsbad über diejenige der Diva den Sieg davon trug. „Seit einem Jahre", fuhr Salis fort, genieße ich recht gesunder Tage bei heiterm Gemüthe, nur die Cither, wenn ich sie ergreife, giebt nicht mehr den richtigen Ton wieder."

Erst im folgenden Jahre kam Matthisson in die Schweiz und zwar mit dem Herzog Wilhelm von Würtemberg, der eine Kur in Baden gebrauchte und von dort über Zürich eine Reise nach Italien anzutreten beabsichtigte. Weil er sich von seiner Gesellschaft nicht auf mehrere Tage entfernen konnte, so schlug Matthisson ein Stelldichein in Zürich vor. So gerne Salis diesem Rufe Folge geleistet hätte, seine Antwort vom 30. Juli gab der Hoffnung nur geringen Raum, denn erst vom letzten Tage des Augusts weg fiel die Bürde der Bundeslandammannschaft von ihm, die ihn an seinen Wohnort kettete. Ohne den Freund gesehen zu haben, wanderte Matthisson mit seiner Frau im Gefolge des Herzogs über die Alpen und verbrachte den Winter 1819/20 in Italien. Im Frühjahr zurückgekehrt, wußte er die freudige Tatsache zu berichten, wie wenig Salis namentlich in Norddeutschland zu den vergessenen Dichtern zähle. 1821 berichtete er, „der großen Lücke, die unsern Briefwechsel aufs Neue bedroht, zuvorzukommen" — denn Salis hatte seit dem Juli 1819 sich wieder in Schweigen gehüllt — von der Anhänglichkeit und Achtung der gemeinsamen Freunde in Weimar und Gotha, die er 1815 und wohl auch 1821 besucht hatte.[1] Da berufliche und gesundheitliche Störungen Salis das Schreiben so sehr erschwerten, so trat endlich am 8. Januar 1822 Ursina in die Schanze, um das zu ergänzen, was Meta, die sich damals auf der Durchreise mit ihren Kindern bei Matthissons in Stuttgart befand, erzählt haben mochte. Es lag auf der Hand, daß sie über die Familie berichtete, über den vielbeschäftigten, ältesten Sohn, den als Landwirt und Staatsdiener tätigen und um sein engeres Vaterland verdienten Johann Ulrich, der den Sommer in Malans, den Winter in Chur verbrachte, von den Schwiegertöchtern, „den Gespielinnen unserer Sina" ... „alle lieben sich und versammeln sich gern im väterlichen Hause, oder besser gesagt, Stübchen, denn unsre Winterwohnung besteht in drei engen Zimmern." Mit der Schalkhaftigkeit, die nach Matthissons Versicherung auch dem Großmütterchen noch wohl zu Gesichte stand, versichert sie, nicht ausführlich, herzlich und klassisch schreiben zu können; sie verbreitete sich über ein Bild ihres Salis, das

---

[1] Döring, S. 203 und 224.

Matthisson geschenkt wurde: „Gefreut hat es mich, lieber Matthisson, daß Sie das Bild[1] unseres Salis auch ziemlich gut fanden. Ich war beim ersten Anblicke nicht ganz, aber bei genauerer Ansicht weit besser damit zufrieden. Wenn auch die Stirn etwas ernst, beinahe düster aussieht, so wird sie doch noch von der poetischen Lieblichkeit, die wie ein milder Abendschein aus den Augen leuchtet, erhellt. Den militärischen Scharfsinn, ich möchte fast sagen Trotz, wollte der Künstler durchaus nicht missen und zog die Stirnfalten zwischen den Augen darum so nahe zusammen. Im Aeußern wie im Innern, glaube ich, werden Sie Ihren Freund so wenig verändert finden, als es nach so vielen Jahren nur möglich ist; wohl weit mehr mich, in der Sie das Großmütterchen sogleich erkennen werden." Erst am 22. Juni konnte der am 8. Januar begonnene Brief abgehen, durch die Krankheit der Schreibenden und ihrer Enkelin verzögert. Indessen bat Matthisson am fünften Februar dringend um Nachricht, und so griff Salis am 10. selbst zur Feder, um in einem ausführlichen Briefe über Befinden, Stimmung und Angelegenheiten der Geschäfte und Familie Bericht zu geben. Er glaubte es nicht nötig zu haben, vor dem unverlierbaren Freunde sein langes Schweigen zu entschuldigen. „Dein Bild hängt immer noch über meinem Schreibtische; Dein getreueres Bild lebt in meinem Innersten. Beide zürnten selbst nicht über alle Unterlassungssünden in unserm Briefwechsel." Sonst würde ihn sein ungutes Befinden hinreichend gerechtfertigt haben. „Meine Gesundheit war beim Empfang Deines Blattes und seither so angegriffen, daß mein Geist nur fühlen, aber weder Gedanken sammeln noch mittheilen konnte. Rheumatische Uebel, die Vorboten und Gefährten des nahenden Alters, die sonst nur in meinen Außenwerken Stand hielten, zogen sich nun auch hemmend und drückend in das Innere meines festen Platzes, und nur der Einfluß des nahenden Frühlings und die sorgsamste Pflege vermögen es, diese Erbfeinde, wenigstens für einige Frist, zu verscheuchen und abzuhalten. Ich genieße übrigens die hellern Herbsttage meines Lebens mit heiterm Muthe. In den umnebelten Stunden suche und finde ich ein leidliches Asyl in meinem Innersten; manches

[1] Gemeint ist wohl eine Lithographie von Brodtmann.

hat sich da abgekühlt und entwölkt, so daß ich nun mit meiner Pilgrimsherberge und dem Karavanenobdach auf meinem Zuge in das ächte Morgenland zufrieden bin. Unter häuslichen und amtlichen Tagwerken schließt meine Lebensbahn ihren Kreislauf, und ich sollte wenigstens so viel in der strengen Schule des Erdendaseins gelernt haben, um den entscheidenden und verklärenden Donnerschlag des Todes mit Vertrauen auf den Unendlichen erwarten zu können ... Meine Söhne sind nun auch beide verheirathet und außer dem väterlichen Hause. Ich darf hoffen, daß sie ihre Gattinnen wohl gewählt haben werden, ihre Wahl war frei. Sie liebten, wie Haller sagt, für sich selbst und nicht für ihre Väter. Mein älterer Sohn stand Anfangs als Offizier in piemontesischen Diensten und hatte seit der Abdankung seines Regimentes eine Stelle unter der französischen Garde erhalten, aber auf mein Anrathen auch ausgeschlagen. Seine Obern waren mit seinen militärischen Talenten sehr zufrieden, und er ist bei unserm eidgenössischen Generalstab als Hauptmann angestellt. Nebenbei ist er thätiger Landwirth und ein Zögling der Muse. In dem Taschenbuche „Alpenrosen"[1] hat er schon einige Versuche öffentlich ausgestellt, die, wenn mich nicht väterliche Vorliebe trügt, genug Empfindung und Phantasie verrathen, um noch etwas Vollendeteres von ihm zu erwarten. — Mit meiner Gattin und jüngern Tochter lebe ich nun in engbeschränkter Häuslichkeit zusammen. Meine Gefährtin durch Freude und Noth, durch Wonne und Schmerz hat nun mehr als ein Viertheil-Jahrhundert mit mir das Leben erfahren; wir haben nun schon unsere silberne Hochzeit als Großeltern gefeiert, und Venus-Urania blieb uns, eingedenk der Fürbitte ihres Lieblingsdichters[2], immer noch hold. Die Abendsonne des Lebens neigt sich still und freundlich, aber Alles mahnt doch an die nahe Scheidestunde. Dieses Mahnen gebietet ernstlich, auf Mittel und Wege zu sinnen, noch einmal, „eh in die Schattenwelt Elysiums unser Geist sich senkt", einander zu begegnen. Meine bürgerlichen Beamtungen und häuslichen Geschäfte heften mich zwar mit trägen Wurzeln an

[1] Alpenrosen 1821, S. 41: Elegie an die Heimath-Glocken. 1822 S. 108: Die Rettung; Voltaires Zaire.

[2] Gemeint ist Matthisson. Vergl. sein „Wunsch an Salis."

meine Erdscholle und umwinden mir die Schwingen bei jedem Aufstreben. Als Oberappellationsrichter, Präsident der Militairkommission, Mitglied des Stadtraths und andrer solcher Lokalbehörden[1], die außerhalb der Grenzen des Kantons keine Seele kennt, überschreitet man nicht so leicht den Kreidestrich und engen Kreis, den unsre Mitbürger um uns gezogen haben, und es bedarf einer Anregung von Außen, um einen solchen Menschen aus der Stelle zu bringen . . . Glücklicherweise hat die vorjährige Tagsatzung mich zum Mitglied der Militair-Aufsichtsbehörde ernannt und dadurch zu einem paar Reisen nach Zürich im Laufe dieses Jahres verpflichtet. Vielleicht könnte eine solche Reise unser Zusammenkommen begünstigen. Einen Theil der Monate März, Junius und Julius werde ich bestimmt in Zürich zubringen."

XIX. Zürcherfahrten im eidgenössischen Dienst. Dauer und Wandel der Freundschaft.

Die erste dieser Dienstreisen nach Zürich, zu der er als Mitglied der eidgenössischen Militär-Aufsichtsbehörde, in der er übrigens nur dieses eine Mal wirkte, verpflichtet war, trat Salis in Begleit seines Knechtes Johann Wunderli am 15. Februar 1822 an und führte sie glücklich aus, allerdings in einem gemächlichern Tempo als zu jenen Zeiten, da er noch als schmucker Gardeoffizier ins Vaterland eilte: am ersten Tag kam er bis Ragaz, am zweiten, an Werdenberg und Forsteck vorüber, nach dem Dorfe Oberried, wo er beim Kreisamtmann übernachtete, durchfuhr am 17. Februar mit lebhafter Erinnerung an längst entschwundene Jahre eine Reihe von Dörfern bis Rheineck und erreichte mit einsinkender Nacht St. Gallen, wo er im Gasthof zum „Hecht"

[1] Über alle die Ämter und über die Frage, wann sie Salis bekleidete, geben die bündnerischen Staatskalender Auskunft.

abstieg und den Abend mit Briefen nach Hause füllte. Der 18. brachte ihm das Mißgeschick, sich bei „neblichtem Sternhimmel“ in der Nähe von Winterthur mit dem Wagen zu verirren, was dem alten Herrn wegen der eingebrochenen Kälte doppelt empfindlich war. In Zürich, das er in der Mitte des folgenden Tages erreichte, nahm er Quartier im „Raben“ und geriet nun in ein Leben voller Arbeit, Sitzungen, aber auch voller Besuche, anregender Gespräche und Festivitäten, ein Leben, das sich vom eintönigen Hintergrund des heimatlichen Geschäftsganges merklich genug abhob.

Zu seinem liebsten Verkehr gehörte außer dem in Küßnacht bei Zürich ansässigen Neffen Peter von Salis und dessen Frau der alte Oberst und ehemalige Waffenbruder von der Weid, der inzwischen, d. h. seit 1799, bewegte Schicksale erlebt hatte und von seiner Kriegsgefangenschaft und seinen Reisen in Spanien, England, Schottland, Schweden und Dänemark lebhaft und anschaulich zu erzählen wußte; nicht minder gern gieng er mit dem alten Freund David Heß und den gleichfalls langeher bekannten Familien Schultheß und Füßli um. Hand in Hand mit der Auffrischung alter Bekanntschaften gieng die Anknüpfung neuer, so daß Salis eine beträchtliche Liste von Leuten aufzuzeichnen hatte, die ihn mehr oder minder interessirten: den Hauptmann in holländischen Diensten Birkhahn, General Finsler, Oberst Ott im Berg, Major Letter, Major Heidegger, den Artillerieoberst Breitinger, Major Breitinger, Oberst Lutternau, Ratsherr Sulzer, Landammann Heer, Bürgermeister von Wyß, Ratsherr Landolt, Oberrichter von Orelli, Ratsherr Hirzel und eine Reihe anderer mehr. Doch vermochte ihn die Fülle neuer Beziehungen über den Wandel so mancher frühern nicht ganz hinweg zu heben, wie er einmal anmerkt, nachdem er, einen lieben und häufigen Gang unternehmend, in Hottingen die Familie Schultheß besucht hatte: „Die Häuser, die wir vor 21 Jahren hier bewohnt hatten, waren wenig verändert, aber wie Vieles hatte sich an den Menschen verändert! Nur die Freundschaft des Schultheß'schen Hauses bestand.“

Der als Dichter, Soldat, Cavalier und liebenswürdiger Gesellschafter geschätzte Mann fiel in ein ganzes Netz von privaten

und öffentlichen Einladungen, dem er nicht immer entschlüpfen konnte, wiewohl er namentlich Bällen und größern Abendessen geflissentlich auswich. Einer splendiden Gastung der Aktionäre des Kasinos, einer großen Tafel beim Bürgermeister Reinhard, so wie einer Gastung der Konstaffler entzog er sich nicht. Doch waren ihm immerhin die Musikabende bei den Freunden Schultheß lieber, ebenso die Unterhaltung mit Professor Hottinger[1] und ein Besuch bei Martin Usteri, wo ihn Heß eingeführt hatte und wo er nun die „schönen, manigfachen und originellen" Blätter des trefflichen Karrikaturenzeichners zu Gesichte bekam.

Den Sitzungen der eidgenössischen Militärkommission wohnte er regelmäßig bei. Am meisten Arbeit verursachten die Reglemente der verschiedenen Waffengattungen, auch die Thuner Instruktionsschule brachte viel Mühe; daneben gaben die Waffenplätze und die Befestigung Genfs nicht minder zu deliberiren, als die Frage, welchen Rang die aus fremden Diensten in die schweizerische Armee eintretenden Offiziere bekleiden sollten, sowie die andere über die Verwendung der von der französischen Kontribution an die Kantone abzugebenden Kriegsgelder. Kommission und Einzelarbeit lasteten ziemlich auf Salis, namentlich die Redaktion der Zusätze zum Exerzierreglement machte ihm mehrfach zu schaffen.

Am 30. März fand die letzte Sitzung statt, und Salis traf Vorbereitungen zur Heimfahrt, indem er für Frau und Tochter Geschenke einkaufte, unter der Beihilfe eines ehrsamen Schneidermeisters seine Habseligkeiten packte und allenthalben Abschied nahm. Einen der letzten Nachmittage brachte er bei der „guten Familie Schultheß" zu, um dann im Beckenhof noch David Heß zu besuchen.

Der März hatte alle Blüten entfaltet; nun schneite es übers Land. Aber als Salis den 8. April, am Ostermontag, nach der Heimat aufbrach, da schwammen Berg und Tal im Sonnenschein und Blütenglanz; das Landvolk stolzirte im besten Staat, in allen Dörfern wurden Freischießen der Erwachsenen und Armbrustschießen der Knaben abgehalten. Im „Löwen" zu Meilen traf er an der Mittagstafel allerlei alte Bekannte, darunter auch solche von seinem

[1] Joh. Jakob Hottinger, 1783—1860.

Aarauer Aufenthalt aus dem Jahre 1799, und einen ehemaligen Quartierkommandanten, der seinem Befehl unterstellt gewesen, suchte er extra auf, wie er denn für Menschen, die einmal zu ihm in Beziehung gestanden, Untergebene und Dienstboten nicht ausgeschlossen, eine rührende Anhänglichkeit besaß: so freute er sich sehr, als er auf der Reise nach Zürich eine alte Magd traf, die einst in seinem Hause gedient, und gieng zu seinem frühern Kellermeister Bösch und zu dem in Zürich ansässig gewordenen Seewiser Jost Bid, der ihm einst 1799 einen guten Dienst geleistet; aufrichtig freute er sich über das Wohlergehen dieser Leute und empfand auch ein lebhaftes Vergnügen, als er in der Limmatstadt zufällig Johann Huber antraf, seinen Adjutanten im Jahr 1799.

Die Heimreise gieng gut von statten, in Malans holte ihn der Sohn mit seinen Pferden nach Chur ab und brachte ihn wohlbehalten zu Gattin und Tochter. Die Ruhe währte nicht lange, denn schon am 21. Juni machte er sich wieder auf den Weg nach Zürich und zwar diesmal über den Walensee, den er, freilich durch eine Spielpartie so ziemlich um den landschaftlichen Genuß gebracht, in drei Stunden passirte. Noch am Abend des 22. langte er im alten Quartier zum „Raben" an. Gleich die ersten Tage brachten militärische Arbeit die Fülle: Rechnungsablagen und Rapporte, darunter namentlich diejenigen der Instruktionsschule zu Thun, beanspruchten die erste Sitzung, dann nahmen die Beratungen des Reglementes für die Kavallerie etliche Zeit weg, ebenso die Besprechung verschiedener Anordnungen für das Lager von Bière; militärische Anstände zwischen den Kantonen Obdemwald und Niddemwald wurden Salis zur Beilegung übergeben. Am 27. geschah die Vorlage des Generalrapports über den Bestand des eidgenössischen Militärs, und in der nämlichen Sitzung — es war die letzte — gelangte Salis' Antrag an die Tagsatzung über das Exerzierreglement der Infanterie zur Beratung.

Wie vor einem Vierteljahr machte Salis auch jetzt eine Reihe von persönlichen Bekanntschaften, da er von all den in Zürich wohnenden oder nur vorübergehend daselbst weilenden Männern, die auf dem Gebiet der Literatur, Kunst, Politik oder als Militärs etwas bedeuteten, wohl nur wenige nicht kennen lernte, und gieng

ganz in dem geistig bewegten und angenehmen Leben des damaligen Zürichs auf. Er beteiligte sich an einem großen Diner bei Reinhard, an verschiedenen Anlässen im Kasino und bei kleinern Zusammenkünften im Künstlergesellschaftsgarten (Künstlergütli). Ein glänzendes Schauspiel bot am ersten Juli die Eröffnung der eidgenössischen Tagsatzung durch einen feierlichen Gottesdienst. In festlichem Zuge begab man sich zur Kirche, voran die Tagsatzungsgesandten, dann der Generalstab und die Offiziere und hierauf eine Ehreneskorte, durch die mit Truppen besetzten und von einer gewaltigen Volksmenge erfüllten Straßen. Mit den Abgeordneten der alten Kantone und mit einigen Stabsoffizieren war Salis bei diesem Anlaß vom Präsidenten Reinhard abermals zum Diner geladen und wohnte abends einer großen Soiree im Kasino bei, wo ihn allerdings weder der Tanz der jungen Leute, noch die Spieltische, deren zwanzig da waren, zu fesseln vermochten, so daß er sich mit seinem neuen Bekannten Wurstemberger und seinem alten Freund von der Weid bald nach Hause zurückzog.

Wie früher wurde im Schultheßschen Hause fleißig musizirt, und Salis versäumte diesen ihm lieben Genuß selten. Am 11. Juli fand im Großmünster ein ansehnliches Konzert statt, das sich für ihn unerwartet zu einem Versöhnungsfest mit einem alten Feinde gestaltete. Schon einmal hatte er, ohne mit ihm zu sprechen, auf der Promenade den alten General Bachmann gesehen, der in den Zeiten der Helvetik und 1815 als Befehlshaber der schweizerischen Armee keine unbedeutende Rolle gespielt und den Salis, seit er ihn 1792 zu Rouen im heftigsten Zorn verlassen, nicht mehr getroffen hatte. „Als ich eben aus dem Concert gehen wollte, traf ich auf den alten General Bachmann, (der mich zu finden suchte) mich sogleich umarmte und sich sehr freundschaftlich mit mir unterhielt. Seit dreißig Jahren habe ich ihn nicht mehr gesehen. Unsere frühern sehr gespannten, beinahe feindlichen Verhältnisse — Anno 1792 — schien der ganz veränderte, gemilderte Greis — er zählte damals 82 Jahre — nicht mehr zu kennen, und so war mir diese Auflösung und Versöhnung in der Kirche ein sehr denkwürdiges unerwartetes Ereigniß."

Wenige Tage nach dieser Versöhnung stellten sich in Zürich Ursina, die Tochter Sina und der Sohn, Johann Jakob, ein,

welch letzterer freilich nur wenige Zeit blieb, während Salis mit den Damen einem neuen Schwall gesellschaftlicher Freuden entgegengieng. Nach umständlichen und zahlreichen Abschiedsbesuchen wurde endlich am 2. Juli gepackt. Abends besuchte Salis mit Heß noch die Kunstausstellung und brach dann mit den Seinigen am Nachmittag des 3. auf, um gemächlich der Heimat zuzusteuern, denn die kleine Karawane war gesonnen, die Heimfahrt mit aller Behaglichkeit und als eine Art Lustfahrt zu betreiben. Der erste Halt geschah auf dem Gute Maria-Halden des Grafen Benzel-Sternau, dessen schöne Gemälde und gute Kopien die Reisenden fesselten. Dann gieng es zu Fuß nach Herrliberg, wo die Kutsche wartete, und von da nach Meilen, wo sich im Löwen die Damen Schultheß eingefunden hatten, die es sich nicht versagen wollten, mit den lieben Scheidenden noch einen Nachmittag und Abend zu verbringen. Von hier reiste das Kleeblatt gemächlich dem Bodensee zu und hierauf nach Werdenberg, wo sie das Schloß erstiegen und dann vor Ragaz von dem Knecht aus Malans mit den Pferden Johann Ulrichs in Empfang genommen wurden, so daß sie nun den Zürcher Kutscher verabschieden und direkt nach Hause fahren konnten, nicht ohne etwelche Unruhe, da man täglich Metas Niederkunft erwartete. Aber man traf sie und die übrige Familie im besten Wohlsein an.

Ob Salis im Jahre 1822 noch eine dritte Zürcher Reise im eidgenössischen Dienst ausführte oder bloß planirte, ist nicht ersichtlich, wohl aber, daß dieselbe durch eine Zusammenkunft mit Matthisson und Bonstetten gekrönt werden sollte, wozu Matthisson am 15. Juli einen Vorschlag machte: Ende August gedenke er mit seiner Frau einen Ausflug in die Alpen zu unternehmen und erbitte sich eine Zeile vom Freunde, wo er ihn sehen könne; zweifelsohne werde sich auch Bonstetten einfinden; von der Brun und von Reichard schicke er wenigstens Grüße. „Man hat uns wieder zusammengekoppelt auf den Dichtermarkt geführt, nachdem man mich eine Büchermesse früher schon einzeln verkauft hatte. Es nimmt mich übrigens Wunder, daß man trotz der parnassischen Sansculotterie uns alte Harfenisten immer noch mag... Deiner Holden das Freundlichste von meiner Frau und mir. O daß wir vier — Abendschatten Hand in Hand zur Ruh gehen

könnten!" Auch diesmal erfüllte sich die Hoffnung auf ein Wiedersehen nicht, weil sich Matthissons Reise, woran Bonstettens verspätete Ankunft bei ihm schuld war, um vier Wochen hinausschob.[1] „Wäre er früher gekommen", schrieb der Getäuschte in einem sehnsüchtigen Brief vom 22. Oktober, „so hätten wir drey in Zürich vereinigt sein können. Wie viel verlorenes Lebensglück!" Nun steifte er sich auf einen Besuch des Freundes in Stuttgart, wo er sich hoffentlich wohl fühlen würde — sein Schwiegersohn, der sich eben da befand und Salis' Bild überbrachte, sollte ihn davon überzeugen. Habe sich Salis erst eingestellt, so komme er nächstes Jahr unfehlbar zu ihm über Bregenz. Salis' Bild schien ihm in zwiefacher Hinsicht ein ungenügender Ersatz, da er es nicht nach Wunsch ähnlich fand. „Dein großes Bild hängt nun in meinem Arbeitszimmer. Ich bin nicht ganz damit zufrieden. So auch Heß. Es ist ein durchaus fremdartiger Zug darin. Indeß ist es das beste Portrait, was wir von Dir haben."

Salis antwortete erst am 10. März 1823. Auch er hatte das Bild des Freundes, das „zu seinen Penaten gehörte", ständig vor Augen — denn es hieng über seinem Schreibtisch — aber er wurde aus mehrfachen Gründen je länger je mehr ein schlechter Korrespondent. „Hand und Auge fühlen nun auch schon den Druck des Alters; jene ward unbehülflicher und das Gesicht auch allmählich der Brille bedürftig. Wenige Stunden einsamer Weihe werden mir noch zu theil. Ueberhäufte Beamtungsgeschäfte nöthigen mich, auf die Muße eines poetischen Lebens zu verzichten. — Die Verfassung des Vaterlandes macht uns zur Pflicht, mehrere Aemter zugleich zu übernehmen, sobald die gute Meinung unserer Mitbürger uns dazu tüchtig hält. So wurde mir seit dem vorigen Jahre zu meinen bisherigen Stellen noch das mühsamste Amt in meiner Vaterstadt, nämlich der Vorsitz beim Kriminal- und Polizeygericht[2], übertragen. Im Geräusch und Gedränge öffentlicher Geschäfte, in der Kanzley oder dem Verhörzimmer und der Rathsstube fließen meine Tage dahin wie ein Weberschiffchen, das öfters durch verwickelte Fäden sich mühsam genug durchwindet... Füßli,

[1] Näheres bei Döring, S. 216.

[2] Die Stelle des Stadtvogts, die er von 1822—1830 bekleidete.

dem ich letztes Jahr in Zürich jede Hoffnung zu einer vollendeten oder doch wenigstens verbesserten Ausgabe meiner mir beynahe fremd gewordenen Poesien benehmen mußte, dringt neuerdings in mich und überschickt mir ein Exemplar zur Korrektion. Bey allem guten Willen gegen ihn und das Publikum weiß ich mir nicht zu helfen. Ich fühle allzuwohl, was meinen Gedichten abgeht, als daß ich hoffen könnte, ihnen durch mühsame Sylbenstechereyen einen noch höhern Werth zu geben, und was ich etwa Neues hinzufügen könnte, ist viel zu unbedeutend. Mögen denn die wiederholten Abdrücke meiner Juvenilien noch mit einem vermehrt werden! An eine Auflage von letzter Hand könnte ich nur dann denken, wenn der Himmel noch einmal Dich in meine Nähe brächte. Selbst die Einladung zur Theilnahme an der Gesellschaft deutscher Arkadier, welche ich aus Leipzig erhielt, vermag es nicht mehr, mich zu einem wahren Arkadier umzubilden. Als Lockspeise rühmt man sich Deines Beytritts. Wenn es an dem ist, so gehe ich auch dahin, mit Dir Arm in Arm. Melde mir doch, was Du von dieser schönen Idee erwartest. Mir gefiel die Sache besser als der süßliche, von den Italienern abgeborgte Name. Daß meine unbehülfliche Feder auch hier nur wenig leisten könnte, versteht.... Vorher darf ich nicht daran denken, etwas für das Publikum zu schreiben." [1]

Es war ein schweres Ereignis, das die entschlummernde Korrespondenz wieder aufrüttelte, der Verlust des geliebten Weibes, der Matthisson am 13. November 1824 traf. Es erscheint — wenn anders Salis die Nachricht nicht erst verspätet erhielt — bezeichnend für seine zaudernde Art, daß er es erst im Frühling des folgenden Jahres (31. März 1825) zu einem Trostbriefe brachte ... „Erinnern darf ich Dich nur an unsern Freundesbund auf dem Kirchhofe zu Montreux, wo (ich bediene mich Deiner Worte) unsere Unterredung mit der lebendigen Ueberzeugung endigte, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unserer Wesen vereinigen, aller Umbildungen des Sichtbaren ungeachtet ewig unzerstörbar bestehn"; er bat den Gebeugten um seinen Besuch: ... „Ich selbst bin zwar durch eine mühevolle Beamtung innerhalb

---

[1] Matthissons lit. Nachlaß II.

der Stadtmauern gebannt, wir haben aber ein Landhaus[1] außer derselben, wo meine Tochter mit ihrem (vorübergehend beurlaubten) Gatten und ihren Kindern wohnt und wohin wir alle Tage kommen. Vor Dir läge die Einsiedler-Kapelle des hl. Lucius, und seitwärts ein einsames Felsenthal und etwas Wald .. Du solltest auch hier fühlen, daß Du etwas Unersetzliches, aber nicht Alles verloren hast; denn Du hast Freunde auf ewig, und unter diesen

Deinen Salis."

Matthisson kam[2] und fand in dem befreundeten Kreise Linderung seines Schmerzes. „Es war", berichtet ein Augenzeuge[3], „ein interessanter, rührender Anblick, zu gewahren, wie die beiden Greise als ein edles Zwillingspaar traulich auf Spaziergängen bald auf der Landstraße in der Ebene des Rheinthals bei Chur, bald auf einem rauhen Bergwege zusammenwandelten und dann in lebhafter Unterhaltung wie verjüngt und in sich selbst vergnügt fast nur sich sahen und im edelsten Kunstgenuß ihrer Gefühle und Ideale zu schwärmen schienen oder sich gegenseitig mit neuen Gedanken und poetischen Lichtfunken bereicherten. In ihrer äußern Persönlichkeit glichen sie sich wenig; Matthisson war schmächtig und trug das Aussehen eines Hofmannes in seiner äußern Haltung; von Salis erschien kräftiger und in militairischem Ausdruck, der durch seine hohe Adlernase und festen Schritt sich deutlich unterschied." Matthisson fand den Freund in jeder Beziehung noch rüstig und kräftig, die stark markirten Züge beinahe noch wie vor dreißig Jahren und die volltönende Stimme ungeschwächt.[4]

Vermutlich gelang es dem Freunde, den zurückhaltenden und gegen seine spätern Gedichte sehr mißtrauischen Salis zur Absendung der ungedruckten Spätlinge an J. R. Wyß in Bern zu bewegen; dieser hatte nämlich an Matthisson geschrieben: „Der Erstere (Salis) versprach mir einst für die „Alpenrosen" eine beliebige Auswahl aus ältern Papieren, wenn ich nach Bündten gienge. Ich konnte

[1] „Auf dem Sand."

[2] Er war im Mai schon dort. Vergl. Prometheus. Zeitschrift herausgegeben von H. Zschokke. II. Teil. S. 49. (Brief Bonstettens an Zschokke.)

[3] W. G. Röder: Der Dichter J. G. v. Salis-Seewis, p. 36.

[4] Döring, S. 228.

nicht nach Bündten. Wie schön aber, wenn nun Sie die Auswahl machten. Salis und Matthisson sind einmal Zwillinge am Dichterhimmel, der wolkenlos über unserem deutschen Pindus schwebt."[1]

Im Jahre 1826 sandte Matthisson dem Freunde wieder einen „Brudergruß" durch den Grafen Rantzau, den er ihm empfahl; „ich wage es nicht mehr, um einige Zeilen von Zeit zu bitten. Ach! und es würde mich doch so glücklich machen wenn auch nur wenige Worte zu erhalten." Da ihm Stuttgart nach dem Tode seiner Frau „kalt und öde" geworden, zog er 1827 nach Wörlitz ins Haus seiner Schwiegermutter, die er seiner Seligen an „Sinnes- und Gemüthsart völlig ähnlich" fand. Hier lebte er „in selbstgewählter Beschäftigung dem nahen, ahnungsvollen Jenseits entgegen." Doch hoffte er noch auf ein letztes Wiedersehen. „Ich grüße Dich, mein Salis", schrieb er am 13. November 1828, „Deine Gattin und Kinder mit hinstrebender Seele und der dringenden Bitte, mir so bald als möglich Kunde von Euch zu geben. Ich erfülle diese Freundespflicht, wie schon einmal in früherer Zeit, gegen Ablauf des Jahres, und zwar an dem Tage, wo Luise vom Erdenleben schied. Seitdem sind nun vier Jahre schnell an uns vorübergezogen. Auch Bonstetten und die Brun erhalten heute ein Lebenszeichen. Dann lese ich die Briefe wieder, die mir nach Luisens Tode von Freunden und Bekannten geschrieben wurden. Wir lasen sie mit einander. Diese Todtenfeyer erhebt und stärkt mich. .... Wenn die Scherenparze und Morbona nichts dagegen einwenden, hoffe ich mit beginnendem Frühjahr einen Zug gegen Süden zu unternehmen, der mich, wo möglich, noch einmal im Leben in Deine Arme führen soll. Ich denke bis zum Herbste 1829 umherzufahren, um frische Blumen zu pflücken für die Altäre der Freundschaft und Erinnerung. Ein ganzes Paradiesesgeschlecht solcher Kinder Florens wird dem Sande[2] entsprießen, welches ganz wunderlich lautet. — Seit wir uns nicht sahen, habe ich Holland und die Niederlande großentheils kennen gelernt, und im Haag, wo Heß Dein Krankenpfleger war (1790),

[1] Matthissons lit. Nachlaß IV. S. 198.

[2] Offenbar spielt er auf das Salissche Haus in Chur an, das den Namen „Auf dem Sand" führt.

am Meeresbade zu Scheveningen und wo nicht Alles? Dein herzinnig gedacht. — Ich lege Dir die Bitte um baldige Kunde noch einmal ans Herz. Solltest Du oder Deine theure Gattin verhindert werden, sogleich zu schreiben, so ist Sinchen gewiß so gütig, meine Sehnsucht nach Nachricht von Euch, Ihr Geliebten, zu befriedigen. Das liebevollste Lebewohl von Eurem M."

Dies scheint der letzte Brief zu sein, den wir von Matthisson an Salis besitzen. Dieser erwiderte (30. April 1829) ihn durch ein Schreiben, das vielleicht nie abgieng oder den Adressaten nicht erreichte, da es in Matthissons lit. Nachlaß nicht aufgeführt ist; der erhaltene Entwurf lautet folgendermaßen:

„Wir haben, lieber Matthisson, schon längst den Bund geschlossen, uns treu zu bleiben und uns treu zu glauben, wenn auch Jahre lang kein Laut und keine Silbe es mehr bezeugen würde.

Du kennst bereits aus Erfahrung meine Untauglichkeit zu einem fortdauernden Briefwechsel; nunmehr kommen auch die Bothen des höhern Alters; — Hand und Auge altern noch vor meinem Herzen. — Ich lebe nur noch in der Hoffnung des ewig dauernden Wiedersehens! Ist es uns vergönnt, uns noch dießseits des Grabes in Stunden, der reinsten Freundschaft geweiht, zu begegnen, so verdanke ich es der Leitung Gottes, der Wohlgefallen hat an unvergänglicher Harmonie der Geister.

Das Andenken Deines Weilens in unserm Waldthal ist wohl bewahrt; wie lieb ist uns der Gedanke, Dir den scharfen Schmerz um Deine Unvergeßliche gemildert und Dich der Quelle des wahren Trostes, Gott und der Natur übergeben zu haben.

Meine Gattin nährt für Dich die alte, durch alle Lebensperioden wie Gold im Feuer bewährte Freundschaft. Meine ältere Tochter ist nun seit beynahe vier Jahren mit ihrem Gatten bey seinem Regiment, dermahlen in Namur. Die Abdankung der Schweizer Regimenter in königlich Niederländischen Diensten wird sie hoffentlich diesen Sommer, jedoch nur auf wenige Monathe, zu uns zurückführen, da mein Schwiegersohn einer neuen Anstellung im gleichen Dienste versichert ist. Meine jüngere Tochter lebt jetzt in Versailles mit ihrem trefflichen Gatten, einem Offizier der Schweizergarde, in entzogener Häuslichkeit, nach dem bescheidenen Wunsche ihres Herzens.

Kannst Du dieses Jahr neue Ausflüge wagen und Deinen Kranichs-Zug nach Süd-Osten richten, so senke Dich auf die Rhätischen Alpen. Der edle Wessenberg versprach mir auf den Sommer auch einen Besuch; wie schön wäre Euer Zusammentreffen! Wir besuchten dann zusammen jede einsame Wildniß, wo Du das Andenken Deiner Unsterblichen feyertest, und feyerten es wieder an gleicher Stätte, um so viel heiterer und fester, als wir ihr durch die Zeit näher gerückt und ihr entgegen gereift sind.

Füßli altert weder an Geist noch Heiterkeit, aber seine körperliche Kraft soll diesen Winter einige Zeit gelitten haben. Dein Bonstetten lebt fortan in ewiger Jugend unter immer neu aufgrünendem litterarischem Lorbeerschatten: seine Briefe an Dich sind voll Geist und Leben; kamen endlich auch in meine Hände; ich vermißte die Deinigen als ihre Antistrophe und reinsten Nachklang.

Litterarischer Kunde bedarf ich nur wenig. Was können litterarische Neuheiten mir fruchten, da ich mit den alten Schätzen nie ausgelernt habe. — Würdest Du, wenigstens einmal des Jahrs, auf einem Zettel oder auf einer Karte mir das vorzüglichste Neue notiren, was ich lesen sollte, so würde ich mit solchem Compaß versehen es vielleicht noch wagen in die Fluth der litterarischen Erzeugnisse hinauszusteuern.

Hast Du irgend einen Anlaß, so vertritt mich bey der trefflichen Brun. Sage dieser Edlen, daß ich zwar wortlos, aber nie treulos in der Freundschaft war."

Ob sich die Freunde noch einmal sahen, läßt sich nicht feststellen, ist aber kaum anzunehmen, da Matthisson im Winter 1829 auf 1830 immer stärker zu kränkeln und unter eintretender Altersschwäche und Entkräftung zu leiden begann. Er starb im Frühling 1831 (12. März).

Während der Schein des Bundes, den die jungen Männer einst an den Ufern des Genfersees geschlossen, mild und stät noch über den ergrauten Häuptern glänzte, bis sie sich zum letzten Schlummer neigten, hatte Salis die Freundschaft zu Bansi schon vor der Mitte seines Lebens hinter sich geworfen. Seit der Flucht aus Graubünden vermied er jeden Verkehr mit dem Expfarrer und gieng nach der Heimkehr ins Land der Väter jeder persönlichen und schriftlichen Berührung aus dem Wege, denn es hatte ihm

wie jedem andern ein Licht über das Wesen aufgehen müssen, das Bansi vor und während der Invasion der Franken getrieben hatte, wo er, wie Heß, der es wohl wissen konnte, in seinem Buche über Joh. Caspar Schweizer mitteilt, „in seinem engern Vaterland sowohl als in der ganzen übrigen Schweiz die Rolle eines sogenannten Capitaine de correspondance, de confiance oder Spions spielte.“[1] Im Jahr 1808 suchte Bansi das Eis zu brechen und gelangte in einer Familienangelegenheit an seinen ehemaligen Kameraden. Die schon erwähnte Tochter Babette, welche von der Familie Schweizer an Kindesstatt angenommen worden war, hatte ihre Pflegeeltern und Wohltäter auf die schnödeste Weise verlassen, als dieselben den größten Teil ihres Vermögens einbüßten, und hatte es nach wechselvollen Schicksalen und nach einem Wandel durch verschiedene Irrgänge der Liebe verstanden, den damals bekannten Arzt Nannoni in Florenz dermaßen in ihre Netze zu ziehen, daß er sie 1809 an den Altar führte. Da inzwischen Schweizer, nach dem Weggang Babettens, sein Glück in der neuen Welt versucht hatte und ihm die unwahre Kunde von unmäßigen Reichtümern, die er jenseits des Ozeans erworben haben sollte, nach Europa vorangeeilt war, so suchte Babette eine Aussöhnung mit den Pflegeeltern, um, wie Heß sagt, an den neuen Glücksgütern Schweizers auch Teil zu haben. Vom gleichen Wunsch geleitet machte sich nun Bansi an Salis, indem er ihn darum angieng, den aufgebrachten Schweizer zu begütigen und einen Ausgleich anbahnen zu helfen, wobei er nach seiner verlogenen Art die Schuld unliebsamer Vorkommnisse auf den ehemaligen Wohltäter und dessen Frau schob. Salis, der in beiden Lagern Bescheid wußte und wohl darüber im Klaren sein konnte, wo der Fehler oder in dem für den ehemaligen Pfarrer und dessen Tochter günstigsten Fall der größere Fehler lag, nahm sich der Sache nur ungern und mit möglichster Zurückhaltung an, schrieb auch mit einer an ihm höchst auffallenden geschäftsmäßigen Kühle und spät, indem er die zwei Briefe Bansis vom vorhergehenden Jahre erst im März 1809 beantwortete: „Sie erhalten mit Gegenwärtigem, die mir gefälligst mitgetheilte Korrespondentz in Angelegenheiten Ihrer Frau Tochter,

[1] p. 132.

zu Handen des H. Richter Bawier dankbar erstattet. — Eine frühere Unpäßlichkeit und seither angehäufte Geschäfte meines dermahligen Amts, waren die entschuldigenden Ursachen des Verzugs meiner Rückantwort.

Ich nehme allen Antheil an den angenehmen Aussichten, welche die erfolgte solide Verbindung Ihrer Frau Tochter mit einem verdienstvollen Gatten, Ihnen für das Glück derselben eröffnet, und nähre die zuversichtliche Hoffnung, daß die Verhältnisse von Madame Nanoni, gegen ihre ehemaligen Pfleg-Eltern sich zu der erwünschten Harmonie umstimmen werden, sobald man sich mehr an das, was man sich einst war — als an seitherige Mißverständnisse zu erinnern bemüht. — Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen, daß der edelmüthige Schweizer und seine — als ich sie kannte — so gemüthvolle Gattin die durch Kunst-Talent und prüfende Schicksale gebildete Tochter ihrer Wahl, wegen aufgehobener Umstände von ihrer Theilnahme ausschließen könnten.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung über die Verhältnisse von Ihrer Frau Tochter gegen ihre wirklichen Eltern; solche Verhältnisse sind zu innig, als daß Andere dabei einkommen oder rathen sollten. Die Anhänglichkeit, welche die Tochter gegen ihre würdige Frau Mutter beibehalten, verbürget die Empfänglichkeit ihres Gemüthes für kindliche Liebe und Erkenntlichkeit — und ihre dermahlige günstige Lage wird sie zugleich mit dem Gange ihres Schicksals und denen, welche sie in ihre Laufbahn einleiteten, versöhnen.

Recht sehr wird es mich freuen, Sie auch in diesem Zweige Ihrer hoffnungsvollen Familie glücklich zu wissen, und in derselben Kunsttalent und Eintracht blühen zu sehen. Ich verbleibe mit gebührender Achtung

Ihr Ergebenster

J. G. v. S."

Bansi ließ sich nicht abtreiben und drängte in fünf weitern Briefen, wobei er Salis besonders dadurch zu gewinnen versuchte, daß er ihm eine Venus — „nackt und dennoch in ehrbarer Schönheit" — und dem Bischof von Chur eine heilige Jungfrau aus dem Atelier seiner Tochter versprach, womit sie, die übrigens, namentlich als Kopistin, kein geringes Talent zur Malerei besessen zu haben scheint, ihre Studien nach Rafael erweisen sollte. Salis erklärte

sich schließlich zu einem Schreiben bereit, nicht ohne sehr nachdrücklich den Finger auf die edeln Charaktereigenschaften Schweizers gelegt zu haben; doch blieb alles umsonst, und die auch von andrer Seite versuchte Friedensstiftung mißriet, da Schweizer „zu grob hintergangen und beleidigt worden war, als daß er sich neuerdings hätte beschwatzen lassen.“ So berichtet Heß.

Im August 1815 pochte Bansi wieder an und begehrte im Vertrauen auf die „ehemalige Freundschaft“ die Melodien zu Salis' Gedichten zur Abschrift; auch unterließ er nicht, sich angelegentlich nach des „Freundes“ Familie zu erkundigen. Als im November des nämlichen Jahres der Vater des Dichters das Zeitliche segnete, stellte er sich mit einem Kondolenzschreiben ein, das Salis folgendermaßen erwiderte:

P. P.

„Die wohlwollende Theilnahme welche Euer Wohlgeboren an dem Verluste nehmen, welchen ich durch den Hinschied meines achtungswürdigen Vaters erlitten, verdient den aufrichtigsten Dank von dessen Hinterbliebenen. Es ist mir sehr tröstlich, daß auch Sie noch in ihm jene Tugenden anerkennen, durch welche er seinem Vaterlande, seiner Familie, der Jugend und manchem Leidenden wohlthätig zu werden suchte. Wenn auch seine guten Zwecke nicht überall erreicht wurden, so blieben sie doch nicht gantz fruchtlos, und ich darf mich auf das Zeugniß jedes Unbefangenen berufen, daß er nicht aufhörte, sich zu bestreben manches Böse — Zwietracht, Leidenschaftlichkeit und Vorurtheile — zu bekämpfen. Mag auch er, wie jeder Ausgezeichnete bey mehreren Anläßen verkannt worden seyn, im Ganzen genoß er das Glück, von manchem der Bessern geehrt, sein Andenken im Segen zu hinterlassen. —

Jene frühern Zeiten, welcher Sie sich bey diesem Trauer-Anlasse erinnern, und die noch ungetrübten Verhältnisse, welche Sie damals mit meinen seligen Eltern und unserm ganzen Hause unterhielten, sind der Zeitpunkt zu welchem auch ich am Liebsten in der Erinnerung zurückkehre, und Sie können versichert seyn, daß die Gefälligkeiten und Beweise von Wohlwollen, welche Sie uns damals gaben, niemals bey mir in Vergessenheit gerathen sollen.

Mit dieser Versicherung hoffe ich Euer Wohlgeboren über die Ursachen beruhigt zu haben, die unseren Briefwechsel öfters unter-

brochen hatten, und es ist keineswegs eine Folge von veränderten Gesinnungen oder Vergessenheit schuldiger Achtung, wenn ich auch dermalen Sie ersuche, von mir nur höchst selten Nachrichten zu erwarten.

Genehmigen Sie, für Ihre verehrte Gattin und schätzbare Familie meine Empfehlung und bleiben Sie meiner gebührenden Achtung und Ergebenheit versichert."

Eine minder hartgesottene Natur würde den klaren Wunsch des Schreibenden, angesichts der gänzlich veränderten und nicht mehr zum frühern Zustand zurückzuführenden Verhältnisse ein für alle Mal dem Verkehr ein Ende zu machen, wohl gefühlt und sich nicht mehr gemeldet haben; aber Bansi griff von Zeit zu Zeit wieder zur Feder, selbst wenn er, wie es ihm Salis vorausgesagt, keine Antwort erhielt. Erbost ließ er einmal deutlich durchblicken, es sei wohl aristokratischer Hochmut, der Salis veranlasse, sich den alten Parteigenossen vom Leibe zu halten. Der Angeschuldigte gieng stillschweigend über dieses und anderes hinweg, bis ihn im Jahr 1831 ein bezeichnender Anlaß nochmals zum Reden brachte. Bansi hatte den Plan gefaßt, einem gemeinsamen Freunde, dem um Graubünden vielfach verdienten und auch von Salis hochverehrten Prediger Pool[1], ein biographisches Denkmal zu setzen, und wandte sich um einen Beitrag auch an Salis — denn die Aufforderung, die Arbeit selbst an die Hand zu nehmen, war wohl nicht sehr ernsthaft gemeint, wie sie denn Salis auch von sich wies. Er begrüßte Bansis Vorhaben mit aufrichtiger Freude, und man fühlt es den Schlußworten seines Briefes an, wie er gegen den einstigen Freund einer mildern Stimmung Raum gab: „Leben Sie indeß wohl und erhalten Sie ein freundschaftliches Andenken Ihrem alten Bekannten und Verpflichteten." Von der alten Freundschaft konnte freilich nicht mehr die Rede sein; das waren die letzten Worte, die Bansi von ihm erhielt. Denn seine spätern Briefe blieben alle unbeantwortet.

Als ein „alter, unruhiger, von niemand geachteter Mann lebte Bansi aus dem Vermögen seiner Frau"[2] in Camferr

[1] Über Lucius Pool von Malix vergl. Wolf: Biogr. z. Kulturgeschichte der Schweiz III, 395.

[2] Heß: Joh. Casp. Schweizer, S. 132.

(campo di ferro) bei Silvaplana, wo er Ende September 1835 starb, fast zwei Jahre nach Salis, im hohen Alter von 83 Jahren. 1834 sandte er an Heinrich Zschokke, der damals eine Biographie des Dichters geplant zu haben scheint, Salis' Briefe, die er mit Grund als eine vorzügliche Quelle für das Leben seines einstigen Freundes, namentlich während der Zeit des Fremddienstes, bezeichnete.[1] „Zu keinem andern Bündner oder auswertigen, ließ unser geliebte, sich so genau kennen, als vor mir, seinem Bekannten seit dessen Kindesalter — daher, auch aus Verhältniß mit seinen Eltern und Großeltern, entstund unser gegenseitiges Verhältniß — welches nur durch seine Condescenz zur Familienpräsumtion seit 1805 vernebelt wurde, worüber ich, seine Schwachheit bedauernd ihn als Hochwohlgeboren begrüßte." Er fügte noch, alles in einem krausen, altersschwachen Stil, einige Notizen klatschhafter Art bei und versprach die Lieferung weiterer, woran ihn Alter oder Krankheit gehindert zu haben scheinen. In kaum einer der vorhandenen Zeilen vermochte er die Bitterkeit darüber zu unterdrücken, daß er aus der Seele des „feinstempfindenden Bündners" verstoßen worden war, denn er fühlte wohl, daß die Freundschaft mit dem Dichter das einzige versöhnende Licht auf sein verfehltes Leben warf, und konnte oder wollte nicht einsehn und gestehn, daß er dieses Gut durch eigene Schuld verscherzt hatte.

XX. Letzte Jahre und Heimgang.

Immer mehr entschwindet die Gestalt und das Tun des alternden Dichters im dämmernden Licht der Churer Ratsstuben und hinter staubigen Aktenbündeln, und es vergehen oft Jahre, ehe ein Brief von dem Treiben und Fühlen des halb Verschollenen wieder eine Kunde bringt. Es wäre ein mühevolles und fruchtloses

[1] Es sind 27 an der Zahl. Sie wurden während der Flucht Bansis 1798 „im feuchten Orte begraben" und daher zum Teil „widrig verdorben", wie Bansi an Zschokke bei der Übersendung meldete.

Unternehmen, ihm auf den engen und langweiligen Pfaden seiner kantonalen Tätigkeit zu folgen; sie wurde nur selten durch ein wichtigeres Ereignis unterbrochen, so 1819 durch den Ehrenauftrag, den Kaiser von Österreich, der auf einer Reise bis an den Splügen kommen sollte, als Deputirter, ohne sonstige diplomatische Mission, zu begrüßen, was von seiten eines jeden Bundes durch einen besondern Abgeordneten geschah. Mehrfach bekleidete er die Stelle eines Stadtvogts, so noch 1828, in welchem Jahre er auch als Vierzehner der Pfisternzunft[1] bestätigt wurde. Freilich begann er sich damals gegen die nun seit Dezennien getragene Überbürdung mit öffentlichen Ämtern aufzulehnen, und in solchen wohl nicht seltenen Augenblicken der Abwehr mag er an Füßli geschrieben haben: „Das ist die anklebende Last unserer Bergkantone, unserer Sitten und Verfassungen: Wer unter dem Volke lebt, muß sich hudeln lassen entweder durch Aemter oder — durch andere Beamte[2]... es war nun einmal mein Schicksal für meinen nächsten Ort und den engern Mitbürgerkreis Zeit und Muße aufzuopfern. So arbeite ich täglich auf Kanzleien und Rathsstuben für den Tag — und schaffe nichts für das Publikum oder die Nachwelt . . ."[3] Aber man tat ihm auf ähnliche an die Regierung gerichtete Beschwerden zu wissen: „Eine löbliche Obrigkeit hoffe und wünsche vielmehr, daß Euer Weisheit in den seit mehreren Jahren innegehabten Aemtern zum Besten löblicher Stadt ferner fortsetzen werden."

Unter die von ihm bekleideten Stellen gehörte auch die eines Schulrates, die er lange Jahre und bis zu seinem Tode inne hatte, nicht nur aus Pflichtgefühl gegen die Mitbürger, sondern aus Neigung, denn die Probleme der Erziehung und Jugendbildung bewegten ihn beinahe seit der eigenen Kindheit. Schon Anno 1786 ermahnte er Bansi, sich der vielfach verwahrlosten oder in falsche Bahnen gelenkten Mädchenerziehung in Graubünden anzunehmen, und Bansis „Ideen über die Förderung des deutschen Unterrichtes", welche 1797 im „Volksfreund" erschienen, zollte er ungeteilten

---

[1] Die fünf Churer Zünfte wählten jede 14 Mann und diese 5 × 14 bildeten den großen Stadtrat.

[2] 5. Januar 1808.

[3] Brief an Füßli — der letzte — vom 19. März 1823. Abgedruckt in Mörikofer, die schweiz. Litt. des 18. Jahrhunderts, S. 535.

Beifall: „Was über die Verbreitung der deutschen Sprache als nothwendige Bedingung vermehrter Aufklärung gesagt wird, hat meine volle Zustimmung; daß es nur durch deutsche Schulmeister ohne Zwang bewirkt werden kann, ist sehr wahr. Uebersetzungen ins Romanische sind Palliative und Nothbehelfe oder Faulheits-polster.“ An Pestalozzis Bestrebungen hieng er mit ganzer Seele und erklärte sich, obwohl damals selbst in sehr bedrängter Lage, zu jeder Art von Beförderung dieses Unternehmens bereit, als ihn 1800 der „Nationalbuchdrucker“ Heinrich Geßner, der Sohn des Idyllendichters, zur Subskription für die Pestalozzische Erziehungsanstalt aufforderte. „Gesetze und Bücher“, schrieb er damals, „werden, je zahlreicher sie geworden, je unzulänglicher zur Volksveredlung, und die Erfahrung belehrt uns, daß die Jugend noch die einzige offene Seite der Menschheit sey, durch welche man ihr die wohlthätigen Strahlen der Wahrheit einflößen kann ... ehe die Hülle der Vorurtheile sich verdickt. Meine Achtung für das Unternehmen wird noch dadurch vermehrt, daß er gerade in diesem Zeitpunkt, wo Priester und Leviten an allem Guten verzweifelten, Muth genug hatte, ein edles Unternehmen zu beginnen und durchzuführen.“ Heinrich Zschokkes pädagogische Wirksamkeit im Lande Bünden behielt er in dankbarer Erinnerung und lieh ihr warme Worte, als er 1817 Zschokke für ein Exemplar der Geschichte des Freistaates der drei Bünde, das ihm der Verfasser geschenkt, seinen Dank aussprach, nicht ohne die Gelegenheit zu benützen, sich für eine künftige Auflage ein geringeres Lob seiner eigenen Gedichte auszubitten, da „jene poetische Versuche kaum eine Erwähnung in einem Geschichtsbuche verdienen möchten, wo nur vaterländische Thaten und erfolgreiche Wirksamkeit glänzen dürfen.“

Daß ihm der Älteste, Johann Ulrich, der als Landwirt zu Malans im Brückerschen Hause wohnte, die Vorsteherschaft dieser Gemeinde von den Schultern nahm, erfüllte den Vater mit Freude, aber eine wesentliche Erleichterung seiner Amtsbürden war es nicht; ihren Druck empfand er oft um so schwerer, als sie ihn der Lieblingsneigung, der Lektüre, nachzugehen verhinderten, so daß er nach den Mühen des Tages bis tief in die Nacht hinein aufblieb, um sich hinter die Bücher zu setzen; Bansi erkundete es von den Nachbarn des Dichters, sein „besonderes Zimmer“ sei

meist bis um Mitternacht erleuchtet gewesen. Indessen war es während des letzten Dezenniums seines Lebens wohl auch die immer stärkere Erschütterung der Gesundheit, die ihn erst einen späten Schlaf finden ließ. Obgleich er seit 1790 nie mehr von einer eigentlichen Krankheit heimgesucht wurde und bis zum siebenzigsten Jahre zu Fuß und Pferd die aufrechte Haltung des Soldaten bewahrte, so konnte er sich doch keiner starken Konstitution rühmen und hatte namentlich von seinen sehr empfindlichen Nerven viel zu leiden, da er bei aller männlichen Entschlossenheit und Sammlung in ernsten Lagen und Gefahren die tausend kleinen Nadelstiche des Lebens außerordentlich schmerzhaft fühlte. Diese Sensibilität steigerte sich mit dem Alter; das Gesicht nahm ab und rheumatische Schmerzen verließen ihn nur selten, so daß er füglich den leidenden Zustand von Hand und Auge als Entschuldigung seiner stätig wachsenden Schreibunlust anrufen durfte; andere Leiden gesellten sich hinzu, die ihn nach Pfäfers ins Bad trieben, so 1805, 1809 und dann noch mehrmals: 1822 unmittelbar nach der zweiten Zürcherfahrt. Nie mag er lieber der heilenden Quelle zugeeilt sein als im Jahr 1825, nachdem ihn der zur Kur in Pfäfers weilende David Heß aufgefordert, ihn zu besuchen. Bevor Salis nach dem Bade aufbrach, schrieb er dem Freunde am 24. Juni folgenden Brief, der deutlich an den Tag legt, wie wohl seinem Herzen das Zusammensein in Zürich getan und wie sehr sich die beiden Männer nach dreißigjähriger Trennung, die indessen der gegenseitigen Hochachtung nichts geschadet, einander wieder genähert hatten.

„Als ich, mein verehrtester und bewährter Freund, Ihre Ankunft in dem Bade von Pfäffers vernahm, war ich sogleich entschlossen, mich, so bald es nur möglich, für ein paar Tage aus meinem Geschäftskreise loszuwinden, um Sie in Ihrer Felsenkluft zu besuchen und mich des so herzlich gewünschten Erfolges Ihrer Kur zu versichern. —

Mein häuslicher Kreis und ich vor allen hatten früher durch gemeinschaftliche Bekannte aus Zürich mit innigster Theilnahme Ihre Krankheit erfahren; um desto höher war unsere Freude bei dem Bericht des H. Doktor Kaiser, daß Sie so weit hergestellt wären, um die Reise in unsere Gegenden zu unternehmen. Möchte doch der Erfolg Ihrer Kur so vollständig werden, daß wir uns Hoffnung machen dürften, Sie unter unserem Dache zu empfangen.

Alles Gute und Schöne, was wir bey unserem letzten Ausfluge nach Zürich bey Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Familie sahen und hörten, bleibt unaustilgbar in unserer Herzen Gedächtniß! — Wir erquickten uns oft in den kalten wintrichten Tagen des gewohnten Lebens an den Blüten der Erinnerung, die wir aus dem Elisium des Beckenhofs in unsere Zellen eintrugen. — Meine Gattin und Tochter wünschten sich in dem Andenken Ihrer Begleiterin durch ein kleines Badegeschenk nach einfacher Landes Sitte zu erhalten. Nehmen Sie es gütig als eine Andeutung des Wunsches an, Ihnen während Ihrem Aufenthalte in unserer Nähe etwas Gefälliges zu erzeigen. — Meine Tochter, die sich die Ihrige zur Freundin wünschte und so gerne zum Vorbild anweisen läßt, würde den Gang nach Pfeffers nicht scheuen, wenn sie nicht besorgen müßte, Ihre edle Pflegerin in der Ausübung ihrer Pflichten an ihres Vaters Seite auch nur für Augenblicke zu stören. Mich alten Wanderer können Sie, edler Freund, wenigstens für einige Stunden bey Ihnen erwarten; jede Stunde, die dauernde Verhältnisse reines Wohlwollens befestigt, ist Gewinn für die Ewigkeit... In Erwartung, Sie, verehrter Freund, noch vor Ihrer Rückreise zu sehen, versichere ich Sie meiner reinsten Hochachtung. Ihr ergebenster alter Bekannter J. G. v. S.-S."

Salis brachte dem Freunde als Badgeschenk drei Gedichte mit, das Sonett an die Mutter und zwei andere, die er nicht in die Sammlung aufnahm. Das eine lautet „Vertrauen":[1]

Kennst du das freundliche milde Licht,
Das rein aus kindlichen Blicken bricht?
Es ist das stille Vertrauen!
Sein Auge, lauter wie Morgenthau,
In dunkler Klarheit, in heiterm Blau,
Läßt tief in die Seele sich schauen.

Es leitet den Kranken zum heilenden Quell,
Es strahlt aus des Leidenden Blicken noch hell,
Das hoffende milde Vertrauen!
Es giebt in Nöthen noch Zuversicht,
Es hellt, wie höheres Sternenlicht,
Der Zukunft nächtliches Grauen!

[1] Die erste Strophe zuerst mitgeteilt von J. Bächtold in seinem J. C. Schweizer XXXIII.

Was kräftigt den Bergmann im tiefen Schacht?
Was stärket den Krieger in blutiger Schlacht?
Den Pflüger, den Acker zu bauen?
Was hellt dem Segler die wogende Bahn?
Was blickt im Sturm zu den Sternen hinan?
Nur muthiges, hohes Vertrauen!

Vertrauender Glaube, verlaß uns nicht
In nächtlicher Leiden Prüfungsgericht,
Laß Balsam des Trosts uns bethauen!
Wenn alles uns schwindet und alles verläßt,
So halte die Seele an dir noch fest,
Du heiliges, frommes Vertrauen!

Die folgenden Zeilen widmete er am 3. Juli Heß selbst, der sie seiner Tochter, die ein Autograph ihres Lieblingsdichters zu besitzen wünschte, ins Album schenkte:

An David Heß.

Zu edlen Duldenden kam einst vom Himmelsthrone
Ein Engel, der die Nacht der Leiden mild erhellt;
Dir hat der Vorsicht Huld, der Vatertreu zum Lohne,
Der Töchter trefflichste zur Pflegerin bestellt;
Sanft wie Cordelia und fest wie Antigone
Weilt tröstend sie um dich, entziehet sich der Welt!
Wenn zarte Sorgfalt, Freund, Genesung dir erhält,
Schling' sich ein Eichenreis in ihre Mirtenkrone!

Salis sah sich gezwungen, auf immer längere Dauer dem Druck der Geschäfte und der Enge der gemieteten Stadtwohnung, die er im Winter, und dem Landhaus „auf dem Sand", das er im Sommer bewohnte, zu den Söhnen nach dem sonnigen Malans oder dem milden Seewis zu entfliehen, wo er im Frühling und Herbst von langeher regelmäßig einige Zeit zu verbringen pflegte. Die Seewiser Luft tat namentlich Ursina wohl, deren Gesundheit von Jahr zu Jahr abnahm, ohne daß ein bestimmtes organisches Leiden vorlag. Salis hatte schon genug Kümmernisse wegen der zarten Gesundheit der Frau ausgestanden, die einem oft wiederkehrenden und nicht selten bis zur Bewußtlosigkeit sich steigernden Kopfweh unterworfen war, und nun brachte dieses nie gestillte Leiden quälende Zustände und Verstimmungen mit sich, die immer fühlbarer wurden und die schlimmste Förderung in der ängstlichen

Sorge um den kränkelnden Gatten fanden; 1824 erzielte er durch die Pfäferser Kur eine merkliche Linderung, wogegen sich Ursina kaum dazu entschließen konnte, „sich mühsam irgendwohin zu transportiren.“ Übrigens mußte sich das Ehepaar mancher Trennung unterziehen, da den Mann der Dienst mit Beschlag belegte und die Gattin die Güter in Malans und Seewis in Anspruch nahmen, welche die Anwesenheit des einen oder andern an diesem oder jenem Orte erheischten, wobei die Hauptsorge für die Ökonomie freilich mehr und mehr der Frau anheimfiel. Sie fand namentlich in dem alten Stammschloß zu Seewis, das Salis als dem Erstgeborenen zugleich mit dem, von ihm übrigens nie geführten, Grafentitel anheimgefallen war, im Sommer und Herbst oft alle Hände voll zu tun, weil hier gleichsam ein Stelldichein für die Mitglieder der weitern Familie war.

Der Anfang des Jahres 1830 gab der Gesundheit des Dichters, der sich zu dieser Zeit von allen Zivilämtern frei gemacht hatte, eine schlimme Wendung. Eine Erkältung hatte ihn arg gepackt und er fühlte sich sehr unwohl, war aber in der aufmerksamen Pflege der Tochter Meta trefflich versorgt, während sich Ursina in der reinen Seewiser Luft zu erholen und zu kräftigen suchte. Die Wühlereien und Machenschaften der politischen Gegner und die gelegentlichen Bemerkungen und Sticheleien der Parteigenossen, die dem frühern Demokraten, wie Bansi berichtet, in religiösen und noch mehr in politischen Dingen eine seit 1800 beginnende, allmählige doch sehr merkbare Schwenkung nach rechts vorwarfen, mußten dem leidenden Manne weh genug tun und seiner Gattin noch viel mehr, da sie offenbar tiefer in die Karten sah als ihr argloser Gatte, worüber ein bezeichnender Brief vom 30. Oktober 1830 einigen Aufschluß gewährt: „Vielleicht entfliehst Du, Lieber, wohl nicht hicher? (nach Seewis) doch auf Malans, den Dir drohenden Zumuthungen; es hat mir Tag und Nacht recht tiefen Kummer gemacht, daß Herr Christ.. gesagt, A.. werde den Uebelwilligen aus dem Wege gehen und abdanken, dann sey die Bürgermeister Stelle Dir zugedacht, und man glaube allgemein, Du werdest sie annehmen! ich weiß zwar wohl, daß Du in solchen Sachen nicht viele Rücksicht auf meine Ansichten nimmst und mein Bitten vergebens wäre; ich muß darum sie allein zu Gott wenden, daß

Er Dich bewahre, unter solchen odieusen Umständen das Werkzeug kleinlicher Absichten und Leidenschaften zu werden: wie sollten diejenigen ein reines Wohlwollen und Vertrauen und Ehrerbietung für Dich haben, wie sie es vorgeben, welche Dich zur Untreue an Dir selbst und Deinen mündlichen und schriftlichen Erklärungen zu bewegen nur hoffen dürfen! ach, ich mag nicht weiter schreiben! Gott sey mit Dir, Du Lieber, und wende Alles ab, was mit Deinem edlen Character nicht übereinstimmend ist noch seyn kann.

Deine immer und in Allem wahre und darum auch treu liebende S."

1833 hatten die Leiden beider Gatten bedenklich zugenommen. Ursinas nervöse Qualen versetzten sie zeitweise in einen Zustand, den sie als „völlige Apathie" und „als Lähmung aller Kräfte" empfand, der ihr aber immer noch gestattete, für den kränkern und schwächern Mann zu sorgen. Im Sommer brauchte er wieder seine Pfäferser Kur, die der Arzt auch für Ursina, die indes unter Metas Pflege verblieb, in Vorschlag brachte. Aber diesmal versagten die Bäder ihre heilende Wirkung und entließen Salis ohne Erleichterung nach Malans, wo ihn die Kinder zurückbehielten. Nie habe seine Hand so gezittert, fand Ursina in einem Billet vom 3. September. Sie selbst hatte in Seewis an Leib und Seele einige Erholung gefunden, aber der schlimme Zustand des Gatten war ihr verborgen worden. Die folgenden Zeilen vom November 1833, voll der rührendsten Sorgfalt um ihn, sind die letzten, die er von ihrer Hand empfieng: „Erst nach und nach, wie Deine Besserung allgemach vor sich geht, Du Theurer, erfahre ich, wie übel Du warst! und daß ich nicht irrte, wenn ich immer etwas Zurückgehaltenes in den Berichten über Dich und von Dir selbst, Du Lieber, fühlte. So sehr ich aber auch Deine und unsrer lieben Kinder zarte Sorge für mich anerkenne und überzeugt bin, wie angelegen ihnen Deine Verpflegung ist, kannst Du nach Deinem eigenen Gefühl wohl ganz empfinden, wie unbefriedigt das meine seyn muß, nicht zu Deiner Erleichterung beygetragen zu haben und nicht mit Dir gelitten. Wie sehr hatte Rousseau auch in dieser Beziehung recht, wenn er sagte: pauvres aveugles que nous sommes! Während ich wähnte, in einem klaren Aether über Nebel und Gewölke hinzusehen, umhüllten die

dichtesten und bedrohendsten mich. Wie danke ich Gott innig genug, daß er auch diese an mir vorüberführte? Denn nicht wahr, ich darf den Versicherungen unserer Lieben über Dein jetziges Befinden nun glauben? Das liebe S. bat mich so dringend, ihm, während ich für es die Aufsicht über sein Hauswesen noch übernehmen könne, ihm zu gestatten, Dich zu besuchen, weil ich doch nicht mehr aufzuhalten sey, daß ich es ihm nicht versagen konnte, und nun, wo ich so sicher hoffte, vor dem Ende der Woche auch meiner Sehnsucht folgen zu können, hindert wiederum ein paar Tage das schlimme Wetter meine Abreise. Auch durch den verschlimmerten Weg werde ich mich, sobald der Himmel wieder freundlicher und milder ist, nicht abhalten lassen. Wie wohl mir geistig und physisch der Aufenthalt in dieser herrlichen Luft und die Liebe unsrer guten Kinder hier gethan, wirst Du, mein Theurer, wohl besser als irgend Jemand bemerken können. Ich hoffe auch, unsre Lieben in Malans werden durch meinen Aufenthalt, bis Du wohl genug bist, nach Chur zu gehen, nicht genirt seyn, und glaube ganz an ihren oft geäußerten Wunsch, daß ich auch einige Tage bey ihnen verweile . . .

Deine S.

Laß mir ja gewissenhaft sagen, Du Lieber, ob das Wetter nicht etwa wieder auf Deine schwache Gesundheit eingewirkt hat."

Als die Botin, die den Brief von Seewis nach Malans getragen, zu der besorgten Ursina zurückkehrte, wird ihr Bericht über den Kranken wohl bedenklich und betrübend gelautet haben. Salis rüstete sich, den letzten Weg zu beschreiten. Er starb zu Malans am 29. Januar 1834, einen Monat über 71 Jahre alt.

Bünden fühlte, was es an dem Verblichenen verloren hatte. Vor dem Brückerschen Hause, wo er die Augen geschlossen, stellten sich so viele Männer und Frauen ein, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, daß sich niemand erinnern konnte, im Lande jemals ein so großes Leichengeleit gesehen zu haben. Und doch war das Wetter rauh und unfreundlich und der Weg weit und stellenweise beschwerlich; denn Salis hatte gewünscht, zu Seewis in der Nähe der Stammburg bestattet zu werden, wo so mancher seiner Ahnherrn in der Gruft liegt. Die Mitglieder des Malanser Gemeinderates trugen ihn abwechselnd bis an die Grenze von Seewis, wo ihm nun die

Vorsteherschaft dieser Gemeinde den nämlichen Dienst erwies. Der Sturm jagte den Leidtragenden den Schnee ins Gesicht und wirbelte die Flocken um den einfachen schwarzen Sarg, den keine Blumen oder Kränze schmückten, da man diese Gabe nur Unverheirateten spendete. Wohl aber lagen der Obersthut und der Degen darauf, und im Zug selbst sah man neben den eidgenössischen allerlei fremde Uniformen; mancher, der vordem in ausländischen Diensten gestanden, hatte den Waffenrock hervorgesucht und dem Verstorbenen zu Ehren angezogen. Denn er erschien denjenigen, die hinter seiner Hülle herschritten, nicht nur als der gefeierte Sänger und pflichtgetreue Beamte, sondern nicht minder als der tapfere Soldat, der seit den Kämpfen von 1799 der „General“ hieß. —

Nach anderthalb Jahren, die an körperlichen und seelischen Leiden überreich waren, folgte Ursina dem geliebten Gatten ins stille Land nach.

Beilagen.

Die nachfolgenden Blätter aus Salis' Tagebuch dürften wohl geeignet sein, das Mannhafte und Entschlossene seiner von Hause aus nicht eben harten Natur ins Licht zu rücken; der Historiker möge sie als einen bescheidenen Beitrag zur Geschichte jener denkwürdigen Tage entgegennehmen, in welchen den schweizerischen Regimentern ein so mühevolles und undankbares Los fiel.

Der Brief Josts wird hier mitgeteilt, weil er über die Umstände Aufschluß gibt, unter denen schweizerische Offiziere aus des Königs Dienst in denjenigen der Nationalarmee übertraten.

I.

Aus Salis' Tagebuch vom Jahr 1789.

. . . .

1789. Mai 27 (Basel.) Ich zahlte meinen Knecht Pankraz Banzer aus und schickte ihn dann mit den Pferden nach Malans zurück.

28 Vormittag fuhr ich mit dem jungen Herrn Haas (dem Schriftgießer Deckers in Berlin Schwager) nach dem Landgut des Herrn Sarrasin wo ich die Freude hatte den lieben blinden Pfeffel zu umarmen. Wenige Stunden flossen mir schnell bei dieser herzlichen Gesellschaft hin. Mit Haas durchwandelte ich das Schlachtfeld von St. Jacob, das Thermopilae der edlen Opfer schweizerischer Freiheit;

der Born ihres ausgebreiteten Helden Rhums, aber auch der Grund der fremden Soldbienste. — —

Auf dem Rückweg hatte ich den grausigen Anblick eines vor kurzem gerichteten Vatermörders auf dem Rade. —

Basel hat 15,000 Einwohner höchstens. Nach dem Essen fuhr ich endlich mit meinem Freund Frei von Basel ab; wir sprachen viel von unseren ähnlichen Verhältnissen — ich fühlte mich in manchem stark und fest, aber warum verlieren wir so viel an Zärtlichkeit und inniger herzlicher Anhänglichkeit, wenn wir die Kunst uns durch die Welt zu ziehen, die Ueberlegung uns in die Umstände zu schicken, lernen und üben wollen.

Wir kamen durch das wohlgelegene Städtchen Beffort — wo wir

Mai 29 auf der Post schliefen und dann den 29. früh wieder abreisten.

Bey Calmontier sehen Land und Leute erbärmlich aus. In Vesoul trafen wir einen ofizir unter Chateauvieux nahmens Cramer von Genf an. Durch diese Stadt kam ich das erste mahl zu fahren — in Pont sur Saone aßen wir etwas — (ich las in Stillings häuslichem Leben, manches gefiel mir, aber manches schien mir zu unbedeutend um erzählt zu werden.) Nach Langres kamen wir erst nach 10 Uhr Nachts.

„ 30 Zu Chaumont lies ich etwas am Rad der Chaise ausbessern. Das Thälchen bey Bar sur aube ist gefällig. Die Gegenden waren mir bekannt und gar nicht fremde, deßwegen mir auch der Weg kurz schien. — Vor Vandoeuvres trafen wir Rekruten für das Regiment an. Wir kamen noch bey Tage nach Troyes.

„ 31 Von Troyes an wird die Ebene unabsehlich, flach, Baumlos und oede, besonders zwischen Granges und Grez. Es war Pfingsttag, wir hatten zuweilen Regenschauer; aber nie anhaltenden Regen. Auf meiner Reise waren überhaupt die Straßen gut und wenig Regen. Zwischen Nogent und Provins liegt schön des general Pächters Ms. de Boulongue Landschloß la Chapelle mit Canälen und Teichen mit babilonischen Weiden und Erlenbüschen bepflanzt, die Nachtigallen bewohnen. Von Pont sur seine hatten wir einen deutschen Postillion, der kein französisch verstund und äußerst dumm war. Bey Nogent erinnerten wir uns der Abtei Paraclet und Heloisons, die nur $^5/_4$ Stunden abliegt und hätten sie gerne besucht. Doch die Zeit fehlte uns — hinter Provins wird die Gegend reicher. Weinberge mit niedern

Fruchtbäumen. Wir fuhren immer der sinkenden Sonne entgegen. Es hatte des Tags geregnet — alles war erfrischt. Abends hinter gros bois — erschienen mir am goldbeglänzten Rande des Himmels die grauen ragenden Kuppeln und Thurmhelme von Paris; Schlagregen theilten hie und da mit schrägen grauen Streifen die Luft; mit innigem Gefühle sah ich hin auf diese große Welt Stadt, den Standpunkt so mancher Begebenheit meines Lebens! seit meinem ersten Erwartungsvollen anstaunenden Eintritt vor 10 Jahren, biß heute. In Charenton blieben wir übernacht, weil wir nicht bei Nachtzeit unsere unbestimmte Wohnung erfragen wollten.

Juni 1 Den 1ten Juni — Pfingstmontag — fuhren wir durch das weite lange Paris — das durch den feuchten stinkenden Qualm und sein Wagen- und Menschengewühl, wieder alte Empfindungen in mir aufregte, so daß ich glaubte diesen Ort erst vor kurzem verlassen zu haben. In Vaugirard fand ich ein niedliches Logis bei einem Bürger nahmens Louis Trianon, ein zurückgezogener Garkoch — der ein Landhäuschen sich erworben hatte.

Die Compagnie war à la jablonière, ein Theil des Regiments in Vaugirard, ein anderer in Issi und Vambres. Zum Major gegangen, der nicht ferne von mir auf einem Landhause wohnt, und mit ihm gespeist, au Pavillon du bel air.

Nachmittag gieng ich nach Paris; kaufte einige Sachen im Palais royal ein und wollte Schweizer in der rue taitebout besuchen.

" 2 Den 2ten manövrirte das Regiment im champ de Mars, wir semestrier sahen zu. Mit dem chevalier de Bachmann auf Paris gegangen und gespeist.

Im Palais royal vor dem café de chartres traf ich meinen Bruder Gubert an — den ich lange gesucht hatte. Mit ihm in den öffentlichen Spaziergängen. (Er wohnte in der Kaserne von Ruel.)

" 3 Den 3ten übten wir uns in des majors Garten im Marschieren. In Paris mit Herrn Baron H. von Zizers und meinem Bruder gespeist. — Mit dem jungen Lüchern zurückgekehrt. Als ich über den Pont royal gieng begegnete mir ein Herr (es war Baron von Wollzogen, der sich bey mir (wegen der Uniform), nach mir selbst erkundigte; sehr oft stieß ich auf den Straßen auf alte Bekannte, die mich bewillkommten, davon einige meinem Gedächtniß entfallen waren.

Hauptmann Pfyffer
Lt. Zelther } des gardes.
Lt. Anton Diesbach

Marquis de Chastelard, capt. des chasseurs d'alsace.

Diese Tage über hatte ich den Hager aus Sachsen, der schon vorher Kammerdiener gewesen, zum Aufwärter genommen.

Juni 4 Den 4ten besuchte mich unser neuer Feldprediger Herr Exter. In Paris traf ich Herrn Schweizer und Jeanneret an, und fuhr mit ihnen auf ihr Landgut, wo ich auch Madame Schweizer und Bansis Töchterchen antraf. Am Morgen hatte ich dem major Bachmann eine visite gemacht.

" 5 Am 5ten um 7 Uhr dem Exerciren in detail zugesehen. Bey dem Restaurateur Beauvilliers im Palais royal, dessen prächtige apartemente und ausgesuchte Bedienung, vielleicht nicht ihres gleichen haben. Ich traf viele alte Bekannte, besonders garde offiziere an. — Auch sah ich unter den Arkaden den berühmten Baron de Trenck — er ist stark gebaut; trug einen grünen Rock mit Stahl Knöpfen und eine schwarze Kokarde; man sieht ihm den alten deutschen offizier an.

Abends nahm ich von meinem Bruder Hubert Abschied, der in der Nacht in das Land verreisen soll. (Von drei mahl seit ich ihn in der Fremde sah, blieben wir höchstens einige Wochen beysammen.) Vom Palais royal zu meiner Wohnung ist fast eine Stunde Weges.

" 6 Den 6ten waren wir semestrier offizier beim detail. Die beiden Salis-Zizers waren auch hier und der Bergamin. Mit dem Baron Heinrich beym chev. Bachmann. Der Prinz Galizin und mein Freund Floret hatten mich besuchen wollen.

" 7 Den 7ten, Sonntag. Fuhr ich mit dem Major und Herrn Landerset nach Courbevoie. Viele alte Bekannte unter den offizieren und wiedererneute Ideen meiner früheren Jahre beschäftigten meinen Geist; obwohl ich meinen Aufenthalt in der Kaserne nie weder unter die nützlichsten noch angenehmsten Epochen meines Lebens rechnete. Wir speisten mit dem Commandanten Zimmermann, besahen Soldaten Zimmer, Magazine etc., spielten Billiard und verreisten.

Zahnschmerzen hatten mich seit gestern halb betäubt; Nachmittag gieng es besser.

Bey Herrn d'affri visite gemacht, auch bey der alten mad[me] Tascher rue barbette; Einer guten mütterlichen Freundin von mir

und meinem Oncle. nachher im Palais royal soupiert. Wenn ich in Paris so viel schönes, merkwürdiges und großes sehe, das ich bey meinem langen Aufenthalt aus gewohnheit verschmähte, kalt ansah oder nicht bemerkte, so wundre ich mich über meine Unachtsamkeit, und über den Mangel an bedächtigem Beobachtungsgeist, mit welchem allein mir der Aufenthalt von Paris schäzbarer hätte sein sollen. Auch verschwand der Zwischenraum von meiner Abwesenheit beym Anblick der gewohnten Gegenstände.

Juni 8

Den 8ten gieng ich Vormittag nach Paris; und besuchte Herrn Floret und einen Baron Wollzogen. Nachmittag zog das Regiment aus bis gegen Issi. Abends begegnete eine schändliche Szene des Fanatismus vor meiner Wohnung. — Ein Priester, der das Sakrament trug, begegnete 3 jungen Leuten (es waren junge advocaten) die bey der Annäherung ihre Kniee bogen, jedoch ohne sie auf die Erde niederzusetzen; der mit Hallebarde und Degen bewaffnete Kirchen-Schweizer wollte Sie zuerst durch Rippenstöße zwingen tiefer zu knieen; jene antworteten: sie wüßten, was sie Gott schuldig wären, sie seyen Christen und lassen sich nicht durch Gewalt zwingen. — Der wüthende Kirchen Schweizer drang auf sie los — und zog, als man ihm seine Hallebarde festhielt, den Degen. Jezt kam der fanatische Vikar und schrie zu dem Pöbel — Gott zu rächen, den diese jungen Leute beschimpft hätten, ein Haufe rüstiger derber Kerls und rasender Weiber fiel über die unglücklichen jungen Leute her — als unsre Wacht herzugerufen wurde, und sie mit genauer Noth rettete — der Oberst-Lt. und wir andern ofiziere liefen zu dem Lerm herbey, und der Oberst-Lt., der den einen der mißhandelten Jünglinge, aus dem Gewühle auf ihn mit Wuth losschlagender Leute retten wollte und rettete, empfieng selber Streiche. —

9

9. Frühe kamen der Prinz Galizin und Floret zu mir; da ich noch zu Bette war.

Beim Herzog von Guines gespeist, man gieng erst nach 4 Uhr zur Tafel. Gegenwärtig waren ein Herr de Boisclaireau und Mr. O Connel, Oberst vom Regiment Salm-Salm, der auf einer schwimmenden Batterie vor Gibraltar mit dem Prinzen von Nassau gewesen und 10 Stunden lang von 4 Uhr biß 2 Uhr Morgens das Feuer der Englischen Batterien ausgehalten hatte. Abends mußte ich von meinem wahren Freunde, dem Baron H. von Salis-Zizers Abschied nehmen; da er in's Land verreißte.

Juni 10 10. Exerzirte man en detail. Baron Wollzogen, der sich als ein Freund von Schiller angab, kam mich zu besuchen. — Nachmittag fuhr ich nach Paris und gieng zu Herrn Seyler, Küster bey der Schwedischen Kapelle, nun der des seligen Friedels deutsche Bibliothek besitzt. —

„ 11 11. War die Frohnleichnams Procession. Nachmittag traf ich auf dem Boulevard, Prinz Demetri Galizin, Floret und den abé La Place, gebürtig von Arras an — spazierte mit ihm biß hinter Arcueil, wo wir die berühmte Wasserleitung, in einem Thale ein Gärtchen des abé Delille, von einer Anhöhe einen lieblichen Prospect auf eine Ferme sahen; die mit Wassergraben durchschnitten war. (Wir fiengen eine Karpfe in einem Bache und gaben sie einem armen Weibe.)

„ 12 12. wir manoeuvrirten zur Probe im champ de Mars — Viele garde officiers und ihr major sahen zu, unter diesen war Alléman vormals sergent jetzt Feld adjutant bey der generals compagnie; dieser erinnerte mich an seinen Vorgänger den guten gestorbenen Traubel.

„ 13 13. In Paris im Hotel de bourbon an der Wirtstafel im Palais royal, abends mit Schweizer.

„ 14 14. Sonntag. Die Inspection bey der Compagnie gemacht, und Nachmittag vor dem Grafen von Artois (der unsre Uniform trug), dem Kriegsminister Puy Segur, und einer großen Menge generale und Volcks bey viel Tausenden im champ de Mars manœuvrirt. Wir hatten die Kanonen von der garde. M. de Barthés aß mit mir; Mr. Martique Baletta und andere Fremde. Die Witterung war erwünscht.

„ 15 15. Einige unserer Compagnien wurden nach Poissi, chaton und au Pec detachiert; visiten gemacht bey Hauptleuten von der garde u. a. m.; beim Presdt. Tacher gespeist. Ein Herr O Connor und ein Cavalier Pirdemonte[1] de Verona waren die Bekanntschaften, die ich machte; auch waren 2 H. Khevenmüller da, die mir aber nicht anziehend schienen. In den Spectacle de Monsieur aux Rulevès, einer italienischen Opera buffa: La Villanella rapita, musik von bianchi, beigewohnt.

„ 16 16. In Paris — aß in der rue balette au main mit dem Herrn v. Wollzogen und einem Baron v. Stein im Hotel de bourbon an der Wirthstafel.

---

[1] Verfasser der Abhandlung sul gusto presente in Italia und Poesie campestri u. a. mehr.

17. Der Porte drapeau Ackermann und Cadet Fressin waren bey mir. In Paris bei Wollzogen, dem Prinz Gallizin und Floret mit H. Frey; auch Herrn Gams besuchen wollen. Mit dem chev.[1] Bachmann nach Hause gefahren. Juni 17

18. war Feyertag in Paris. Mit dem aide major Fegeli bey einem Restaurateur. Verschiedene Bekannte im Palais royal angetroffen; in der italienischen Comedie — wo man das naive Stück les deux petits Savoyards vorstellte. Abends mit Herrn Iselin und einem Herrn Falkeisen von Basel. " 18

19. Nach Paris gegangen; visiten gemacht; beym d'affri gespeist, nebst andern ofizieren vom Regt. und der garde. Ich saß beim alten und fand mich ganz wieder in meinen alten Verhältnißen. In der Prinzessin Gallitzin Losche in der französischen Comedie; — Es gab öftere Regenschauer und als ich heim gieng war es finster; Ich traf einen Todten-Wagen an, in dessen bedecktem Kasten man viele Leichname zugleich auf die vor der Stadt liegenden Begräbniß Plätze zieht. — (Ein Pfarrer und ein Junge mit einer Fackel, weit vor gehend, gehörten noch zu dieser Nacht Szene.) " 19

20. War der M.quis de Chatelard bey mir mit dem ich in Lausanne in gleicher Pension gewesen; wir sprachen von unserem dortigen Aufenthalt. — In Paris auf dem Cafe lernte ich den Schwager des Herrn Treuttel kennen, Wirz aus Strasburg. Es hatte etwas geregnet; der Abend war schön, vom roth bewölkten Himmel sank Kühlung und meine Seele eröffnete und entfaltete sich wie sonst immer seltener milden dichterischen Empfindungen. Im Palais royal sah ich viele schöne Tableaux. Die Söhne des Herzogs v. Orléans schlafen nur auf Matten — in ihrem Zimmer waren allerlei modelle von Schiffen, Gebäuden etc. etc. " 20

21. Sonntag. Vormittag las ich im Zimmer. Der hundertschweizer B. Platner von Malans wollte zu mir kommen. Nachmittag gieng ich nach der französischen Comedie, wo man den (von) H. Ducis französisirten Hamlet aufführte. (Bey einzelnen Stellen besonders in der Rolle der Mlle Baçeloup überliefen mich doch Schauer, des herzerschütternden Shakespear.) Ich traf den Cav.lier Pirdemonte im Foyer an; er logiert Hotel de Brabant au palais B. No. 36..... andre Bekannte auf dem Spaziergang und im Luxembourg. Von da nach Hause ist eine 1/2 Stunde. Die Barriere liegt halbwegs, " 21

sonst meistens Spaziergänge. An einer Uebersetzung für Pirdemonte gearbeitet. Auf dem Boulevard traf ich ein Mädchen von etwa 3 Jahren an, das sich verlaufen hatte. — Biß erst unter den vielen Umstehenden, die das weinende Kind bedauerten — zum großen glück ein Weib es erkannte und seinen Verwandten zuführte; Eine charakteristische Szene in einer großen Stadt.

Juni 22 22. mußten wir in Vaugirard consignirt und marschfertig bleiben, weil die Etats generaux sich nicht vereinigen konnten, und man eine gährung befürchtete.

„ 23 23. Blieb ich wieder gezwungen in Vaugirard. las, schrieb, suchte in meinen Papieren, war auf dem Cafe und beim major. — St. Louis de Flué war bey mir. Der König hielt eine Séance royale zur Unterdrückung der tiers Etats.

„ 24 24 gieng ich nach Paris — besuchte verschiedene Bekannte, Floret, Prinz Gallitzin, Cav. Pirdemonte und legte einige Karten ab. Die gährung war sehr groß; Ein abbé der etwas gegen den 3ten Stand sollte gesagt haben, ward gezwungen (am Palais royal) kniend dem Volck abzubitten. — Im französischen Schauspiel orest und Les deux pages nach Engels Edelknaben, in welchem Stück fleuri den König in Preußen trefflich vorstellt.

„ 25 25. bekamen wir Kanonen mit Munition und Kugeln, denn der gestrige Tag in Versailles war unruhig gewesen, Hauptmann Ackermann war bey mir. Viele Soldaten von der französischen garde verließen trotz ihrer Ordres ihre Kasernen; und weigerten sich etwas gegen den tiers etat zu unternehmen, zogen mit ausgelaßenen, alle disciplin verachtenden Haufen umher und wurden von einigen Burgern im Palais royal und anderswo tractiert und aufgehetzt.

„ 26 26. Auf dem Billiard. Zu Hause gelesen. Mr. Philipe Capol besuchte mich.

„ 27 27, Nach Issi spaziert, wo ich einige unserer ofiziers antraf. (Das Regiment v. Reinach kam in St. Cloud und Feve an.) Nachmittag in einem englischen Garten eines Herrn Lefevre nicht weit von meinem Logis gewesen, in welchem einige schöne Ideen ausgeführt sind.

„ 28 28. Sonntag. Durften wir wieder nach Paris gehen. Ich besuchte Herrn gambs, den schwedischen gesandschafts Prediger, einen interessanten Mann von edler Denkart und etwas kränklich. In das

Luxenburg, und vor die schöne Kirche Ste. geneviève gegangen. (Fast alle Tage dieses Monaths hatte es wenig oder viel geregnet.)

29. Nachmittag mit den Herren Christen nach Paris gegangen. Im Palais royal, wo wir aus Behutsamkeit uns während der größten Volksgährung nicht hatten in Uniform zeigen wollen, bei Einer Miniatur Mahlerin, die in Zeit von einer Stunde ähnliche Porträte macht. Schweizern angetroffen, bey Herrn Alleman adjutant bey der generals Compagnie. Ein Theil der Soldaten der französischen garde, nahmen öffentlich die Parthie des tiers état — Juni 29

30. — am Morgen war ordre unser Regiment nach bourg la Reine und Seaux zu verfügen. — bald darauf kam contre ordre. Nachmittag gieng ich nach Paris, und machte weit herum meine Geschäfte; bey meiner Rückkunft traf ich die Dragoner und Husaren an, die von der Ecole militaire nach Paris zogen; Ich beschleunigte meine Zurückkunft und kam an, als man eben den generalmarsch geschlagen hatte, man theilte scharfe Patronen aus und wir brachen auf. Mit muthiger Entschlossenheit zog ich der vermutheten so widrigen als gefährlichen expedition entgegen; (das Volk stand betäubt. Der Mond schien etwas düster feyerlich). es kam aber, als wir kaum eine Viertelstunde marschirt hatten, contreordre, und nur die grenadiers zogen vor das Hôtel du Chatelet. Erst um Mitternacht legte ich mich aufs Bette. — " 30

1ten Julius. Der gestrige Auflauf zur Erbrechung der Gefängniße und Befreyung einiger Rebellischer Soldaten von der fr. garde war noch ohne Blutvergießen abgelaufen. Beim Duc de guines gespeist (unter den Gästen war der Dragoneroberst Cte de Durfort civrac) Wegen den Unruhen kehrten wir gleich nach dem Essen zurück. Etwa 60 Soldaten der französischen garde kamen en corps und mit einer Trommel in unser Compagnie Quartier um zu saufen. Besofener Pöbel griff einen auf der Straße an, um sich für den tiers etat zu erklären. — Juli 1

Der bißherige Soldat Peter Sutter von Thiersheim Prettigäu, trat bey mir in Dienste.

2. War ein Zeichner nahmens Müller aus dem St. gallischen bey mir. Ich war genöthigt den Soldaten Curat fuchteln zu lassen. Nachmittag gieng in den Königsgarten, und besah das merkwürdige Naturalien Cabinet. Bey meiner Rückkunft war wieder allarm; Ein Theil des Regiments war schon weg; ich setzte ihm nach und begleitete es bis zur Barriere de grenelle; wo wir scharf laden — " 2

ließen vor allem Volck. — Ich mußte zurück zum Regiment eilen, das im Garten vor des Herrn Oberstlt. Quartier biß um Mitternacht unterm Gewehr war in Erwartung eines Treffens; doch blieb auch diesmahl alles ohne fernere Zufälle. Der 15 Jahrstag des zu frühen Todes meines Onkels hier in Paris: Jour funeste.

Juli 3 3. — Das Regiment ward wieder consigniert; ohngeachtet die Geschäfte der Etats generaux gut giengen, finden sich immer in Paris unruhige Köpfe. Freund Frei war bey mir und aß mit mir. 5 Uhr nachmittag marschierte ich wieder mit einem detachement mit geladenen Gewehren nach Paris zur Barriere grenelle wo man eine Unternehmung der Soldaten von der garde auf das Hotel de chatelet befürchtete. — Um 11 Uhr kamen wir von dieser Vorsichtswache zurück. — Es war eine sehr schöne Nacht. — (Ich schickte einen Brief nach Hause.)

„ 4 4. Wieder ein sehr unruhiger Tag. Um Mittag kam der Oberst Lt. mit dem Bericht, das Regiment sollte sich diese Nacht marschfertig halten. Herr Fändrich Pfyffer von der garde war bey mir. Der gute Joseph Gros, den ich im Land engagiert hatte, starb im Hotel Dieu. Um 8 Uhr Abends nahm das Regiment das Gewehr und blieb biß gegen 10 Uhr. — Ich hatte in der Eil mein Gepäck in Ordnung gebracht. — Wir ruhten in Kleidung nur etwa 2 Stunden.

„ 5 5. Sontags um 4 Uhr nahm man das Gewehr; die Unwissenheit unserer Bestimmung, und die Erwartung einer wichtigen Expedition — würkte bey vielen ein tiefes Schweigen und allerhand Vermuthungen von Entwafnung der französischen garde, von einem Zuge nach Versailles. — Doch glaubte man wir würden irgendwo ein Lager beziehen, wo das Regiment sicherer wäre — und in beßerer Bereitschaft zu Thätlichkeiten.

Wir zogen von Vaugirard voll ungewißer Erwartung, als wir in das champ de Mars kamen, ließ man uns halten. Wir trafen da die grenadiere an, die die Nacht über im freien gewacht hatten. Wir zogen in die Ecole militaire und blieben ohne Versorgung. — Nachmittag kamen Zelte an die wir aufschlugen, die Nacht über aber schlief alles auf Stroh. Aus Unbescheidenheit meines Zimmergefährten Hptm. Nicodemus blieb ich auch ohne diese Bequemlichkeit, und auf dem Boden und Mantel. Nun erfuhren wir daß sich im champ de Mars ein Lager von fremden Regimentern versammlen sollte. Baron Wollshofen (Wolzogen) kam zu mir.

6. War ich müde von den Fatiguen und Nachtwachten. Um 5 Uhr nahmen wir wieder das Gewehr und bezogen unser Lager; wir mußten es aber wieder verlaßen, indem man die Fronte umänderte. Wir kamen gegen das Gebäude der Ecole zu stehen; die fronte gegen Paris. Vormittag kam das Regiment von chateau vieux (aus Orléans) und Nachmittag das 2te Bat.llon von diesbach an (aus Amiens). Ich hatte eines der engsten und zerlöchertsten Zelte bekommen und brachte die Nacht unter einem Soldaten Zelte zu; eine Menge Volcks wollte das für Pariser neue Schauspiel eines Lagers sehen. Ich bekam ein beßeres Zelt. Juli

7. Die Wittrung war gut aber etwas warm. Gegen Mittag kam das 2te Batllon von diesbach von Arras an. — Die Regimenter hatten ihre Märsche forziert. — Die französische garde versuchte ihre Kanonen in der Nähe. Wir erhielten strengere Ordre im Camp zu bleiben. Prinz Galizin, Herr gambs, abé de la place und viele Leute kamen zu mir. „ 7

8ten war das Lager für jedermann verschlossen biß Nachmittag. Herr President von Tascher kam und verschaffte mir die intereßante Bekanntschaft des gelehrten und berühmten Herrn von Villoison. Ich lernte verschiedene andere artige Leute kennen, doch war das Lager weniger lebhaft als gestern. Ein Regiment artilleristen kam an; Marschall von Broglio commandirte, unter ihm der Graf von Narbonne. „ 8

9. Ich speiste au gros Caillou, gieng nach den Invaliden und besah die erhabene Kuppel des Doms und das ehrwürdige Gebäude. Das Einfache Monument des vorigen gouvernörs Guibert von dessen Sohn errichtet gefiel mir besonders. Unter den verschiedenen Bekannten, die mich besuchten, war Herr Conradi vormals mein Lehrer in Chur, Freund des Hilmer und den ich nachher im Pays de Vaud vor bald 11 Jahren zuletzt gesehen. Er erkannte mich gleich, ich ihn nicht. — Das Volck ward gegen uns erbitterter, weil es uns nicht gewinnen konnte, zu Untreu und Insubordination. — Die assemblé nationale begehrte die Entfernung der Truppen. Die Buben nannten uns spottweise Betteraves (rothe Randen). „ 9

10. Die Schwühle unter den Zelten war drückend. Den Tag über im Lager. Hptm. Reding, Lt. Salis Samade und Vogelsang der jüngere, nebst verschiedenen andern garde officieren besuchten unser Lager. Ich litt wieder anhaltend an Zahnschmerzen. „ 10

Juli 11 Den 11ten kam die mdme Grenut von Genf mit ihren Söhnen und Herrn Conradi zu mir, ich zeigte ihnen das Lager mit den Herrn Planta im Lager des schönen Cavalerie Regiments royal allemand im Garten des Schlosses la muette.

„ 12 12. Sonntag. Ein sehr geschäftsvoller mühsamer Tag. Frühe vor 4 Uhr stand das Regiment schon im Gewehr. Der Pöbel hatte in der Nacht die Barrierè blanche verbrannt. wir marschierten aber nicht und blieben nur immer in Bereitschaft. Die Gährung des zahllos um unser Lager versammleten Volcks war sichtbar steigend. Dieser für Frankreich wichtige Tag — brütete die grausame Empörung aus. Die Nachricht von Neckers Entfernung verbreitete eine allgemeine Consternation. Um 7 Uhr schlug es für unser Regiment in's Gewehr; wir zogen ungestört nach der Place de Louis XV. Dort hatten sich schon einige blutige Vorfälle zwischen den Cavalleristen des royal allemand, den Dragonern vom Royal und den Husaren gegen den aufrühꝛischen Pöbel von etwa 4 à 5000 Bürgern und einigen hundert bewafneten rebellischen französischen garden ereignet. Tiefe düstre Stille herrschte, nur unterbrochen vom lauten Geheule rasender Haufen; noch feuerte man. Einige wurden blessiert. Es blieben einige Cavalristen und Pferde. Die Cavalrie drang in die Tuillerien. Wir blieben biß um 1 Uhr, um die Wege nach Versailles zu bedecken, und erwarteten entschloßen eine blutige ataque. Baron Besenval und der Major von der Garde waren auf dem Platze. Ihr Regiment stand in den champs eliseés im Gewehr. Wir kehrten bey Nacht und Regen mit vieler Fatigue über Feve nach unserem Camp zurück, denn wir fürchteten einen Ueberfall, wenn wir über die Seine gesetzt hätten. Am Morgen den

„ 13 13ten um 1/25 kamen wir im Lager an: müde und naß vom starken nächtlichen Regen. Unterm Gewehr über 9 Stunden, ohne die geringste Nahrung 19 Stunden, ohne Schlaf sozusagen zwey Nächte. Um 10 Uhr war wieder allarm, alle 3 Regimenter traten in's Gewehr. Die Rebellen zogen mit gräßlichem Heulen, mit Aexten, Stöcken und Gewehren bewafnet in Vaugirard und gros Caillou umher — die boutiquen blieben verschloßen oder wurden eingeschlagen. Die Rebellen bemächtigten sich der Waffen und der Munition, die sie auffinden konnten, Eine grüne Cocarde war das Zeichen, ohne welches man seines Lebens nicht sicher war. — Den Tag über blieben wir auf

alle Fälle bereit unter den Waffen im Lager. Der Aufruhr dauerte immer fort. Die Burger subscribierten sich bey Tausenden. — Alle öfentliche Sicherheit, Handel und Wandel und Correspondenz wurde gestört. — Mordbrennerei, Raub und Mord ward allgemein. — Wir erwarteten alle Augenblicke das äußerste wagen zu müssen. Einzelne Personen schoßen zuweilen verborgen in unser Lager. Auch die ansehnlichern Burger bewafneten sich, wir blieben biß nach 3 Uhr unterm Gewehr. Wir erwarteten einen Ueberfall und ich commandirte ein piket.

14. Die Aufrührer verbrannten alle Barrieren und die neuen kostbaren Gebäude; man legte Feuer an verschiedene Orte, bemächtigte sich der Kanonen und Gewehre des Invaliden Hauses. 60,000 war die geringste Zahl auf die man die bewafneten schätzte. Man errichtete Batterien gegenüber unserem Lager auf der Höhe zwischen Passi und Chaillot. Deputierte kamen ins Lager und begehrten von uns Erklärungen; Wir hatten ihren Plan, den spätere Nachrichten bestätigten, entdeckt, uns in der folgenden Nacht mit 30,000 Mann von allen Seiten zu umringen; bei dieser verlegenen Lage blieb uns nichts als die defensive und Vertheidigung. Bereit, unterm Gewehr, vermieden wir nur uns zu ergeben oder mit Rebellen zu capituliren, eher entschloßen alles zu wagen.[1] Bey einbrechender Nacht gab uns der Zapfenstreich das Signal zum stillen Aufbruch; wir verließen (3 Regimenter stark mit Husaren und Cavallerie) das unvortheilhafte Lager oder die Hürde des champ de Mars. Zwar wußten wir nicht wohin, doch immer in's freie Feld und um uns Versailles zu nähern, wo des Königs Person selbst nicht mehr sicher war. Graf von Narbonne Fritzlar und Herr von Besenval sehr verlegen marschierten zu Fuße an der Spitze meiner Compagnie, an der tête der Colonne; nach Mitternacht kamen wir nach Seve. Die erschreckten Leute öffneten mit Mühe die verschloßenen Thüren. Eine matraze am Boden war mein Lager. An diesem Tage ward durch Mord, Brand und alle Gräuel des fürchterlichen Aufruhrs die Stadt und die Nation gebrandmarkt — die einst die Bluthochzeit feierte. Die Bastille wurde erobert, drin war auch ein detachement von unserem Regiment. Die Commandanten wurden enthauptet, unser commandirender offizier, Louis von der Flüe soll .... aufgehängt seyn. Die Aufrührer trugen nun roth und blau, die Livree von Orléans, statt grün.

Juli 14

[1] Vgl. übrigens den auf Salis zurückgehenden Bericht Reichardts (s. oben S. 69).

Juli 15 15. Vormittag kam ein friedlicher Kurier von Versailles mit der Nachricht, daß der König sich der assemblée nationale in allem ergeben und überlassen habe; mit dem Versprechen die Truppen zu entfernen. Die unterbrochene Communication zwischen Paris und Versailles ward wieder hergestellt und eine deputation der Stände fuhr unter lautem Zujauchzen vive le Roi et la Nation (la plus inconsequente et la plus cruelle) nach Paris um den Unruhen und dem ausbrechenden Civil Krieg zu steuern. Diesbach, Chateauvieux, von Rheinach, Royal allemand, Husaren und Dragoner — formierten nebst der Schweizergarde in St. Cloud unsere kleine armée von 6 à 7000 Mann, die einzige Stüze des Königs. Ich besah die Porzellanfabrique in Sève, und fand in der Person des Inspektors Hettlinger von Winterthur einen gefälligen Mann, seine Sammlung von Merkwürdigkeiten und sein Kunstgenie verdienen Achtung. Er ist der Erfinder einer Art Gemählde à la mosaique; incrustierte Federn, Papillons, Blumen etc. machen die Farben; auch erfand er den Lapis arboreus nachzuahmen, indem er Tropfen eines ligkeur auf Porcellan fallen läßt. —

„ 16 16. Blieben wir noch in Seve, welches die Bürger allarmierte. Man ließ uns die ganze Zeit ohne artillerie außert einigen Kanonen der Schweizergarde, man nahm uns seit 2 Tagen sogar die Freiheit die Schüße zu erwiedern, die man auf uns that. Ein Soldat von dem detachement der Bastille kam zurück, ohne Nachricht von seinen vermuthlich unglücklichen Kameraden. Er selbst verdankte sein Leben 2 deutschen Soldaten, der französischen garde. Ich stand die Mühseligkeiten leicht aus. Meine Heiterkeit und Festigkeit wuchs in der Gefahr. Ich habe alle Ursache, mich für den Krieg tüchtiger und fähiger zu halten, mehr als ich mir sonst selbst zutraute. Abends erhielten wir ordre zu verreißen — wir wußten nicht wohin. — Es gieng nach Marli; wir kamen kaum unter Dach; viele Soldaten schliefen auf dem Rasen. Die Armee unter dem Commando des Marschalls von Broglio aus 4 Schweizer Regimentern und cavalrie bestehend: Es geschahen bey Nacht einige Schüße, gleich verbreitete sich die Meinung wir seyen in einen Hinterhalt gerathen.

„ 17 17. Nach kurzer Ruhe verreisten wir; Bouillon und Nassau stießen zu uns; Broglio war dabey; wir eskortierten viele voitures und proscribirte Große. Unser Marsch, wo auch die offiziers zu Fuße

gehen mußten, dauerte 10 Stunden, 8 Lieues Wegs biß St. Denis zu machen über le pec chaton und argenteuil. In St. Denis kamen wir ermüdet an und campierten im Garten der abaye. Kaltfeuchte Nacht. Unsere Equipage war weggenommen; — Wir hatten nichts als unsre Kleidung auf dem Leibe — der Quartiermeister und alles Geld blieb aus; wir hatten eine sehr starke desertion; das verächtliche französische Volck sah unsern Rückzug mit Hohn an — weil wir nicht treubrüchig am König seyn wollten. Unsre Lage schien manchem noch mißlicher, weil man uns abzudanken suchte — mir wäre es in manchem Betracht lieb. In St. Denis kamen gegen 8000 Mann zusammen. Unter Bouillon fand ich Herrn Cursol, einen ofizier, den ich einst im Chaillot gekannt hatte. Einen Theil der Nacht, die feuchtkalt war, im Freyen beim Wachtfeuer zugebracht; in den Zelten hatten wir nur Stroh, keine Decken. — Um 4 Uhr

Juli 18

18 verreiste ich zu Fuß mit der Vorwacht, um die Etapes zu besorgen; unser Weg gieng durch das reizende Thal von Mont morenci, die Fülle der Fruchtbarkeit schmückt seine reichen Felder mit allen Produkten der Natur und Hanf und Korn, Erbsen und Weinreben. Wiesen und Gruppen von Fruchtbäumen wechseln den mannigfaltigen Anblick begränzt von sonnigen Hügeln. Wir trennten uns von den andern Regimentern, um in die alte Garnison Arras zu ziehen. Unmutig ward ich über diese Nachricht, da wir hätten können nach Metz kommen, wenn nicht unsere Vorgesetzten selber es verhindert hätten. — unsre erste Tagreise war bis Pontoise. Hier trafen wir ein Detachement Jäger des evechés an; der Major, Cpte de Vassen hatte ich in Arras gekannt; die Ofiziere des detachements traktierten fast unser ganzes Corps; hier schlief ich seit 15 Tagen das erste mahl wieder in einem Bette; seit 3 Wochen ausgesetzt 5 Nächte in Stiefeln durch Märsche und eine immerwährende Bereithaltung nach dem Zeugniß der erfahrenen ofiziere mehr als im Kriege fatiguirt. In der Freude über die Nachgiebigkeit des Königs gegen den 3ten Stand riefen die Männer mir zu: Camerades Suisses vous mangerez aussi dorènavant du pain plus blanc.

„ 19

19 Sonntags brach das Regiment um 4 Uhr auf, aber kaum eine halbe Stunde vor dem Thore erhielten wir contreordre. Streifende Horden von Bösewichtern vierhundert und mehr stark beunruhigten die Gegend von Agarmain, Poissi etc., plünderten, enthaupteten und

marterten die Leute bey denen sie überflüssiges Korn fanden und begehrten 6 Köpfe aus der Gegend. Man begehrte Truppen und wir blieben vor einmahl in Pontoise. — Seit 3 Tagen verlor ich 6 Mann durch desertion, das Regiment mehr als 100, ich logierte à l'étoile; man durchsuchte gerichtlich und mit Soldaten die Häuser: ob wirklich Getreide vorenthalten würde. Die erste Nacht seit 4 Wochen, wo ich ausruhen konnte.

Juli 20 20 blieben wir in Pontoise. Das Regiment stellte sich auf den Markt: ein paar hundert Bauern drangen an die Thore und begehrten wohlfeiler Brod. Wir waren ungewiß zu verreisen oder hier detachiert zu bleiben.

„ 21 21 um 3 Uhr sollte das Regiment verreisen; es kam aber Gegenbefehl; ich änderte mein Logis und traf zu einem Herrn Soret, Receveur des Decimes du clergé; Er und seine Frau waren sehr höfliche Leute. Abends war ich in Gesellschaft und vom Soupé im Hause.

„ 22 22 kam ich auf das piquet. Ein detachement der bewafneten Bürger von Paris hundert Mann stark, rückte hier ein. Der Ofizier, der sie commandirte, aß mit uns. Die Nacht brachte ich auf der Wachtstube zu.

„ 23 23 Nachdem ich vom piket kam, aß ich in der auberge und schrieb Nachmittag einen langen Brief an meinen Vater.

„ 24 Ich aß bey meinen Hauswirthen, und war im Garten und Hause eines gewissen Herrn de Verville, bey ihm traf ich den Curé de Sergi einen eifrigen Königsfeind und die Schwester des Herrn Scribe in Arras, nahmens la bopière an.

„ 25 25. war ich gröstentheils zu Hause; ich machte eine Parthie Brelan, und schrieb Briefe. Außert der Furcht vor der desertion der Soldaten schien mir Pontoise ein artiger Aufenthalt. Mr. Soret hat solide Kenntniße, Madame Soret ist ein vernünftiges braves Weib (Sie war sehr genau mit Diderot bekannt). Sie machten mir meinen Aufenthalt angenehm, und ich ward in diesem Hause gleich nicht mehr fremde. Alle mögliche Achtsamkeit erfordern meine Erkenntlichkeit. — Es kam ordre zum Abmarsch nach Arras.

„ 26 26. Um 3 Uhr schlug es ins Gewehr. Aber statt des Wegs nach Beauvais nahmen wir den nach Mantes. Das Regiment war sehr übernommen von diesen verwunderten Maasregeln. Bretagne

und die Küsten der Normandie waren die Oerter, wohin der Weg uns führen konnte. Auf einer Höhe $1^1/_2$ Stunden hinter Pontoise ist eine weite Aussicht. Paris, die Stadt voll Gräuels in den jetzigen Unruhen, zeigte sich noch deutlich unsern Blicken. Wir machten in Meulan eine Halte und kamen um 3 Uhr in Mantes an. Die Leute empfingen uns mit Mißtrauen und Kälte; ich loschierte bei einem Krämer Hubert genannt. Gegen Abend kam eine Truppe von etwa 100 ehemaligen französischen und Schweizer garden und bewafneter Burger vermischt mit einer Trommel und Gewehren an. Ungewiß, ob sie als Feinde oder heimliche Verführer unserer Soldaten hier einzögen, war unsere Lage äußerst beunruhigend; öfentlich unsere Leute angeredet und weggenommen zu sehen, mußten wir verhaßt und verrathen gelaßen ansehen. Der Abend war schön; von der Brücke, die der von Neuilli gleicht, bewunderte ich mit Frei den herrlichen Lauf der Seine, deren Weidenufer und stillhergleitende Flut von einem röthlichen Schlaglicht der untergehenden Sonne sanft verklärt war.

Wir begehrten von hier wegzukommen und schickten Herrn Buxtorf nach Versailles. —

Juli 27

27. kam ein Befehl, der uns nach Pontoise zurückwies. (Herr von Besenval war verkleidet entflohen; die neuen Minister wußten nichts von den Regimentern und ihren Standstätten.) Um 11 Uhr verreisten wir unter anhaltenden Regengüßen wieder nach Pontoise; in Meulan machten wir Halte. Die Bürger trugen uns ein Nachtlager an. — Von der Höhe ist eine herrliche Aussicht: Meulan mit seiner Brücke, vorher die Seine und ein weites Thal voll Fruchtbarkeit. Die Bauern standen an den Wegen in komischen bewafneten Gruppen mit Furken, Sensen an Stangen, den es hatte in allen Dörfern Sturm geläutet und ein Gerücht daß Banden von 600 bewafneten Spitzbuben, das Korn abzumähen und die Städte anzugreifen, herumziehen. In Pontoise wurden wir äußerst gefällig wieder empfangen, weil sie unsrer benöthigt waren; die Männer waren alle bewafnet ausgezogen.

„ 28

28. blieben wir in Pontoise; ich speiste im Hause; und durchsuchte meine Papiere. Abends waren einige unsrer Herren und Fremde hier.

„ 29

29 Hatte ich Muße wieder etwas anzusehen. Ich war auf der Höhe des Schloßes, von der man eine ausgebreitete Aussicht genießt.

Juli 30 30. fieng ich an im Wirthshaus au juste zu speißen, die Nachricht von meiner in Vaugirard zurückgelassenen Equipage war schlecht. Längs der Oise spaziert gegenüber einer schönen schmahlen Weiden Insel.

„ 31 31. Ein Regnichter Tag. Bey der Austheilung der Etapes. Nachmittag in einem Buchladen, gelesen. — (Es kam Bericht Herr von Besenval seye in Nogent aufgefangen worden. Dann Morgens brachte mir Frei die gute Nachricht mein Koffer sey in Sicherheit.

Aug. 1 Den 1ten August kam der Lt. Louis de Flué an, den wir in Paris bei der affair der Bastille verunglückt geglaubt hatten. — Mit ihm kam auch der Soldat Frippa von unserer Compagnie. Zu der abtei Maubuisson, wo Carl des IV. und der Königin Blanche Begräbniße und Monumente sind. Diese Königin war des heiligen Ludwigs Mutter — Dieser König soll in einem Hause daneben gewohnt haben, das noch steht.

„ 2 2 Sonntag. Hatte ich die Wacht auf dem Platz. Herr Antoine Christen war mein Leutnant. Die Nacht auf dem Wachtzimmer.

„ 3 3 hieß es wir kämen nach Chartres in garnison. In unserem Hause speiste mit uns ein gewisser Mr. Vieillard, der in China gewesen war. Ich gieng in ein äußerst malerisches Dorf à l'Erémitage spazieren. Man überbrachte unserem Oberstlt. die Bürgerkokarde von Seiten des Stadtmagistrats, und unser Regiment steckte sie endlich auf. Die Farbe war nun roth, blau und weiß, nachdem sie die Modesucht der Franzosen schon zweymal verändert.

„ 4 4. War seit langer Zeit der erste warme Tag. Es kam ein Kurier an mit der ordre, daß unser Regiment mit ausnahme von 5 Compagnien, die hier in Pontoise blieben, nach Ecouis in der Normandie marschieren soll.

„ 5 Den 5ten verließ ich früh Pontoise: meine Hauswirthe verdienen mein dankbares Andenken. Unsere Tagreise gieng biß Magni einem ziemlich artigen Flecken. Ich war mit Herrn Dieffenthal loschiert.

„ 6 Den 6ten. Unsere Compagnie war in einem Dorfe $^1/_2$ Stunde vor Magni einquartiert. Um $^1/_2$4 Uhr verreist. Die Nacht war sehr schön und Mondschein; Die Gegend weniger intereßant, unabsehliche Kornfelder voll dicht wallenden Aehren mit Apfelbäumen besetzt. Ich machte über 4 Stunden Wegs zu Fuße — wie ich bey schlechten Pferden gewöhnt bin. Im kleinen Flecken Ecouis kam unsre mit

3 andern Compagnien zu stehen. Die 8 andern wurden auf die Dörfer in der Nähe zerstreut. Nach langem mühsamem Lärmmachen, daß man mir nur kein Bett allein geben wollte, nahm mich ein Canonicus in seinem Hause auf. Ich besah die Kirche, die eine merkwürdige Grabinschrift und Mausoleum von Enguerrard de Marignie, dem Favoriten Philip des schönen, der mit dem Strang an dem Montfaucon hingerichtet worden. —

Den 7ten. Beim Erwachen brachte man mir die Nachricht, daß in der Nacht ordre angekommen seye, unser Regiment in Rouen einrücken zu lassen. — wir marschierten um 7 Uhr ab. Auf diesem Wege genoß ich von zwo der schönsten Aussichten die ich in meinem Leben gesehen. Das Thal von Fleuri ward auch von den Gefühllosesten für Naturschönheit mit lautem Freudenausruf und dem Frohlocken der Bewunderung begrüßt. Auf die überraschendste Weise entdeckt man plötzlich vom Bord einer beträchtlichen Anhöhe dieses Thal, in welchem die Natur mit allen ihren Lieblichkeiten überschüttet hat. Reicher und prächtiger, aber weniger rührend war nun der Anblick von Rouen. In einem Becken eng zusammengedrängt die Häuser dieser großen Stadt und die von Mastbäumen starrenden Schiffe in der hier schon von der Meeresflut schwellenden Seine.[1]

Aug. 7

* * *

Den 7 August ist der Zeitpunkt von welchem ich dieses Tagebuch fortführte.

Der Anblick von Rouen ist herrlich; man sieht von der Höhe die reiche enggebaute große Stadt, in einer Vertiefung von der Seine durchschnitten, die hier mit einem Forst von Masten und Thauwerk von mehr als hundert Schiffen bepflanzt, sich durch die fruchtbare Fläche windet. Hoch erhebt sich die gothische Kathedral Kirche mit ihren spitzen Thürmen über die niedrigen Dächer, dennoch tief unter dem Standpunkt der überschauenden am Katharinen Berge. Wir zogen über die Kais durch einen starken Volkszulauf; bey der Brücke hatten wir den traurigen Anblick zweyer wegen des letzten Auflaufs gehängten.

Unsere compagnie wurde im Fauxbourg Cauchoise einquartiert.

Das Regiment von Navarre gab uns ein répas de corps. — Das Regiment Dauphin Dragoner, und Detaschement von Royal

[1] Hier beginnt ein neuer Band des Tagebuchs.

champagne waren auch hier zur nehmlichen Bestimmung, der Korn Convoi's für Paris — die in diesen Unruhen von zahlreichen Banden angegriffen und geplündert worden. . . . .

Aug. 8 Den 8ten beym commandanten Mquis von Harcourt visite gemacht. Die grenadiers und 3 Compagnien mit dem Stab wurden von uns detachiert nach yvetot? wir blieben nur ohngefähr 280 Mann in Rouen. Das Innere von Rouen ist alt, die Häuser meist von Ziegelspan, die Gaßen enge. Wir waren in dem alten Palais einem festen Schloß, das die volontairs in Besitz hatten.

„ 9 Den 9ten Sonntag schrieb ich nach Hause. Das Detaschement zog auf die Parade auf dem Platz vor der Kathedral Kirche. Das Regiment Navarre gab den Offiziers, der Bürgerschaft und den volontärs eine Mahlzeit. (Roth mit schwarzen aufschlägen war die Uniform der Bürger Blau mit roth die der volontairs). Bey dieser Mahlzeit waren wir gegen 200 Personen. Man trank die Gesundheit des Königs und der Nation. Im Schauspiel, der Saal ist Rund und schön — Weiß und Gold — die Säulen ganz vergoldet.

„ 10 Den 10ten wurden unsere Leute in das Carmeliter Kloster verlegt. Man schlug Betten in den Langen Klostergängen auf, einige offiziers loschierten in leeren Zellen. Mein Logis traf in der Nähe zu einem Parlaments presidenten Mr. de Bigot de Sommésnil, Rue Beauvoisine. — Ich ward in hohe weite Säle loschiert — fand mich aber anfangs noch nicht so traulich als bey der edlen Familie Soret. Heute empfieng ich einen Brief von meinem lieben Vater. Vor 6 Wochen hatte ich die letzten Berichte von unserer Familie (vom 24. Junius datiert) erhalten. Heftige Bewegung bestürmt mein Herz, bey dem Inhalt dieses Briefes eines klugen würdigen Vaters. Selber soll ich mit Ueberlegung meiner Pflichten mit kaltem Entschluß die Bande zerschneiden die meine Seele an das zärtlichste Mädchen heften, Alles Glück zurückstoßen — an deßen Möglichkeit zu zweifeln, mir noch Trost war.

Diesen Seelenkampf zu kämpfen braucht es Muth — und Zeit! Unser Regiment nahm das Gewehr und zog vor die Schiffbrücke. — Execuzion zweyer armer Opfer der Strenge, die die Volkssicherheit dort nöthig macht, war wenig gemacht mich aufzuheitern. Ein junger Mensch, dessen jugendliches Gesicht herzliches Mitleiden, und deßen kalter gleichgültiger Mut Erstaunen erregte, bestieg selbst ohne Bläße noch Zittern

die Leiter. Der schnelle Uebergang vom frischen Leben zum Tode — die schnelle Zerstörung der Züge gab mir Stoff zu reflexionen über die Menschheit. Sichtbar war die Angst des ältern Delienquenten, der immer an's Kruzifix sich anhaltend schmiegte und mit den Worten — Mon Dieu pardonne moi mes pechés von der Leiter geworfen ward — dann noch reden oder rufen wollte, wie ich aus seinen Zügen bemerkte, die mir auszudrücken schienen.

12. Diese Tage war es sehr warm. Ich gieng mit einem Detachement von 50 Mann und 15 Dragonern unter meinem Commando auf die Höhe von Lavalette, um einen Convoi von 22 Getreidewagen in der unsicheren waldichten Gegend, wo man sie vor kurzem geplündert, zu bedecken. Mein Auftrag ward glücklich ausgerichtet; abends machte ich meinen Raport beim Major d'Harcourt dem hiesigen Commandant. (Unter den Volontärs, die unsern Konvoi begleiteten, war ein St. Galler nahmens Hugo) Unser Weg führte durch eine Gegend, die viele Aehnlichkeit mit der von St. Gallen hatte. Aug. 12

13. Gieng ich über den Platz, auf dem die Statue des Mädchens von Orléans den Ort bezeichnet, wo 1431 den 31 Mai diese Heldin verbrannt worden. — Gegen Abend war wieder eine Exekuzion, eine Folge des letzten Auflaufs. „ 13

16. Sonntag. — An der Ehrengastung die die Herrn Offiziers der Bürgerschaft und die Volontairs der hiesigen Besatzung gaben, waren weit über 200 Mitgäste. Man trank Gesundheit des Königs von der Nation und unsrer Regimenter von Trommeln und Musik begleitet. — Diese Feyerlichkeit galt der Vereinigung der Bürger und des Militärs. „ 16

20. Die Feyerlichkeit, daß alle Truppen (außer uns Schweizern) der Nation, dem König und dem Gesetz einen neuen Eid der Treue schwuren — nachher dem Tedeum in der schönen Metropolitan Kirche beiwohnten, war prachtvoll. Das Schauspiel ward erst nach 7 Uhr eröfnet. Der Anblick der mit Truppen angefüllten gothischen Kirche, deren Hallen von Kriegs Musick und feyerlichen Orgeltönen erschüttert wurden, war majestätisch — die Bürgerschaft und die Volontairs wohnten bey. — mir war nicht ganz wohl und ich litt von der Kolik. „ 20

21. Nachmittag war die Exekuzion zweyer Geistvoller wichtiger Personen, die Hauptanführer des Tumults in dieser Stadt sollten gewesen seyn. Der eine war der bekannte sehr gute komische actör Bordier „ 21

den ich in Paris spielen gesehen. — Der andere ein Advokat von Falaise nahmens Jourdain vor kurzem noch Hauptmann einer hiesigen Volontärs Compagnie. Beyde waren Männer von kaum 30 Jahren. Der erste trug einen grauen Frack, Lederhosen und seidene Strümpfe. Sein Gesicht war voll, seine Bildung angenehm, je meurs en honnête homme sagte er als er die Leiter bestieg. Jourdain trug einen Ueberrock von gelbgrünem Tuch und mit großen gelben Knöpfen — paillefarbe Hose und keine Weste. Er war etwas pockennarbicht und größer als Bordier. Er starb muthig. je pardonne à tous mes Ennemis und Ne me manquez pas. — waren seine letzten lauten Worte zum Scharfrichter. Ich war nicht nahe, sondern auf einem holländischen Schiffe. — Traurige Reflexionen beschäftigten mich. Welche Lage für einen denkenden Menschen, von lebhafter Einbildungskraft, und Empfindung wie ein Schauspieler von Welt und Hoffnung verlassen — an Leben und Ehre verzweifelt — wie leicht durch das Beispiel verführt. Welch ein unglücklicher Zusammenhang brachte diese bedauernswerthen Männer zu dieser traurigen Entwicklung ihres Schicksals: Ein Opfer der öfentlichen Ruhe zu werden. Der advocat ein Erbe von 200 biß 300,000 gewesen und Gatte und Vater verschwendete sein Gut, stark war dennoch sein Einfluß auf die Bürger durch Geist, Wohlredenheit und Unternehmungsgeist. Der Schauspieler durch seine Talente im Besitz eines jährlichen reichen Einkommens; durch seinen guten lustigen Humor wohl gelitten beym Publicum und den Großen. — Stark war die Wache; die Volcksmenge füllte nicht nur den Platz, Fenster und Dächer; auch die Masten der Schiffe im Hafen; und die Seile waren voll Leute. Warum dachte ich sucht der Mensch mit thörichter Neugierde Gelegenheit auf, seine Seele mit Bildern gräßlicher oder trauriger Begebenheiten zu erfüllen? sucht er Mitleiden zu fühlen? oder ists inconsequenz.

II.

Brief Josts an J. G. v. Salis.

Delalaude pres de Montargis, 28 Juin 1792

. . . (Er theilt seinem Freunde, der sich damals in Rouen befand, den Entschluß mit, zugleich mit dem Sohn des Oberst Salis-Samaden „servir la nation“ und fährt fort): „Nous sommes tous les deux employés à l'état-Major de l'armée du Midi au quartier general a grenoble sous le Commandant en chef, M. Montesquiou qui nous a demandé, Salis Samade est son proche parent du coté de son epoux, et me connoissant son ami, il m'a proposé de partager mon sort avec le sien; Mr. de Salis est adjutant général de l'armée avec le brevet de Colonel, et moi adjoint à l'etat-Major en qualité de Lt. Colonel; Son état etant une place fine (fixe?) qui lui rapporte en tems de paix 6000 ₶, et en tems de guerre 8000 ₶, il quittera selon tous les apparences le Regiment des gardes Suisses, moi par contre, n'étant pour le moment qu'adjoint, je conserve ma place aux gardes Suisses avec un Supplement de Mille ₶, en tems de paix et 2000 ₶ en tems de guerre, 600 ₶ dedomagement pour les equipages de guerre, et une gratification, qui me mettra au lot des lieutenants colonels de l'armée, qui ont 3600 ₶ d'appointemens, les colonels ont 800 ₶, en dedomagement, on seroit a plaindre si on devroit faire ses equipages avec cela, car Salis Samade a depensé passé deux mille écus et moi pres de mille. l'aristocratie de notre regiment a vu de fort mauvaise oeil notre depart pour l'armée, surtout le mien, restant attaché au corps et tirant mes appointemens, aussi a-t-on voulu y mettre opposition: apres avoir obtenu nos lettres d'avis, nous fimes en toute dilligence nos equipages, et apres les avoir faits Salis vouloit donner sa demission le jour de son depart, et moi j'allois l'avant veille en prevenir mes chefs, je fus tres bien reçu chez le Lt. Colonel, assés froidement chez le Major, et mal chez le colonel, qui me disoit qu'il

croyoit ce service incompatible avec celui des Suisses, et que par consequent il croyoit qu'avant que de partir, je devois donner ma demission aux gardes, je lui fit entrevoir, que je n'avois qu'une adjointion, qui ne me donnoit qu'un supplement, et que je ne pouvois être adjoint, qu'étant en activité, de maniere, qu'en quittant ma place aux gardes, je devois de même quitter mon adjointion, que les decrets et les ordonances parloient en ma faveur; Mr d'Affry persista dans son opinion, alors je lui ai dit, que j'allois me transporter chez le ministre pour lui en parler, ce que je fis sur le champ, mais l'ayant pas trouvé, j'ai laissé une lettre a l'hôtel (il faut savoir mon cher, que nous avons été nommés par le Roi sous le ministere de Mr. Servan, et que le ministre actuel Mr. Lajard est entierrement endoctriné par Mr. D'affry, sur quoi ce dernier se fondoit, car Mr Lajard a été sous son commandement son adjutant general, et du reste un homme fort neuf dans la place qu'il occupe pour le moment:) le Ministre ayant differé deux jours de me repondre, et sachant par un ami, qu'il étoit indeci sur mon compte, j'ai dressé une petition pour l'assemblée nationale, que j'étois intentioné de presanter moi même, J'ai donc prevenu la veille un grand nombre des deputés, ainsi que le Ministre et Mr. d'Affry, que si je n'avois aucune reponse satisfaisante jusqu'au lendemain a l'heure de l'assemblée, que je presenterois ma petition, en citant des exemples et de decrets en ma faveur; allors Mr d'Affry, que je n'ai plus vu depuis son refus ecrivit au Ministre, qu'il devoit regarder la chose comme faite, et ce dernier me dit verbalement chez lui, que je n'avois qu'a partir, en me montrant la lettre de Mr. d'Affry, me proposant de me faire expedier tout ce qui pourroit m'être necessaire, je lui repondit, que j'étois déjà pourvu de tout, et que dans une demie heure. au lieu d'aller a l'assemblée, je monterai a cheval pour joindre l'armée, étant tout botté et eperoné; Mr. de Salis voyant qu'on étoit si avide des demissions s'est decidé de ne pas donner la sienne, on le rayera, si on ôse, du tableau, mais il dit, que d'autres capitaines et officiers avoient étés de même employés dans les camps et armées sans avoir donné leur demission, nous veront ce qui en arrivera, jamais ils n'auront

le coeur de le rayer; le chevalier de roll et Capol sont a coblenz, il faudra rayer ceux la auparavant, d'ailleurs pere, fils et petits fils d'Affry ont étés employés dans l'armée françoise sans avoir quitté pour cela, et encore nombre d'autres, ainsi tout ceci n'étoit qu'une mauvaise humeur de Mr d'Affry, il étoit faché, que nous ayons étés employés sans que cela aye passé par lui, et lorsqu'il étoit question de nous deux au conseil du Roi, il a été decidé, que les lieutenants aux gardes Suisses d'apres les ordonances des deux rois predecesseurs avoient non seulement le rang, mais aussi le grade de Lt. colonel, c'est sur cette decision, que Salis a eu son brevet de colonel, et moi mon emploi comme Lt. Colonel, Mr d'Affry est faché de cela, car il aime mieux, avoir a faire a des Subalternes, on peut donner des ordres plus raides, enfin vous aurés appris le decret rendu le 24 au sujet du regiment de Salis grison (le remplacement a faire par l'ancienneté de Service) c'est ce decret qui servira de base, que jamais les capitulations avec les Suisses sont renouvellées, ce dont je doute tres fort; les Suisses refuse (sic) dans ce moment le renouvellement, et la nation n'en voudra plus faire apres la guerre."[1]

---

[1] Dieser Brief, wie Salis Tagebuch, sind buchstäblich getreu wiedergegeben.



Namensverzeichnis.

(Mit Ausschluß der Beilagen.)

S.

